This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

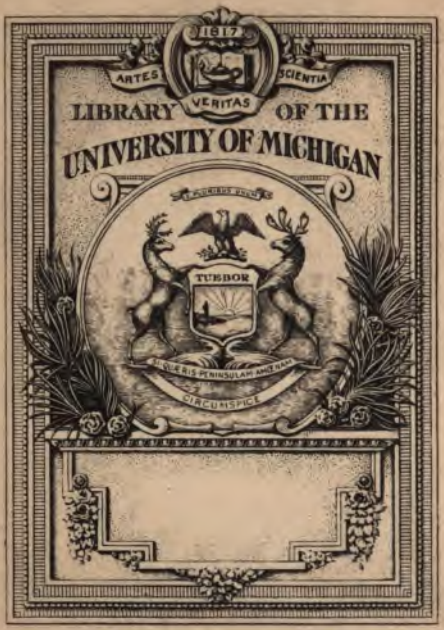
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

GESTOCHEN BEY J. FOPPEL. MBG.

GRAEBER DER EGYPTISCHEN MAMMELUCKEN KOENIGE.

VERLAG VON J. G. CALVE IN PRAG. DRUCK V. C. MAYER IN MBG.

UNIV. OF MICH.

Taschenbuch

zur Verbreitung

geographischer

Kenntnisse.

Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von

Johann Gottfried Sommer.

Für 1838.

(Sechszehnter Jahrgang.)

Mit 6 Stahl- und Kupfertafeln.

Prag,

J. G. Calve'sche Buchhandlung.

1838.

Compl sets
Hieraem.
5-20-30
21747

Inhalt.

Seite.

Einleitung. Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen 1

I. Laborde's Reise zu den Ruinen von Petra . . 1

II. Neu-Seeland. Nach Yate 92

III. Skizzen aus Aegypten. Nach Wilkinson und Lane 198

IV. Streifzüge durch Biscaya und Castilien. Nach Roscoe 279

Stahl- und Kupfertafeln.

I. *Ansicht von Petra.* (Zu S. 48. Aus Laborde's Reise.)

II. *St. Katharina - Kloster am Berge Sinai.* (Zu S. 75. Aus Gérambs Pélérinage à Jérusalem.)

III. *Mission Waimate auf Neu - Seeland.* (Zu S. 187. Aus Yate's Account of New Zealand.)

IV. *Gräber der ägyptischen Mamelucken - Könige.* (Zu S. 275. Aus Wilkinson's Topography of Thebes etc.)

V. *Paſs von Pancorvo.* (Zu S. 286. Aus Jenning's Landscape Annual for 1837.)

VI. *Das Escurial.* (Zu S. 306. Aus demselben Werke.)

ALLGEMEINE ÜBERSICHT

DER NEUESTEN REISEN UND GEOGRAPHISCHEN ENTDECKUNGEN.

(FORTSETZUNG UND ERGÄNZUNG ZUM VORIGEN JAHRGANGE.)

Die neue Expedition nach *Island* und *Grönland*, welche im Frühling 1836 unter dem französischen Capitän *Tréhouart*, als Befehlshaber der *Recherche*, abgegangen war, um die Nachforschungen in Betreff der *Lilloise* fortzusetzen,*) ist eben so erfolglos gewesen, wie die frühere im J. 1835. *Tréhouart* ist am 27. Septbr. 1836 wieder im Hafen von Cherbourg eingetroffen, und hat sogleich am 28. dess. M. seinen Bericht an den

*) S. den vorigen Jahrgang, S. XXXIII.

Seeminister erstattet. Nur die Hoffnung geht daraus hervor, dafs die Mannschaft der Lilloise irgendwo an der Ostküste Grönlands einen Zufluchtsort gefunden haben und vielleicht durch Vermittelung der Eingebornen und der dänischen Behörden wieder nach Europa heimkehren könne. *Tréhouart* kam nach vielen und grofsen Gefahren am 6. Juli zu *Frederickshaab*, an der Westküste von Grönland an, und wurde von dem Vorsteher dieser Niederlassung, Herrn *Moller*, an welchen er Empfehlungsschreiben vom Statthalter von Island mitbrachte, sehr wohlwollend empfangen. Herr *Moller* wufste durchaus nichts von dem Verschwinden der Lilloise und hatte selbst den Namen dieses Schiffes noch nicht nennen hören. Da er in steter Verbindung mit den andern Niederlassungen, namentlich mit *Julienshaab* war, so versicherte er, dafs, wenn das Mindeste über das Schicksal jenes Schiffes bekannt geworden, es ihm gewifs nicht verschwiegen geblieben wäre. Dasselbe bestätigte auch der Vorsteher von Ju-

lienshaab, Herr *Wolf*, welcher einige Tage darauf ankam und ebenfalls erklärte, dafs er nie etwas von der Lilloise gehört habe. Auf die Bitte *Tréhouarts*, ihm offen zu erklären, ob man es für möglich halte, dafs die Mannschaft der Lilloise sich habe retten können, und ob sie jemals die dänischen Niederlassungen zu erreichen hoffen dürfe, schrieb Herr Moller an den Statthalter von Island, Herrn *von Krieger*, es sei zwar unwahrscheinlich, aber doch nicht unmöglich, dafs einige Leute des Schiffes über das Eis hinweg nach der Ostküste von Grönland hätten gelangen können, vorausgesetzt, dafs sie ein leichtes kleines Fahrzeug, hinlängliche Lebensmittel und warme Kleidung besessen hätten, um eine Ueberfahrt von mehren Tagen auszuhalten. Sollten Einige so glücklich gewesen seyn, das Land zu erreichen, so würden sie wohl unter günstigen Umständen längs der Küste bis nach *Fredericksthal* (einer Niederlassung zweier herrnhuthischen Missionäre) haben gelangen können und auf

diesem Wege mehre Eingeborne angetroffen haben. Hätten sie *Julienshaab* erreicht, so wären sie von Seiten der dänischen Beamten daselbst aufs beste empfangen worden, und diese hätten gewifs sogleich nach *Kopenhagen* darüber berichtet. Capitän *Tréhouart* schrieb sogleich an die Herren *Graah* und *Hollebul*, die obersten dänischen Beamten in Grönland, und bat sie um ihre gütige Mitwirkung zur Erreichung des Zweckes der Expedition. Am 21. Juli verliefs er Grönland, nachdem er Herrn *Moller* das Blatt der *Annales maritime* zurückgelassen, worin die für die Rettung der Mannschaft der Lilloise ausgesetzte Belohnung bekannt gemacht war, und traf am 7. Aug. wieder in Island ein.

Während seiner Abwesenheit waren die in Island zurück gebliebnen, der Expedition beigegebenen Gelehrten nicht müfsig gewesen. „Die Naturgeschichte," — sagt *Gaymard* in seinem Berichte — „die Statistik, die Heilkunde, der malerische Theil der Reise, die Meteoro-

logie, die Physik, die Astronomie, die Geschichte, die Sprache und die Literatur von Island haben uns zahlreiche und schätzbare Dokumente geliefert. Unsere Sammlungen sowohl von Kunst- als Naturerzeugnissen füllen nicht weniger als 112 Kisten und Fässer. Nur allein die Mineralien-Exemplare belaufen sich auf mehre Tausend, welche sämmtlich an den Orten ihres Vorkommens gesammelt worden und in unsern Museen bisher fast ganz unbekannt gewesen sind.“ Der Physiker *Lottin* hat aufser astronomischen Bestimmungen auch zahlreiche magnetische Beobachtungen, mit Beziehung auf die Sternwarte von Paris, gemacht. *Marmier* widmete sich dem Studium der isländischen Sprache und Literatur. *Gaymard* sammelte merkwürdige historische und statistische Daten und entwarf gemeinschaftlich mit *Robert* eine Karte der Insel. Der Maler *Mayer* brachte 207 Zeichnungen mit zurück. Auch in Grönland wurden einige Beobachtungen gemacht. Es wurde eine Flasche jener Substanz

gesammelt, welche dem Schnee der Polarländer die rothe Färbung giebt, deren mehre Seefahrer in der Nacht vom 11. bis 12. Nov. 1833 erwähnt haben. Die einzige Quelle in der Nähe von *Fredericks haab*, eine halbe Seemeile nordöstlich davon, zeigte eine Temperatur von + 3° (wahrscheinlich des hunderttheiligen Thermometers), während die der Luft 5° war. In den Wohnungen der Eingebornen stieg das Quecksilber auf 8° bis 12°, je nach der Zahl der darin befindlichen Menschen, und je nachdem eine Lampe darin brannte oder nicht. Die Temperatur der Luft im Freien war 6°. *)

Eben so wenig als der Zweck der Recherche erreicht worden, haben sich die Hoffnungen verwirklicht, welche man in Betreff der neuen Expedition des Capitän *Back* nach der *Hudsons-Bay* gehegt hatte. **) Dieser berühmte Reisen-

*) *Nouveau Magasin de Voyages* etc., par M. *Verneur* etc. Paris, 1836. 6. Heft. S. 259 u. ff.

**) S. den vor. Jahrgang dieses Taschenbuchs, S. XXI.

de, welcher am 28. Juni 1836 als Befehlshaber des königl. brittischen Schiffes *Terror* England verlassen hatte, um wo möglich aus der Hudsons-Bay durch den *Wagers River* oder die *Repulse-Bay* in den Theil des Polarmeeres vorzudringen, welcher sich von der *Halbinsel Melville* bis zum *Cap Turnagain* erstreckt, ist, Zeitungsberichten zufolge, in den ersten Tagen des Septembers 1837 unverrichteter Sache und in einem traurigen Zustande nach *Long Swilly*, an der Nordküste von Irland, zurückgekommen. Das Schiff hatte vom August 1836 bis zu demselben Monate 1837 mitten im Eise zugebracht und die Mannschaft diese ganze Zeit über sehr am Skorbut gelitten; auch waren drei Personen an dieser Krankheit gestorben. Von besondern wissenschaftlichen Entdeckungen kann unter so traurigen Umständen keine Rede gewesen seyn.

Der Wundarzt und Naturforscher *King*, welcher den Capitän *Back* auf seiner frühern Reise nach Nord-Amerika zur Aufsuchung des Capitän Rofs, in den

Jahren 1833 bis 1835, begleitete, hat ebenfalls eine Beschreibung dieser Reise *) herausgegeben, welche hauptsächlich die *naturhistorischen* und *physikalischen* Ergebnisse derselben darstellt. Aufserdem hat er in diesem Werke häufig seine Unzufriedenheit mit dem Benehmen Capitän Back's ausgedrückt und ihn namentlich beschuldigt, dafs er die Rückreise zu früh angetreten, dem Dr. King seine Handschriften zurückbehalten, die naturhistorischen Sammlungen nachlässig behandelt und auf King's eigenen Vorschlag, selbst einen Ausflug mit 5 oder 6 Gefährten machen zu wollen, nicht geachtet habe. Diese Beschuldigungen haben indessen wenig Gehör und Glauben in England gefunden, und Capitän *Back* ist, was den Hauptpunkt, die zu frühe Rückkehr, betrifft, durch die Instruction der Regierung hinlänglich ge-

*) *Narrative of a Journey to the Shores of the Arctic Ocean*, in 1833, 34 and 35; under the Command of *Capt. Back*, R. N., by *Richard King*, etc. etc. 2 Voll. 12. London, 1836.

rechtfertigt worden, welche ihm ausdrücklich vorgeschrieben hatte, seine Forschungen, wie auch immer der Erfolg derselben seyn möchte, nicht über die Jahreszeit hinaus fortzusetzen, wo es ihm noch möglich seyn würde, die Winterquartiere vor dem Eintritt der strengen Kälte zu erreichen. Capitän Back sagt in dieser Beziehung, S. 425 seines Tagebuches, unter dem 15. Aug. 1834: „Alle Hilfsquellen waren erschöpft und vergebens jede Hoffnung, durch das Eis und die anhaltenden Nebel, welche Alles in Dunkelheit hüllten, noch weiter vorwärts zu kommen. Ich war einmal Willens, die Gesellschaft zu theilen, vier Mann zur Bewachung des Bootes zurückzulassen und mit den Uebrigen nebst Herrn King eine Landreise nach *Point Turnagain* zu unternehmen; aber dieses Vorhaben wurde gänzlich vereitelt durch die Unmöglichkeit, irgend eine Sache von Gewicht auf einem Boden fortzuschaffen, wo man bei jedem Schritte bis über das halbe Bein tief einsank, nirgends Brennstoff und Trink-

wasser fand, und jede Person, die krank geworden, ihrem Schicksale hätte überlassen müssen. . . . . Unter diesen Umständen blieb mir keine Wahl, als die Mannschaft zu versammeln und ihnen zu erklären, dafs der von Sr. Maj. Regierung für meine Rückkehr bestimmte Zeitpunkt eingetreten sei, welche Mittheilung auch mit allgemeiner Zufriedenheit aufgenommen wurde.“ Capitän *Back* hat auch von der brittischen Regierung die grofse Prämie erhalten.

Nach den *südwestlichen Theilen* von *Nord-Amerika* hat im Verlauf des Sommers 1837 Dr. *Schrader* aus Hildesheim eine Reise angetreten, um dort Naturalien aller Art zu sammeln und nach Europa zu senden. Die Reise wird auf Actien, im Betrage von sechs Thalern, unternommen, so dafs für jede Actie, wie die Theilnehmer es eben wünschen, eine gewisse Zahl Species von Thieren, Mineralien oder Pflanzen geliefert werden.

Ueber die *westlichen* Länder der *Vereinigten Staaten* von Nord-Amerika ist

in der neuesten Zeit viel Merkwürdiges bekannt geworden. Ein holländischer Reisender, *Van Quickemborne*, hat im J. 1835 die Indierstämme besucht, welche die Gegenden westlich vom *Missuri* und von den Ufern dieses Stromes bewohnen. Aufserhalb der Gränzen und westlich von dem Staate gleiches Namens hat die Regierung der Union einen indischen Bezirk gebildet, wo sich bereits verschiedene Stämme niedergelassen haben, die ehemals in den östlichen Staaten sefshaft waren. Auch alle noch übrigen Stämme der letztern Gegenden, so wie des neuen Staates Michigan, sollen nach diesem Bezirke gebracht werden.

Dieser indische Bezirk ist von grofser Ausdehnung. Er wird östlich vom Arkansas und Missuri begränzt; der Rothe Flufs trennt ihn südlich von Mexico, und in Westen soll er bis ans Stille Meer reichen. Die Regierung ist Willens, ihn in *zwei* ausschliefslich *indische Staaten* abzutheilen, und es ist dem Congrefs schon vorgeschlagen wor-

den, die westlich vom *Arkansas* gelegene Abtheilung in die Union aufzunehmen. Dieses Gebiet umfaſst die Stämme der *Tschaktas*, *Tschikas*, *Kriks*, *Osaschen* und einen groſsen Theil der *Tschirokis*, deren Ueberreste sich noch nicht haben entschlieſsen können, Georgia zu verlassen. Der neue Staat wird seine eigne, aus selbstgewählten Mitgliedern bestehende gesetzgebende Versammlung haben und vom Präsidenten der Union einen Gouverneur, so wie das Recht erhalten, einen Abgeordneten zum Congreſs nach Washington zu schicken. Die verschiedenen Stämme dieses Gebietes bilden eine Bevölkerung von mehr als 50,000 Menschen. Es befinden sich unter ihnen auch *Yazus*, *Arkansas*, *Natsches*, *Alabamas* und andere Indier, deren Vorfahren ehemals durch die Jesuiten zum Christenthum bekehrt worden, welches aber bereits gänzlich wieder erloschen ist.

Das zweite Gebiet, dessen Einverleibung aber dem Congreſs noch nicht vorgeschlagen worden, obschon die Bundes-

regierung ebenfalls damit umgeht, liegt westlich vom *Missuri* und wird theils von eingebornen, theils von eingewanderten Indierstämmen bewohnt. Unter die letztern gehören die *Senekas*, deren kürzlich verstorbenes Oberhaupt zur katholischen Religion bekehrt worden war; es sind etwa 4 bis 500 Köpfe; ferner die *Piankaskas*, die *Weas*, die *Peorias* und die *Kaskaskias*, vier ehemals sehr zahlreiche Volksstämme, die aber jetzt zusammen nicht über 6 bis 700 Mann stark sind; ferner die *Tschawanus*, die *Delawarer*, die *Kickapus*, eine Horde *Ottawas* und *Pottowattomis*. Die eingebornen Völker bestehen aus den *Kianzas*, *Ajuas*, *Saaks*, *Ottas*, *Mahas*, *Panis* und vielen andern zahlreichen und kriegerischen, weiter westlich wohnenden Stämmen, mit welchen bisher noch wenig Verkehr Statt gefunden hat. Mit Ausnahme dieser Eingebornen und der Osaschen, haben alle diese Völker in ihren Sitten und ihrer Lebensweise grofse Veränderungen erfahren. Die leidenschaftliche Kriegslust beherrscht sie nicht

mehr; die Regierung gestattet ihnen nicht, sich einander zu befehden. Die gröfsere Zahl dem Feinde abgenommener Skalps (Schädelhäute) ist keine Auszeichnung mehr. An den Gränzen volkreicher Staaten gelegen, bietet die Jagd, bei der Seltenheit des Wildes, kein hinlängliches Auskommen mehr dar, und die sonst der Arbeit abgeneigten Indier sind jetzt genöthigt, Ackerbau zu treiben.

Die Stämme, welche nach dem Verkauf ihrer Ländereien in den verschiedenen Staaten der Union sich hier in dem neuen Bezirk niedergelassen, haben von der Regierung andere Grundstücke erhalten, und empfangen aufserdem jährlich eine bestimmte Geldsumme, welche für jeden Kopf höchstens 5 Dollars beträgt. Die Regierung bestreitet die Kosten der Uebersiedelung und liefert für das nächstfolgende Jahr Lebensmittel. Dieses ist für die Rothhäute ein Jahr des Ueberflusses und Wohllebens; nicht selten machen sie noch bei den Handelsleuten *(Traitans)* Schulden, wel-

che den Betrag des Jahrgeldes übersteigen. Die Folge ist, dafs sie im zweiten Jahre den drückendsten Verlegenheiten preisgegeben sind, nun aber auch zu arbeiten anfangen. In ihren Verträgen mit der Regierung ist fast überall festgesetzt, dafs ihnen diese auf ihre Kosten für die ersten vier oder fünf Jahre eine bestimmte, obwohl geringe Menge Vieh, einen Schmiedt, zur Verfertigung und Ausbesserung der Werkzeuge, und einen Lehrer für die Kinder liefert. Viele Stämme haben schon grofse Fortschritte in der Gesittung gemacht, hauptsächlich die *Tschaktas*, *Kriks*, *Tscherokis*, *Tschawanus* und *Delawarer*, welche so viel Mais und Waizen bauen, als sie für den gröfsten Theil des Jahres bedürfen. Die letztern beiden Stämme wohnen auch nicht mehr in elenden Hütten, sondern jede Familie hat nach amerikanischer Weise ihr eignes hölzernes Haus; auch haben sie Pferde, Rindvieh, Schweine und Geflügel. Schon folgen einige benachbarte Stämme ihrem Beispiele.

Seitdem alle diese Völker keine Kriege mehr mit einander führen, haben sie das Meiste ihrer vormaligen Wildheit verloren. Die Vielweiberei besteht nicht mehr in dem Grade wie ehemals; doch kommt es noch häufig vor, dafs Eheleute sich trennen und andere Verbindungen eingehen. Der Mann hat eine unbedingte Gewalt über das Weib; er kann sie ungestraft tödten; doch ereignet sich dieses Verbrechen nur selten. Uebrigens halten die Männer die Hausarbeit noch immer für etwas Unanständiges, und der gröfste Theil derselben lastet auf den Weibern. Bis jetzt sind noch keine regelmäfsigen Gesetze unter diesen Indiern eingeführt, und das Ansehen des Stammhauptes ist sehr schwankend. Indessen vertritt er, mit Zustimmung seiner Räthe, die Interessen der Nation bei der Bundesregierung, durch die Dazwischenkunft eines Agenten, welchen die Vereinigten Staaten unterhalten. Jeder Stamm hat einen Handelsmann *(Traitant)*, der die Waaren zu den vom Agenten bestimmten

Preisen verkauft. Diese Handelsleute sind fast sämmtlich Franzosen. Auch werden von protestantischen Geistlichen einige Schulen unterhalten. Diesen und andern Missionären, welche sich freiwillig unter den Indiern niedergelassen haben, ist es zu verdanken, dafs alle diese Stämme sich immer mehr dem Zustande der Wildheit entreifsen und einer höhern sittlichen Veredelung entgegen gehen. *)

Sehr unterhaltend und über den Zustand der *westlichen Länder* der angloamerikanischen Union äufserst belehrend sind auch zwei neue Werke des bekannten amerikanischen Schriftstellers *Washington Irving*. Das eine: *Astoria, or Enterprise beyond the Rocky Mountains*, 3 *Voll.* 12. *London*, 1836, enthält die Geschichte des ersten Gründers des amerikanischen Pelzhandels in den Ländern jenseits der Felsengebirge, des Herrn *Astor*, welcher an der Mündung des Columbia-Flusses die nach ihm be-

*) *Nouv. Ann. de Voyages*, 1836, Novbr., S. 232 u. ff.

nannte Niederlassung *Astoria* anlegte. Irving hat aus Tagebüchern, Briefen und andern Papieren ein höchst lebenvolles Gemälde jener westlichen Länder und Indierstämme zu entwerfen gewufst. Nicht minder ist es ihm gelungen, in einem zweiten Werke, unter dem Titel: *Adventures of Captain Bonneville; or, Scenes in the Rocky Mountains of the Far West*, 3 Voll., London, 1837, uns die Wildnisse der Gebirgsländer im Westen der Vereinigten Staaten und das gefahrvolle Leben der sogenannten *Trappers* (Fallensteller, Pelzjäger) in diesen unwirthbaren Gegenden vor die Augen zu bringen. Beide Werke sind für unsere Uebersicht keines Auszugs fähig; doch haben bereits einige teutsche Zeitschriften, namentlich das *Ausland*, gröfsere Bruchstücke daraus mitgetheilt.

Mexico wird durch die Europäer, welche sich in diesem Freistaaten-Bunde angesiedelt haben, besonders durch mehre *teutsche* Kaufleute und Bergbeamte, immer genauer bekannt. Ein sehr wichtiges Werk in dieser Beziehung ist:

Burkart's Aufenthalt und Reisen in Mexico, in den Jahren 1825 *bis* 1834; *Bemerkungen über Land, Produkte, Leben und Sitten der Einwohner, und Beobachtungen aus dem Gebiete der Mineralogie, Geognosie, Bergbaukunde, Meteorologie, Geographie* etc. 2 Bände. Stuttgart, 1836. Der Verfasser war zuerst drei Jahre Director der Bergwerke, welche die englische *Tlalpujahua-Compagnie* in Mexico bearbeiten läfst. Hierauf unternahm er einige wissenschaftliche Reisen in den mexicanischen Staaten, und trat dann im J. 1828 als technischer Chef für den Bergbau von *Veta Grande* in den Dienst der englischen Bolanos-Compagnie. Das genannte Werk, welches der Verfasser nach seiner Rückkehr nach Europa im J. 1835 ausgearbeitet hat, enthält einen wahren Schatz an mineralogischen, geognostischen und bergmännischen Wahrnehmungen, namentlich zahlreiche Beobachtungen über die Erz-Lagerstätten und die Vulkane Mexico's der heutigen und der längst vergangenen Zeit, und bietet aufserdem

auch dem Geographen, Geschichtforscher, Statistiker, Staatsmann, Fabrikanten, Kaufmann, überhaupt jedem Gebildeten reiche Belehrung und mannichfache Unterhaltung dar. *)

Unter Anderm geschieht in Burkart's Werke über Mexico auch der merkwürdigen *Ruinen* Erwähnung, welche unter dem Namen *los edificios* (die Gebäude) bekannt sind, eigentlich aber *Coatl camatl* heifsen und 12 spanische Meilen südsüdwestlich von der Stadt *Zacatecas*, bei *La Quemada*, liegen. Eine genauere Beschreibung derselben enthält ein in spanischer Sprache abgefafstes handschriftliches Werk von *C. de Berghes*, über welches in Berghaus Annalen etc. (1836, Aug. und Septbr., S. 372 u. ff.) berichtet wird. Die Ruinen scheinen drei sehr verschiedenen Zeiträumen anzugehören. Die ältesten sind die geräumigsten und ausgedehnte-

*) Man sehe eine Uebersicht des Werkes in Berghaus *Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde*, Nr. 139 (1836, Okt.) S. 48 bis 76.

sten, und erstrecken sich viele Leguas weit. Man erkennt im Thale von Quemada sechs Hauptpunkte, wo die Reste der alten Wohnplätze nur in Grundmauern von Städten und Dörfern, einzelnen Häusern, Wasserleitungen und Strafsen bestehen, während man von den neuern Ortschaften noch ganze Mauern, befestigte Wohnungen, Tempel, grofse Säulengänge und Pyramiden erblickt. Jene werden den Tolteken und Tschitschimaken, diese den Azteken zugeschrieben. Herr *de Berghes*, der im J. 1835 nach Europa zurückgekehrt ist, war beschäftigt, seine reichen Sammlungen über Mexico zu ordnen und zur Bekanntmachung vorzubereiten.

Unser teutscher Landsmann *Waldeck*, welcher im Frühling 1836 ebenfalls nach Europa zurückgekommen war, *) legte in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft am 23. Mai dess. J. eine Menge schöner Zeichnungen vor, die er zu *Palenque* und in andern Ge-

*) S. den vor. Jahrgang, S. CLVIII.

genden von alten Ruinen in Guatimala und Mexico gemacht hat. Unter Anderm bemerkte er in Betreff der Alterthümer Guatimala's, dafs er auf der Spitze einer dieser Ruinen einen Baum gefällt habe, von welchem die Jahresringe eines Astes ein Alter von 973 Jahren anzeigten, und doch mufste das Gebäude schon eine Ruine seyn, als der Baum Wurzeln darin schlug. *Waldeck* hat acht Jahre Zeit und eine Summe von 8000 Pfd. Sterl. seinen Forschungen gewidmet, und wird die Ergebnisse derselben im Druck erscheinen lassen.

In der Sitzung der Geographischen Gesellschaft zu London am 22. Mai 1837 wurde ein Aufsatz des brittischen See-Offiziers *Collet* über die kleine, wenig bekannte Insel *Old-Providence*, an der Ostküste von Central-Amerika, unter 13° 21′ nördl. Br. und 81° 22′ westl. Länge von Greenwich, vorgelesen. Diese Insel war in älterer Zeit ein Hauptschlupfwinkel der Bucaniers, und ist jetzt, während der neuen Aufnahme Westindiens durch den brittischen

Capitän *Owen*, genauer untersucht worden. Sie ist 4½ (engl.) Meilen lang und 2⅔ Meil. breit, mit vielen Bergen bedeckt, von welchen der höchste 1190 (engl.) Fuſs mifst, und besonders reich an Cedernholz, welches dem an der Küste von Honduras, nahe beim Vorgebirge *Gracias a Dios*, völlig gleichkommt. Die Bevölkerung beträgt 242 Personen, worunter die Hälfte Sklaven. Man baut vornehmlich Baumwolle und fängt Schildkröten, welche beiden Artikel die Hauptgegenstände der Ausfuhr bilden. Die Insel gehört jetzt zur Republik *Neu-Granada*. *)

Der Naturforscher *Schomburgk*, von dessen Reise im Innern Südamerika's, jenseits der Gränzen des *Brittischen Guyana* der vorige Jahrgang, S. LXXVII. u. ff., berichtet hat, war im Winter von 1836 auf 1837 mit neuen Forschungen in jenen Tropenländern, und zwar mit der Untersuchung des Flusses *Corentyne* beschäftigt. Die geringe Kenntnifs, wel-

*) *Literary Gazette* etc. 1837, Juni, S. 352.

che man von diesem Flusse besafs, und die Berichte derjenigen, die gelegentlich das Land zu beiden Seiten seines untern Laufes besucht hatten, bezeichneten ihn als einen für neue Niederlassungen so geeigneten Punkt, dafs eine genauere Bekanntschaft mit demselben wünschenswerth erschien. Lieutenant *Losack* vom 69. Regiment, und die Herren *Cameron* und *Reifs* boten sich als Freiwillige an; aufserdem begleiteten den Reisenden Herr *Weith* als Gehilfe beim Einsammeln und Ausstopfen der Vögel, und Herr *Heraut* als Zeichner. Die Gesellschaft verliefs Demerara am 2. Sept. und traf am 9. in der Pflanzung *Skeldon*, am westlichen Ufer des *Corentyne*, ein. Die Ufer dieses Flusses sind im Ganzen niedrig, aber äufserst fruchtbar und für den Anbau aller tropischen Stapel-Artikel geeignet. Gegenwärtig haben sie, mit Ausnahme zweier Holzschläger-Niederlassungen, fast keine Bewohner. Besonders liegen auf der brittischen Seite ganze Strecken des herrlichsten Landes unbenutzt und

dienen nur dem Jaguar und andern wilden Thieren zu Schlupfwinkeln. Aber nicht blofs der fruchtbare Boden macht diese Gegenden so empfehlenswerth, sondern auch die leichte Verbindung, welche sich zwischen dem Flusse und Canje würde herstellen lassen, ist grofser Aufmerksamkeit würdig. *Schomburgk* fand, je weiter er stromaufwärts kam, dafs die Fruchtbarkeit der Ufer sich stets gleich blieb, und dafs der Boden, wo nicht besser, wenigstens eben so trefflich wie am *Essequibo* sei. Namentlich wucherten hier alle nützliche Holzgattungen, durch welche Guyana so ausgezeichnet ist. Die alten Karten deuten auf einen Zusammenhang der Flüsse *Corentyne* und *Nickerie*, mittelst des *Maratica* hin; unser Reisender war aber nicht im Stande, die geringste Auskunft über diesen Punkt zu erhalten. Da die *Karibbis*, welche die Niederlassungen am Corentyne besuchen, stets auf diesem Flusse herabkommen, so scheint es, dafs sie mit keinem andern Wege bekannt seien, den sie sonst als

den kürzern einschlagen würden. Genauere Berichte über diese Forschungsreise Schomburgks sind noch zu erwarten. *)

Die englische Corvette *the Beagle* (der Spürhund), welche zu Ende des J. 1831 unter dem Befehle des Capitän *Fitzroy* nach den Meeren der südlichen Halbkugel abgesegelt war, ist im Nov. 1836 nach England zurückgekommen. Capitän Fitzroy hat vier Jahre der Aufnahme und Erforschung der Küsten von *Süd-Amerika*, so wie der *Falklands-* und der *Galopagos-Inseln* gewidmet, sich hierauf durch das Stille Meer nach *Tahiti* und *Neu-Seeland* begeben, *Sidney*, *Hobarttown*, die Inseln *Keeling*, *Mauritius*, das *Vorgebirge der guten Hoffnung*, *St. Helena*, *Ascension* und *Brasilien* besucht, und ist über die *Inseln des Grünen Vorgebirges* und *die Azoren* zurückgekehrt. Er hat auf dieser Reise eine Küstenstrecke von nicht weniger als 7000 engl. Meilen, in eig-

*) *Lit. Gaz.*, 1837, Febr., S. 113 u. ff.

ner Person und auf eigne Kosten, von der Mündung des *Rio de la Plata* in Osten bis nach *Guayaquil* an der Westseite von Amerika aufgenommen. Eine seiner ersten und wichtigsten Entdeckungen war die des Hafens *Bahia Blanco*, unter 39° südl. Breite, des einzigen an der Ostküste, wo eine ansehnliche Kriegsflotte von Linienschiffen vor Anker liegen kann. Eben so war Capitän *Fitzroy* der Erste, welcher den tiefen und reifsenden Strom *Santa Cruz*, von seiner Mündung an der Küste unter 50° südl. Breite, bis zu den Cordilleren untersuchte. Auch eine neue Durchfahrt durch das Feuerland wurde von ihm entdeckt. An der Westseite von Süd-Amerika entwarf er eine richtige Karte des Archipels von *Chonos*, südlich von Chiloë. Auf der ganzen Fahrt von der Ostküste bis Guyaquil in Westen untersuchte er gegen 70 Häfen und Ankerplätze, von welchen wenigstens 40 bis dahin noch unerforscht gewesen waren. Wichtig waren auch auf dieser ganzen Reise um die Welt seine Längenbestim-

mungen mittelst der Chronometer, deren er 22 an Bord hatte. Gemeinschaftlich mit dem Naturforscher *Darwin*, welcher die Reise ebenfalls auf eigne Kosten mitmachte, stellte *Fitzroy* Beobachtungen über das merkwürdige Erdbeben an, welches am 20. Febr. 1835 Conception verwüstete. Er erhielt nach seiner Rückkunft in England die königliche Prämie, welche ihm in der Sitzung der Geographischen Gesellschaft zu London, am 8. Mai 1837, feierlich übergeben wurde. *)

Nachrichten über die *Insel* und *Provinz Chiloë*, die südlichste Provinz des Freistaats Chili, hat auch Herr *Blankley*, Capitän des englischen Kriegsschiffes *Pylades*, gegeben, welcher sich im J. 1834 an den Küsten dieser Provinz aufhielt. Sie erstreckt sich von 40° 48′, wo sie auf dem Festlande an die Provinz Valdivia stöfst, bis 43° 50′ südl. Breite, und schliefst innerhalb dieser Gränzen den ganzen *Archipel von Chiloë* ein, welcher aus 73 Inseln besteht,

*) *Lit. Gaz.*, 1837, Mai, S. 304.

von denen 36 bewohnt sind. Die Insel Chiloë selbst ist von Norden nach Süden 120 engl. Meilen lang und gegen die Mitte etwa 60 Meilen breit. Sie ist gebirgig und stark bewaldet; namentlich enthält sie eine Bastard-Ceder, deren Holz wegen seiner Dauerhaftigkeit in grofser Menge nach Peru und dem chilesischen Festlande geführt wird, wo man es als Bauholz verwendet. Das Innere ist noch wenig bekannt und auch wegen der fast undurchdringlichen Waldungen schwach bevölkert. Man weifs nur, dafs südwestlich und südlich vom Cucao-Canal ein grofser See vorhanden ist, welcher der *Campu-See* heifst. An den andern Punkten hat man sich noch nicht über zwei Stunden weit von der Küste landeinwärts gewagt, und die wenigen Einwohner fühlen auch keinen Beruf dazu, da die Küsten und die kleinen Inseln alle ihre Bedürfnisse hinlänglich decken. Von 43° an südwärts ist Alles unbekannt, und die Einwohner nennen diesen Theil des Archipels und der Provinz das „Ende der Christen-

heit", indem sie fest glauben, dafs dort lauter Menschenfresser wohnen. Capitän *Blankley* bot eine grofse Belohnung an, um Leute aufzumuntern, sich nach diesen Gegenden zu begeben und einige allgemeine Beobachtungen zu machen; auch der Gouverneur und sein Sekretär wendeten allen ihren Einfluſs an, die Leute dazu zu bewegen, aber Niemand hatte Lust, die Belohnung zu verdienen.

Die Volksmenge von Chiloë und den davon abhängigen Inseln beträgt 44,800 Seelen. Verhältnifsmäfsig sind die kleinern Inseln volkreicher als Chiloë selbst, obwohl ihr Boden nicht so fruchtbar ist, wie dort; aber man zieht sie vor, weil sie, weniger bewaldet, sich leichter bearbeiten lassen. Es giebt kein baares Geld auf diesen Inseln; die Einwohner kennen es nur dem Namen nach. Zwischen den Creolen und den ursprünglichen Eingebornen herrscht jetzt, seitdem sie gleiche bürgerliche Rechte genieſsen, die vollkommenste Einigkeit.

Die Insel Chiloë hat vier Häfen: *San Carlos*, *Chacao*, *Dalcahue* und *Ca-*

stro, wo Schiffe jeder Gröfse vollkommen sicher vor Anker gehen können. Der erste liegt im nordöstlichen Theile der Insel und ist für die Seefahrer aller Nationen, wegen seiner Gröfse, Schönheit und Sicherheit der wichtigste. Die Stadt San Carlos ist zugleich die Hauptstadt der Insel und der Provinz. Sie ist befestigt, aber die Werke sind mehr oder weniger verfallen. Man kann hier Rindfleisch, Geflügel, Holz und Gemüse in Ueberfluſs und beinahe für nichts haben. Das Brennholz kostet nur die Mühe des Fällens, und man thut dem Eigenthümer des Bodens einen wahren Gefallen damit. Da kein Geld im Umlaufe ist, so erhält man Alles nur durch Tausch, namentlich gegen Indigo, Thee, Salz und eine gewisse schwache Sorte spanischen Pfeffers. Schafe werden nur um der Wolle willen gehalten, und so wenig als die Lämmer für irgend einen Preis an Jemanden verkauft.

Die Häfen und die Strandgegenden haben einen Ueberfluſs an allerlei Fischen, so wie an trefflichen Austern

und andern Schalthieren, welche das vornehmste Nahrungsmittel der niedern Volksklassen sind. Tabak ist sehr geschätzt; die Offiziere des Pylades erhielten für ein Pfund Tabak zwölf Hühner, drei Säcke Erdäpfel, vier Dutzend Eier und ein ganzes halbes Boot voll Austern. Die Erzeugnisse der Provinz bestehen hauptsächlich in Waizen, Gerste, Erdäpfeln, Küchengewächsen und europäischen Obstgattungen, namentlich sehr viel Aepfeln und Birnen. Man hat in manchen Jahren 8000 Fanegas Waizen ausgeführt. Auch Bretter, sowohl von Bastard-Cedern als von Tannen, bilden einen Hauptgegenstand der Ausfuhr. Das vornehmste Getränk ist Cider, welchen man aus Aepfeln bereitet und auf Flaschen zieht, wo er sich sehr lange hält. Gebrannte Wasser sind sehr selten und theuer, und Wein ist, wegen der hohen Abgabe darauf, eine ganz unbekannte Sache. *Chiloë* ist auch in ganz Südamerika wegen seiner Schinken berühmt, von welchen jährlich gegen 8000 Stück ausgeführt werden.

Aufser Spuren von Steinkohlen hat man noch keine andern wichtigen Mineralien auf dem Archipel von Chiloë entdeckt; doch sind die zahlreichen Bäche stark mit mineralischen Theilen geschwängert. Ueberhaupt ist für den Naturforscher noch Vieles auf diesen Inseln zu entdecken.

Das Klima ist zwar ziemlich gemäfsigt, aber sehr feucht, da es fast sechs Monate lang regnet. Indessen erfreuen sich die Einwohner einer guten Gesundheit. Ein nordamerikanischer Arzt, der sich in *San Carlos* niedergelassen hatte, fand so wenig Erwerb, dafs er sich dem Landbau widmen mufste. Auch nur ein einziger Advocat war 1834 in Chiloë; der Oberrichter sagte dem Verfasser, dafs seit 1831 kein Rechtsfall vorgekommen wäre und das Gefängnifs seit sieben Jahren leer stehe.

Die Einwohner sind wohlgewachsene, verständige, gutmüthige und gewandte Leute, die noch eine grofse Anhänglichkeit an das spanische Mutterland besitzen und mit der Zeit wieder unter

dessen Herrschaft zurückzukommen hoffen. Sie haben sich auch am längsten und glücklichsten gegen die neue republikanische Regierung vertheidigt und erst seit etwa sieben Jahren hat diese hier festen Fufs gefafst. Im südlichsten Theile der Insel Chiloë leben noch eine grofse Anzahl *Indier* unter ihren eignen Kaziken, welche jedoch vom Gouverneur zu San Carlos bestätigt werden. Es sind 4 Pfarrkirchen auf der Insel, nebst einigen Filialen und etwa 80 Kapellen, letztere aber gröfstentheils in schlechtem Zustande; aufserdem 31 Schulen, deren Lehrer einen Jahrgehalt von 300 Piastern an Werth beziehen. Das gesellschaftliche Leben hat viel Angenehmes und Fremde finden leicht Zutritt. *)

An der Küste von *Chili* hat der französische Capitän *Langlois*, Befehlshaber des Schiffes *Gustav* aus Havre, welches sich im Jahr 1836 zum Behuf des Wal-

*) *Nouv. Ann. d. Voy.* etc., 1837, Jänner, S. 49—75.

fischfanges im Stillen Meere aufhielt, eine neue, bisher auf keiner Karte angezeigte Bay entdeckt und ihr den Namen *Franzosen-Bay (Baie des Français)* gegeben. Sie liegt nördlich vom Hafen Huasco, unter 27° 40′ südlicher Breite und 73° (?) 26′ westlicher Länge von Paris. Capitän Langlois fand hier guten Ankergrund und verweilte anderthalb Monate an der fast steil abfallenden Küste, wo der Walfischfang sehr ergiebig war, so dafs das Schiff 240 Tonnen (48,000 Pfund) Thran von hier mit zurückbrachte. Die Oeffnung der Bay beträgt 6, und ihre Tiefe landeinwärts 5 Seemeilen. Beim Landen entdeckte man einige halb nackte Eingeborne, welche schüchtern davon liefen, indem sie eine Heerde Ziegen vor sich hertrieben, welche nebst ärmlichen, aus Walfischknochen erbauten Hütten, ihr ganzes Eigenthum waren. *Langlois* gewann durch kleine Geschenke bald ihr Zutrauen. Sie sagten, dafs noch nie ein Schiff an ihrer Küste gelandet habe. Einige Lieues landeinwärts sind Gold-,

Silber- und Kupfergruben, welche von Bergleuten bearbeitet werden. Aber auch diese hatten bis dahin nur wenig von der Franzosen-Bay gewufst und nicht geglaubt, dafs ein grofses Schiff daselbst einlaufen könnte. *)

Was die neuen Entdeckungen in *Afrika* betrifft, so konnten wir in den Nachträgen zum vorigen Jahrgange S. CLIX. nur in der Kürze bemerken, dafs Dr. *Smith* im Oktober 1835 von seiner Reise im Innern des südlichen Afrika nach der Capstadt zurückgekehrt sei. Man weifs jetzt Näheres über diese Expedition. Dr. Smith und seine Gefährten verliefsen *Graaf-Reynet*, den Sammelplatz der Karawane, am 12. Aug. 1834. Das nächste Ziel der Reise war der Bezirk, wo der Flufs *Caledon* entspringt, der aus Nordosten kommt und sich mit dem Oranje-Flufs (Garip) vereinigt. Am 28. August erreichte man *Verhuel*, eine Niederlassung des französischen

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1837, Mai und Juni, S. 392 u. ff.

Missionärs *Pélissier*, welche sich in einem sehr guten Zustande befand. Am 8. Nov. traf *Smith* bei den Quellen des Caledon ein, welche Gegend genau untersucht wurde. Von hier wandte er sich westlich und nördlich, um zu erfahren, ob es möglich sei, in die Wüste *Kalahari* einzudringen. Er kam auf diesem Wege am 17. Nov. bis zur Niederlassung des französischen Missionärs *Lemue*. Ein Hauptzweck seiner Reise war, die Freundschaft *Omsiligas*, (wahrscheinlich desselben, der in frühern Berichten *Mosolekatsi* genannt wird), des mächtigen Oberhauptes der *Matabilis (Métébélés)* und anderer dortigen Stämme, zu gewinnen. Ein Missionär, *Moffat*, der sich an ihn angeschlossen, war ihm dabei von grofsem Nutzen. Das Land, welches die Reisenden auf ihrem Wege nach Norden durchschnitten, ist von Natur sehr fruchtbar; es wird aber von den Unterthanen des *Omsiligas* nicht angebaut und eben so wenig zur Viehweide benutzt, weil sie sich vor den Angriffen des Zulu-Königs *Dingaan*

fürchten, welcher weiter östlich wohnt.*) Nachdem Smith den Fluſs *Uri* überschritten hatte, wurde das Land unfruchtbar. Er befand sich jetzt nahe bei dem höchsten Punkte der *Kaschan-Berge* und bei den Quellen des *Umpebas*. Einzelne Hügel und Bergketten von mäſsiger Höhe, durch weite Ebenen von einander getrennt, ziehen sich nach Nordosten und Osten, die einzigen Himmelsgegenden, wohin man eine freie Aussicht hatte. Waldungen waren übrigens selten und nur am Fuſse der Gebirge anzutreffen.

Zu Ende des Juli 1835 kamen die Reisenden an die Ufer des *Maikua*, welchen Fluſs sie bis zu seiner Vereinigung mit dem *Uri* verfolgten, wo er den Namen *Limpopo* annimmt. Als *Smith* unter 24° 30′ südl. Breite angelangt war, befand er sich an der Nordgränze des Gebiets der *Matabilis*. Jenseits desselben schien ihm das Land nur schwach bevölkert, und es herrschte hier

*) S. vor. Jahrg. S. CXIII.

damals grofse Hungersnoth. Er zog bei den Bewohnern manche wichtige Erkundigungen ein. Unter andern sagten sie ihm, dafs sehr weit nach Norden hin ein *grofser See* liege und dafs jenseits desselben Stämme von *Hottentotten* und *Koranas* wohnten, welche von Häuptlingen ihrer eignen Nation beherrscht würden. Auch erzählten sie von den *Baka*-Bergen, die in der nämlichen Richtung liegen sollten; in dem angränzenden Lande könne man aber nur in der Regenzeit reisen. Dr. *Smith* wünschte sehnlich seine Reise bis zu diesen nördlichen Gegenden fortzusetzen, aber zu seiner gröfsten Betrübnifs waren die Ochsen so erschöpft, dafs er ein weiteres Vordringen für höchst bedenklich ansehen mufste. Es blieb ihm daher nichts übrig, als auf die Rückreise nach der Capstadt zu denken. Indessen konnte er es sich doch nicht versagen, wenigstens einen kleinen Ausflug bis etwas über den Steinbock-Wendekreis hinaus zu unternehmen. Von einem der höchsten Bäume sah er deutlich die Gipfel

der *Baka*-Berge, welche gerade nordwärts lagen; eine fast ganz wagrechte und mit Gesträuch bedeckte Ebene erstreckte sich nach allen Seiten bis an den Horizont. Den Aussagen der Eingebornen zufolge soll das Land weiter hin, besonders nach Osten und Nordosten, denselben Anblick darbieten. Nach seiner Rückkunft am Cap empfing Dr. Smith die Danksagungen des wissenschaftlichen Vereins, welcher den Plan zu dieser Reise entworfen und die Kosten derselben bestritten hatte. Es wurde beschlossen, ihm die Anführung einer neuen Expedition ins Innere von Süd-Afrika anzuvertrauen, von welcher indessen noch nichts Näheres bekannt ist.*) Ein Theil der Kosten derselben soll durch den Verkauf einer ansehnlichen Sammlung von Naturalien und andern Merkwürdigkeiten gedeckt werden, welche Dr. *Smith* als Früchte seiner Reise mit zurückgebracht hat. Diese Samm-

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1837, Mai und Juni, *S. 220* u. ff.

lung war im J. 1837 nach *London* geschickt worden, um daselbst öffentlich ausgestellt und verkauft zu werden. Sie bestand aus 180 Häuten und Fellen neuer oder seltener Säugthiere, 3379 Häuten neuer oder seltener Vögel, 3 Fässern voll Schlangen, Eidechsen etc., 1 Kiste mit Insekten, 1 Kiste mit Gerippen etc., 3 Krokodilen, 2 Gerippen von Krokodilen, 23 neuen oder seltenen Schildkröten, 799 Stücken Mineralien, 1 Pack getrockneter Pflanzen, 457 Zeichnungen, einer Menge Kleidungsstücke, Werkzeuge, Waffen etc. von Eingebornen. Von den Säugthieren und Vögeln waren nur wenige bereits in den Sammlungen der Londoner Zoologischen Gesellschaft und des Brittischen Museums vorhanden. Unter den Säugthieren bestehen die wichtigsten Entdeckungen in einer neuen Gattung *Rhinoceros*, welchem Dr. Smith den Namen *Rh. Kritloa* beigelegt hat; ferner eine neue Gattung *Galago (Otolicnus)*, zwei neue Gattungen *Ichneumon*, und zwei neue *Gattungen Macroscelides*, eines ganz

neuen, erst von Smith entdeckten Geschlechts.*)

Nach einem Theile derselben Länder im südlichen Afrika, welche Dr. *Smith* durchwandert hat, haben nach ihm auch *zwei französische Missionäre* eine Entdeckungsreise unternommen. Im Jänner 1836 wurde in einer zu *Bethulia* gehaltenen Conferenz der Missionäre beschlossen, die Gegend nördlich vom Lande der *Bassutos* zu untersuchen, um Genaueres über die Strecke einzuziehen, welche sich von diesem Volksstamme bis zu den Ufern des Flusses *Fal* ausdehnt, der die Fortsetzung des *Namagari* ist. In Folge dessen verliefsen die Herren *Arbousset* und *Daumas* den Posten *Morija* in den Gebirgen des Landes der *Mantetis*. Sie kamen durch drei Niederlassungen wesleyischer Missionäre, und *Mérabing*, die nördlichste derselben, war der Punkt, von welchem aus sie ihre Forschungsreisen nach den untern Terrassen der *Malutis* oder soge-

*) *Lit. Gaz.*, 1837, Juni, S. 400.

nannten *Blauen Berge* antraten. Als sie eine Woche damit zugebracht hatten, trennten sie sich. Der gröfste Theil ihrer kleinen Gesellschaft ging nach *Mérabing* zurück, und einer von ihnen drang, nur von einem Führer begleitet, bis auf die höchsten Punkte der *Malutis* vor, indem er dem Laufe des *Caledon* folgte. Auf diesem Ausfluge traf der Reisende mit zwei Stämmen von Cannibalen zusammen. Er erreichte den höchsten Punkt am nordöstlichen Ende der Malutis und nannte ihn den *Quellenberg (Mont aux sources)*. Es ist ein Gebirgsknoten, welcher diesen Namen mit Recht verdient, denn von hier aus fliefst nach Süden der *Sinku* (Schwarze Flufs) oder der *Oranje River*, der das afrikanische Festland bis zum Atlantischen Meere durchströmt, nach Osten der *Letulé* und der *Monomu*, welche beide ins Indische Meer gehen, nach Norden der *Namagari*, welcher nach einem Laufe von beinahe 200 Lieues sich mit dem Oranje vereinigt, und endlich der *Caledon*, ein Nebenflufs des

Letztern, mit welchem er fast gleiche Richtung hat.

Nachdem die Missionäre in *Mérabing* wieder zusammengetroffen waren, wandten sie sich mit ihren Packwagen abermals nach Norden, und besuchten die Gebiete der *Mantetis* und der *Lighoyas*. Nach einigen Tagen, während derselben sie die ansehnliche Kette der *Malutis* aus den Augen verloren hatten, fuhren sie eine ganze Woche lang über eine einförmige und öde Landstrecke, welche das traurige Schauspiel kriegerischer Verwüstungen darbot. Sie gelangten an den Zusammenfluſs des *Namagari* und des *Lekua*, wo sie gerade in Norden die *Französischen Berge (Monts français)*, eine kleine Kette im Gebiete *Omsiligas*, erblickten. Hier änderten sie aber ihre Richtung und wandten sich nach Südwesten, durch das Land der *Lighoyas*, welchen sie das Wort Gottes verkündigten. Diese Wilden empfingen sie, trotz der Furcht, welche ihnen Anfangs der Anblick so ganz fremdartiger Menschengestalten und

Gegenstände einflöfste, sehr freundschaftlich. Von hier kehrten die Missionäre wieder zu ihrem friedlichen Wohnsitze *Morija* zurück. — Die Karte ihrer Reise, welche drittehalb Monate gedauert hatte, stellt das Land zwischen 31° bis 26° südl. Breite und 26° bis 30° östlich von Paris dar. Man sieht daraus, dafs die *Malutis*, welche die Wasserscheide zwischen den beiden Weltmeeren bilden, sich in hohem Grade der Ostküste Afrika's nähern, indem zwischen ihrem Kamme und dem Küstenlande an der schmalsten Stelle nur ein Raum von etwa zehn Lieues sich ausbreitet. Es tritt also hier eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit des *südafrikanischen* Continents mit dem *südamerikanischen* hervor, nur dafs im Letztern die Andes längs der *Westküste* hinlaufen. — Beide Reisende haben der Gesellschaft der Evangelischen Missionen zu Paris angezeigt, dafs sie ihr das Tagebuch der Reise nebst Abbildungen von Menschen und andern Gegenständen, einschicken werden. Ihre Aufmerksamkeit ist auf das Klima, die

Temperatur, die äufsere Gestalt des Landes, die Sitten der Einwohner, ihre verschiedenen Rassen und Sprachen gerichtet gewesen. Es sind mehre französische Missionäre in Süd-Afrika, welche ausgebreitete Sprachkenntnisse besitzen; sie beschäftigen sich jetzt damit, eine Grammatik und ein Wörterbuch der Sprachen abzufassen, welche von den Völkern, die sie unterrichten, gesprochen werden. *)

Capitän *Alexander*, welcher von der *Delagoa-Bay*, an der Ostküste Afrika's, in das Innere dieses Erdtheils eindringen wollte, (s. den vor. Jahrg. S. CV. und früher den Jahrg. 1836, S. LXVII.), hat in Folge der von Dr. Smith nach jenen Gegenden unternommenen Reise, diesen Plan aufgegeben und für seine Thätigkeit einen andern Schauplatz aufgesucht. Am 10. Sept. 1836 verliefs er die Capstadt, um sich nach der Westküste von Südafrika, zu den *Damaras*, einem wenig bekannten Volke nördlich

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1837, Mai und Juni, S. 223 u. ff.

von der *Walfisch - Bay*, zu begeben. Man hält die *Damaras* für Neger, die sich in Gestalt, Sitten und Gebräuchen sehr von den andern Bewohnern Süd-Afrika's, besonders den Hottentotten und Betschuanas unterscheiden. So viel man weifs, bauen sie ihre Hütten nach Art der nordamerikanischen Indier, in kegelförmiger Gestalt aus oben zusammenlaufenden Stangen, über welchen sie Felle und Häute ausbreiten. Die andern Südafrikaner haben Hütten mit kuppelförmigen Dächern, welche sie mit Matten bedecken. Die Waffen der Betschuanen und Hottentotten sind Streitäxte und Wurfspiefse, während sich die *Damaras* eines kurzen Dolches mit breiter Klinge bedienen. Nach der 1836 erschienenen Reisebeschreibung des amerikanischen Capitäns *Morell* findet ein bedeutender Handel mit Hornvieh zwischen den Amerikanern und den Damaras Statt. Die Eingebornen bringen ihre Heerden weit aus dem Innern und sind mit selbstverfertigten kupfernen Halsbändern geschmückt.

Capitan *Alexander* traf am 20. Sept. in *Clan-William*, etwa 200 engl. Meilen nördlich von der Capstadt, ein und zog von da weiter nach der Missions-Niederlassung *Kaminsberg*, wo er am 17. Okt. anlangte. Von hier machte er, die Begleitung zurücklassend, einen Ausflug nach der *Redwall-Bay* und der Mündung des *Oranje-Flusses*, von welcher er am 12. Novbr. nach Kaminsberg zurückkam. Seine Abreise von hier erfolgte am 16. dess. Mon. Die Karawane bestand aus 20 Personen, 50 Pferden, 50 Ochsen und einer Heerde Schafe. Der Weg nach den Ufern des Oranje führte über eine öde unfruchtbare Ebene. Am 23. erreichte man den Strom, an der Stelle, wo sich der von Norden kommende *Giep* (oder *Hoom*) mit demselben vereinigt, ungefähr 70 engl. Meilen vom Meere landeinwärts. Die Ueberschreitung desselben ging nicht ohne Schwierigkeit vor sich, und dann setzten die Reisenden ihren Weg drei Tagreisen nordöstlich fort, bis sie den Kraal des Häuptlings *Abram* vom *Namaqua-*

Stamme *Bondlezwaart* erreichten. Dieser Kraal besteht aus 60 Rohrhütten, an beiden Ufern des Flusses *Giep*, mitten in einer weiten Ebene, über welche einzelne kegelförmige Hügel von 200 Fufs Höhe zerstreut sind. Die Bevölkerung des Kraals beträgt an 600 Seelen. Der Flufs hat nur drei Mal des Jahres volles Wasser. Rings um den Kraal sind Löwen, Springböcke, Zebras, Schackals, Straufse etc. Capitän *Alexander* machte von hier aus einen Abstecher nach dem *Afrikaner-Kraal*, welcher etwa 60 engl. Meilen weiter östlich lag.

Am 1. Jäaner 1837 befand sich der Reisende in *Nabis* oder *Warmbad*, 33 engl. Meilen oberhalb der Mündung des Giep und 5 Meilen vom rechten Ufer des Oranje-Flusses. Die heifsen Quellen, von welchen dieser Ort den Namen führt, haben eine Temperatur von 103° Fahr. (= 31⅔ R.). Die letzten Nachrichten von Capitän *Alexander*, welche im Juni zu London eintrafen, waren vom 18. Febr., wo er sich an den Ufern des *Kaamop*, 170 engl. Mei-

len nördlich von *Warmbad* befand. Er verliefs den letztern Ort am 18. Jänner, vom erwähnten Häuptling *Abram* und 16 bewaffneten Männern seines Stammes begleitet. Am zweiten Tage gesellte sich ein anderer kleiner Häuptling, *Daniel*, mit drei Mann zu ihnen. Letzterer wurde als Führer auf dem Wege zur *Walfisch - Bay* angeworben und ihm als Belohnung so viel Pulver und Blei versprochen, als er auf der Heimreise zur Elephantenjagd nöthig haben würde. Der Weg führte am *Giep* sechs Tage lang aufwärts, dann an den Flufs *Kaap*, einen Nebenflufs des *Grofsen Fischflusses*, zu Daniel's Kraal und von da weiter zu einem Kraal des grofsen Namaqua - Häuptlings, *William Zwaartboy*. *) Hier fand Alexander einen Mann, der mit der Walfisch - Bay bekannt war und ihm folgende wahrscheinliche Marschroute angab: vom

*) Die *Namaquas* legen sich gern holländische Namen bei, wenn diese eine Bedeutung haben, wie z. B. der obige, welcher *Schwarzbursche* heifst.

Kaap bis *Zwaart Moraſs* 1½ Tage, bis zum *Groſsen Fischflusse* wieder 1½ Tage, an demselben fort 6 Tage, bis *Buffels Poost* (über eine Gegend, die reich an Löwen, Kameloparden, Rhinocerossen etc. ist) 10 Tage, bis zum *Kooisip* 3 Tage, bis zur Walfisch-Bay 8 Tage; jenseits derselben, d. h. nördlich, sind die *Damaras* sehr zahlreich. *Alexander* fand unter den *Namaquas* viel Damara-Sklaven und kaufte einen zehnjährigen Knaben für 4 Schillinge, d. h. 2 baumwollne Schnupftücher und 2 Schnüre Glaskorallen. Der Arzneikasten des Capitäns wurde stark in Anspruch genommen. „Wir leiden" — schreibt er — „an den gewöhnlichen Beschwerlichkeiten solcher Reisen, an Hitze, Durst, fast unfahrbaren steinigen Wegen, Schwierigkeiten, Unterkunft zu finden, Pferde, Schafe und Hornvieh zu kaufen u. s. w.; aber wir verlieren den Muth nicht, und wenn auch mancher alte Graubart uns zuweilen in Schrecken setzen möchte, so wollen wir doch unser Glück versuchen und so weit gehen, als wir kön-

nen. Mehr ist von der menschlichen Natur nicht zu verlangen.“ *)

In der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 22. Mai 1837 wurde der Bericht einer Fahrt stromaufwärts auf dem Flusse *Alt-Kalabar*, der sich an der Westküste von Afrika in die Bay von Biafra mündet, vorgelesen. Diese Fahrt sollen zwei Herren, *Becroft* **) und *Oldfield*, auf dem Dampfboote *Quorra* gemacht haben, welche angeblich am 30. Sept. 1836 in Begleitung von 100 Canoes, jedes zu 50 Mann (also zusammen 5000 Mann!) von der Mündung des Stromes ausfuhren. Etwa 50 (engl.) Meilen aufwärts vom Meere kamen sie zu einer seeähnlichen Erweiterung des Strombettes, welche mit vielen Inseln angefüllt war. Solcher Erweiterungen fanden sie

*) *Litt. Gaz.* 1837, Jänn., S. 26, 58; März, S. 146; Juni, S. 352; Juli, S. 433.

**) Wahrscheinlich derselbe Reisende, von dem, unter dem Namen *Beacroft*, im vorigen Jahrgange S. CXXVI. Erwähnung gemacht wurde.

noch zwei. Nachdem sie 90 Meilen zurückgelegt, wurde das östliche Ufer sehr bergig und der Strom floſs durch ein tiefes Bett bis zur Stadt *Alt-Ecricok*, welche 250 Fuſs über dem Wasserspiegel am östlichen Ufer lag. Während eines fünftägigen Aufenthalts an diesem Orte wollen die Reisenden erfahren haben, daſs der Alt-Kalabar ein Arm des *Quorra* (Niger) sei, welcher sich vom Letztern unterhalb der Mündung des Tschadda ablöse. *Alt-Ecricok* soll unter 6° 40′ nördlicher Breite und 8° 10′ westlicher Länge von Greenwich liegen, welche letztere Angabe augenscheinlich unrichtig ist, selbst wenn man annimmt, daſs statt „westlicher" „östlicher" stehen sollte. Auch ist in einem Schreiben an den Herausgeber der Literary Gazette von Liverpool aus schon auf das Unwahrscheinliche dieses Reiseberichts aufmerksam gemacht worden. Ueberdieſs erklärte Capitän *W. Allen*, welcher im J. 1833 den *Quorra* befahren hatte und der erwähnten Sitzung beiwohnte, daſs er sowohl auf- als ab-

wärts keinen Arm bemerkt habe, welcher sich von dem Quorra ablöste, und daſs die sich gleichbleibende Breite und Richtung zu beweisen scheine, der *Nun* sei der Hauptarm desselben. Den *Alt-Kalabar* hält Capitän Allen für einen selbständigen Strom, der seine Quellen wahrscheinlich weit in Nordosten habe und, nachdem er die südöstliche Seite der unter dem Namen *Kings Williams Range* auf den Karten angezeigten Hochebene durchbrochen, von den *Qua*- und *Rumby-Bergen* eine westliche Richtung erhalte, um sich in die Bucht von Biafra zu ergieſsen. *)

Ueber die letzte Expedition auf dem Niger, bei welcher der unerschrockene *Lander* seinen Tod fand, ist jetzt von den überlebenden Theilnehmern an derselben, den Offizieren *Macgregor Laird* und *R. A. K. Oldfield*, ein vollständiger Bericht erschienen, unter dem Titel: *Narrative of an Expedition into*

*) *Lit. Gaz.*, 1837, Juni, S. 352, und Juli, S. 483.

the Interior of Africa, by the River Niger, in the Steam-Vessels Quorra and Alburkah, in 1832 — 1834. By etc. 2 Voll. London, 1837. —

Der auf dem Wege nach *Timbuktu* begriffen gewesene Engländer *Davidson* *) hat leider die Zahl der vielen unglücklichen Reisenden in Afrika vermehrt, welche ein Opfer ihrer Wifsbegierde geworden sind. Der brittische Viceconsul zu Mogadore, Herr *Willshire*, hatte im Novbr. 1836 nach England berichtet, dafs Davidson am 9. Nov. in Begleitung einer Schutzwache von 30 Reitern, welche der älteste Sohn des Scheiks *Beyruk* von *Wadynun* anführte, von Wadynun abgereist sei. Dieser sollte ihn der Obhut des Scheiks *Mohammed el Abd* vom Stamme *Tradschakanth* übergeben, welcher den Reisenden bis Timbuktu geleiten würde. Aber schon am 1. Febr. 1837 meldete derselbe Herr *Willshire*, dafs zu Mogadore Nach-

*) Nicht *Davison*, wie irrig im vorigen Jahrgange S. CXXVII. stand.

richten von der Ermordung des Herrn *Davidson* eingegangen waren, und bald darauf erhielt er die volle Bestätigung derselben, am umständlichsten von einem israelitischen Kaufmann, *Jakob Ben Kohen*. Der Reisende wurde zuerst, etwa am 11. oder 12. Dezbr., von den Stämmen *Idaulet* und *Ait Atta*, im Bezirk *Hameda*, vier Tagreisen von Tatta, beraubt. Die Räuber nahmen ihm Geld und ein beladnes Kameel ab, gestatteten aber der Karawane ihren Weg fortzusetzen. Etwa 6 oder 8 Tage darauf kamen abermals Räuber, gegen 100 an der Zahl, vom Stamme *El Harib*, plünderten ebenfalls die Karawane und streckten Herrn *Davidson* durch acht Kugeln zu Boden. Der erwähnte Israelit Jakob sah in den Händen der Araber und Juden in *El Mehamdi*, wo er wohnt, verschiedene Dinge, die dem Ermordeten gehört hatten, und beschrieb sie so genau, dafs Herrn Willshire kein Zweifel bleiben konnte. Bald darauf wurde diese Nachricht auch durch ein Schreiben des *Scheik Beyruk* an den Vi-

ceconsul bestätigt. Dieser meldete unter andern auch, dafs das Eigenthum Davidson's, an Schriften, Büchern und andern Gegenständen, nach *Tafilelt* (in Marokko, am südlichen Abhange des Atlas) gebracht worden sei, um daselbst verkauft zu werden. Auch behauptet Scheik Beyruk, dafs die Handelsleute in Tafilelt die Räuber vom Stamme El Harib eigens zur Ermordung des Reisenden gedungen hätten. *)

In dem Mafse, als die Herrschaft der Franzosen in *Algier* sich immer mehr befestigen und ihr Gebiet sich erweitern sollte, dürfen wir hoffen, dafs auch die geographischen Kenntnisse dieses Theils vom nördlichen Afrika immer gröfsere Vollständigkeit erlangen werden. Aufser dem, was wir mit Beziehung hierauf schon in frühern Jahrgängen unsers Taschenbuches mitgetheilt haben, ist kürzlich von *Dureau de la Malle*, Mitglied des Französischen In-

*) *Ebendas.*, 1836, Novbr., S. 732 und 745; 1837, Jänner, S. 26 und 58; März, S. 164 und 177.

stituts, eine Beschreibung der Provinz *Constantine* erschienen, zunächst für die französischen Krieger berechnet, welche an der neuen Expedition gegen Constantine im Herbste 1837 Theil nehmen würden. *) Eben so hat die Pariser Akademie der Inschriften und Schönen Wissenschaften in der Sitzung vom 2. Jänner 1837 vorgeschlagen, die Regierung um die Verfügung zu bitten, dafs einige Gelehrte den ins Innere der Regentschaft Algier zu veranstaltenden kriegerischen Unternehmungen zugesellt werden, um astronomische Ortsbestimmungen, historische, physikalische und andere wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen u. s. w. **)

Der erwähnte *Dureau de la Malle* hat auch *Recherches sur la Topographie de Carthage*, avec des notes par *M. Dusgate*. Paris, 1835, mit Karten — herausgegeben, ein Werk, von welchem *Eyriès* mit grofsem Lobe spricht,

*) *Nouv. Ann. de Voy.*, 1837, Febr.-, März- und Aprilheft; mit einer Karte.

**) *Ebendas.*, 1837, April, S. 124 u. f.

indem er sagt, dafs es eben so sehr für den eigentlichen Gelehrten wichtig sei, als es jedem Gebildeten überhaupt eine angenehme und belehrende Lecture gewähren dürfte. Die Anmerkungen von *Dusgat* beziehen sich auf die Naturgeschichte der Umgegend von Carthago oder Afrika's überhaupt. *)

Aegypten erlangt unter seinem jetzigen Beherrscher immer mehr Wichtigkeit für Europa, und wird daher fortwährend von europäischen Reisenden, die jetzt fast keine der frühern Hindernisse auf ihren Wanderungen durch dieses Land mehr antreffen, häufig besucht. Auch von dem berühmten Verfasser der Tuttifrutti etc., welcher im Verlauf dieses Jahres seine afrikanischen Ausflüge bis nach Aegypten und in diesem Augenblicke bis in die Gegenden am obern Nil gegen das Innere des Erdtheils ausgedehnt hat, dürfen wir, nach den Proben seiner Berichte, welche er vorläufig durch die Augsburger Allgemeine

*) *Ebendas.*, 1837, März, S. 367 — 379.

Zeitung mitgetheilt hat, recht unterhaltende und zum Theil auch belehrende Nachrichten erwarten. Gleich bei seiner Landung auf ägyptischem Boden erregte das *Arsenal* zu *Alexandrien* seine ganze Aufmerksamkeit. An derselben Stelle rollte noch vor acht Jahren das Meer seine Wogen. Gegenwärtig ist man beschäftigt, demselben noch ein anderes Stück abzugewinnen, um ein beliebig trocken zu legendes Bassin für die ganze Flotte zu erhalten. Die ungeheuern Kasten, welche man zum Behufe der Versenkung auf den Werften zimmerte, und deren schon viele eingesenkt waren, kamen an Gröfse den Linienschiffen gleich. Die Seiler-Werkstatt des Arsenals ist so grofs wie die von Toulon, übertrifft aber, wie überhaupt die Magazine und die Arbeitssäle, die französischen Arsenale an Ordnung und Reinlichkeit. Eine treffliche Einrichtung ist z. B., dafs bei jedem Feierabend alle den Tag über gebrauchten *Werkzeuge* an den Wänden und *Pfeilern in* verschiedenen zierlichen Fi-

guren, wie die Waffen in Zeughäusern, aufgehängt werden müssen; dieſs hat den Vortheil, daſs nie etwas verlegt oder verloren werden kann und jede Entwendung auf der Stelle sichtbar wird. In den Magazinen sieht man, die feinern mathematischen Instrumente ausgenommen, nur noch wenig europäische Erzeugnisse. Waffen, Papier, Kleidung, Leinwand, Lederwerk, Tuch (zum Theil aus Baumwolle) sind schon von ägyptischer Arbeit. Der Verfasser giebt eine vollständige Uebersicht der *Seemacht* Aegyptens im J. 1837. Sie besteht aus 8 Linienschiffen, zusammen von 786 Kanonen (30 Pfündern) mit 8950 Mann, 7 Fregatten, von 418 Kanonen (24 Pfündern) mit 4000 Mann, 4 Corvetten, von 92 Kanonen (30- und 18 Pfündern) mit 770 Mann, 8 Briggs, von 126 Kanonen (meist 16 Pfündern) mit 740 Mann, 2 Dampfschiffen mit 6 Stücken und 300 Mann, zusammen 29 Fahrzeuge, 1428 Stücke und 14,610 Mann; *aufserdem* bewaffnete Transport*schiffe mit* 1080 Mann, und Arsenal-

Arbeiter 4500 Mann, im Ganzen also 20,190 Mann. Auf den Werften befanden sich in Bau begriffen 4 Linienschiffe mit 288 Kanonen und 3 Fregatten vom ersten Range, jede zu 64 Stücken (30 Pfündern). — Den Zustand der *Fellahs* will der Verfasser nicht so beklagenswerth wie die meisten andern Reisenden gefunden haben, und er hält sich für überzeugt, dafs die Fellahs im Vergleich z. B. mit den irländischen Bauern sich in einer Lage befinden, welche die Letztern beneiden könnten. In den geringsten Dörfern fand er stets Brod, Milch, Butter, Käse, Eier, oft Gemüse in Fülle, und auch Geflügel, in den gröfsern selbst Schlachtfleisch, was man Alles für einen billigen Preis zum Verkauf anbot. „Ich glaube," — sagt er unter Anderm — „dafs in Paris und London theilweise gräfslicheres Elend aufzuweisen ist, als in ganz Aegypten jetzt gefunden werden kann. Auch giebt es hier keine Selbstmorde, und die *aufserordentliche* Abneigung der Fellahs, *Soldaten* zu werden, ist ebenfalls kein

Beweis, dafs sie sich in ihrem jetzigen Zustande so überschwänglich elend fühlen. *)

Für *England* ist Aegypten nebst Arabien in der neuesten Zeit dadurch besonders wichtig geworden, dafs gegenwärtig die kürzeste Verbindung mit *Ostindien* über das Mittelländische Meer, Aegypten, das Rothe und das Indische Meer mittelst der Dampfschifffahrt hergestellt werden soll. Das frühere Vorhaben in Betreff Syriens und des Euphrat ist jetzt aufgegeben und ein Engländer, *Thomas Waghorn*, hat die Dampfschifffahrt nach Ostindien übernommen, so dafs die englische Regierung ihre Depeschen nach Ostindien über Dover nach Calais, von da zu Lande durch Frankreich nach Marseille, von hier nach Malta und Aegypten etc. senden wird, wo sie in 6 bis 7 Wochen ankommen werden. Die *Königlich-Asiatische Gesellschaft* ist im Laufe dieses Jahres

*) *Allgem. Zeitung*, 1837, Aufserord. Beil. Nr. 391, 392 und 397.

bemüht gewesen, genaue Erkundigungen über den jetzigen Zustand Aegyptens und Arabiens einzuziehen und eines ihrer correspondirenden Mitglieder, Capitän *James Mackenzie*, vom 8. Regiment der bengalischen leichten Cavallerie, hat eine Reise von Ostindien nach England über Arabien und Aegypten eigens in der genannten Absicht gemacht. Das Ergebnifs derselben enthält ein Schreiben an den Präsidenten des correspondirenden Ausschusses der Asiatischen Gesellschaft, welches die *Literary Gazette* seinem ganzen Inhalte nach mittheilt. Es stimmt zum Theil mit den Beobachtungen des vorhin genannten teutschen Reisenden überein. Dafs die ägyptischen Bauern Furcht vor dem Soldatenstande haben, bewies ihm die Menge verstümmelter, übrigens gesunder junger Leute, welche überall zu sehen waren. Gewöhnlich waren es der rechte Daumen und vier Seitenzähne, welcher sie sich beraubt hatten, um unfähig zum Losdrücken des Hahns an der Flinte und zum Abbeifsen der Patronen zu

seyn. *Mackenzie* fand in den ägyptischen Ortschaften, die drei Hauptstädte *Kairo*, *Siut* und *Alexandrien* ausgenommen, wo allein beträchtliche Garnisonen lagen, aufser verstümmelten jungen Leuten, nur alte Männer, Weiber und Kinder; die übrigen waren bei den Heeren in Arabien und Syrien. Was die Flotte betrifft, die in Alexandrien vor Anker lag, so fand *Mackenzie* allerdings das äufsere Ansehen der Schiffe, ihre Bemannung und Ausrüstung in trefflichem Zustande, aber selbst die eignen (türkischen) Offiziere der Flotte sagten ihm, dafs viele dieser Schiffe an den untern Theilen sehr baufällig seien und die See nicht würden halten können, selbst wenn sie auch nur bis an die syrische Küste gehen sollten. Unser Engländer erfuhr ferner, dafs die Mannschaft, durchgängig Araber, aus meistens ungeübten jungen Leuten bestehe, die aus dem Innern des Landes gebracht worden und noch nie über den Hafen hinaus gekommen waren. Auch die Offiziere schienen ihm sehr unerfahren zu

seyn. „Eine solche Flotte“ — sagt er — „mag furchtbar seyn, wenn sie mit einer osmanischen Escadre, die nicht besser ist, zusammengeräth, aber gegen eine europäische Seemacht wird sie bei aller Anstrengung und Tapferkeit nichts ausrichten.“

Sehr lobenswerth findet *Mackenzie* die Bemühungen des Vicekönigs, dem Volke eine bessere *Erziehung* zu verschaffen. Die wichtigsten Schulen für Kriegswissenschaft und Heilkunde sind in und bei *Kairo*. Man sieht hier Hunderte von Jünglingen, Aegypter, Kopten, Araber, Türken und Griechen — Christen und Mohammedaner — bunt durch einander, dieselben Bücher lesen, dieselben Zeichnungen copiren, dieselben Spiele treiben etc. Aufser diesen höhern Lehranstalten hat der Vicekönig auch *Bezirksschulen* in allen vorzüglichern Landstädten errichten lassen, zu deren Besuch die Kinder mit Strenge angehalten werden. Die besten Schüler aus denselben werden in die Militär-Akademie oder in die medicinische Schule von

Kairo übersetzt. Leider fehlt es für die niedern Schulen noch sehr an guten Lehrern und zweckmäfsigen Büchern. Auch die Zahl der *Fabriken* hat sehr zugenommen. Es giebt Baumwollen-Fabriken in den meisten grofsen Städten Ober- und Unter-Aegyptens; in *Bulak* sind auch mehre Wollen-Fabriken, welche für die Armee arbeiten. In *Mallui* ist eine Zuckerfabrik, welche das im Delta angebaute Zuckerrohr verarbeitet. Die Citadelle von Kairo hat eine Stückgiefserei, Gewehrfabrik und Münze.

Auch der oben erwähnte Herr *Waghorn* hat ein kleines Schriftchen über Aegypten herausgegeben. *) Er erklärt sich im Ganzen günstig für *Mehemed Ali*. Die Armee bestand 1836 aus 100,400 regelmäfsigen und 13,450 unregelmäfsigen Truppen. Sie wird jetzt nicht mehr aus den ägyptischen *Fellahs* ergänzt, sondern die neuen Rekruten kommen aus *Nubien* und *Sennaar*. Der

*) *Egypt as it is in* 1837. By *Thomas Waghorn*. London, 1837. S. Lit. Gaz., 1837, *August*, S. 492.

Verfasser bedauert übrigens die grofse Vorliebe, welche der Pascha für die *Franzosen* und überhaupt alles Französische hat. Er glaubt, dafs die Engländer selbst an ihrer Zurücksetzung Schuld seien, indem sie in der neuern Zeit Aegypten und seinen Beherrscher vernachlässigt haben, während die Franzosen nur zu eifrig und geschickt gewesen, sich in die Gunst des Pascha einzuschmeicheln und die höhern Stellen in der Armee und Flotte für sich zu gewinnen.

Ein im J. 1836 zu London erschienenes Werk von *E. W. Lane* hat sich die Darstellung des *gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes* von *Aegypten* zur Aufgabe gemacht. Wir haben davon S. 198 u. ff. des vorliegenden Jahrganges mehre interessante Bruchstücke mitgetheilt.

Zwei Franzosen, *Ed. de Cadalvène* und *J. de Breuvery*, haben in den Jahren 1826 bis 1836 *Nubien*, *Aegypten* und die *Türkei* bereist, und die Resultate ihrer Forschungen unter dem Titel:

L'Egypte et la Turquie de 1826 *à* 1836, par etc. Paris, 1836, 4 Voll., mit Karten und Abbildungen — herausgegeben. Die *Nouv. Ann. de Voy.* enthalten im Mai und Juniheft, 1837, S. 309 u. ff. eine Uebersicht dieses Werkes. Auch *Berghaus* theilt in seinen *Annalen* etc., Nr. 140 und 141, S. 133 u. ff. einen Auszug der Bemerkungen über *Nubien* mit.

Der französische Marschall *Marmont*, welcher in den letzten Jahren Aegypten, Syrien, Kleinasien und die europäische Türkei bereist hat und im verflossenen Sommer über Ungarn etc. zurückgekehrt ist, sagt in der Beschreibung dieser Reise Folgendes über die *Veränderungen des Klimas* in Aegypten: „Jedermann weifs, dafs es sonst in Kairo *niemals*“ (was aber nicht buchstäblich richtig ist; *Niebuhr* hat in seinem Tagebuche mehre Regengüsse zu *Kairo*, im November und Dezember 1761, so wie im Jänner und Februar 1762 angemerkt) „und nur zuweilen ein wenig in Alexandrien geregnet hat. Alle jetzt noch le-

benden Personen, die zur Armee des Orients" (1798 unter Bonaparte) „gehörten, können diefs bestätigen. Ich selbst, der ich vom November 1798 bis Ende August 1799 dort befehligte, versichere, dafs ich es in dieser Zeit nur ein einziges Mal, eine halbe Stunde lang regnen gesehen habe. Gegenwärtig aber regnet es jedes Jahr 30 bis 40 Tage, und zuweilen hält der Regen im Winter, nach der Hälfte des Oktobers, 5 bis 6 Tage ununterbrochen an. Wenn sonst in Kairo selbst einige Tropfen schon eine Seltenheit waren, so hat man jetzt jeden Winter 15 bis 20 Regentage. Man erklärt diese Veränderung des Klimas durch die ungeheuern Anpflanzungen des Bodens, welche auf Befehl des Paschas gemacht worden sind. Die Zahl der unterhalb Kairo ausgesetzten Bäume wird auf 20 Millionen angeschlagen. Was für diese Erklärung spricht, ist die umgekehrte Wirkung, welche man schon seit langer Zeit in Ober-Aegypten als Folge der Zerstörung der Bäume *gemacht* hat. Wie bekannt regnet es

jetzt niemals in diesem Theile von Aegypten. Ehemals aber war es ganz anders. Ein Greis von 122 Jahren, den ich in Theben kennen lernte und der noch seine vollen Geisteskräfte besafs, sagte mir, dafs es vor 80 Jahren sehr oft in Ober-Aegypten geregnet habe, dafs aber damals die lybischen und arabischen Berge zu beiden Seiten des Nils mit Weideland und Bäumen bedeckt gewesen seien, wohin die Araber ihre Heerden gebracht hätten. Seitdem aber wären die Bäume zerstört worden und die Regen hätten aufgehört. Auch mehre bejahrte Türken in *Kéné* haben mir das Nämliche erzählt, wie sie es von ihren Vätern gehört haben. Endlich berufe ich mich noch auf *Pockoke*, welcher diese Länder 1734 bereiste und sagt, dafs er bei seiner Reise in Ober-Aegypten oft durch Regengüsse aufgehalten worden sei."

„Auf meinem Wege durch die Wüste nach dem Rothen Meere fand ich einige seltene Plätze, wo man kümmerlichen *Pflanzenwuchs* bemerkte. Von Strecke

zu Strecke sieht man einige Bäume aus der Familie der Akazien, deren junge Zweige und Blätter von den Kameelen begierig gegessen werden. In regnerischen Jahren sind hier Thäler und Bergkessel, welche angebaut werden können, und dann kommen Beduinen, welche hier lagern, säen und ärndten. Aber solche Regenjahre sind sehr unregelmäfsig und werden immer seltener; folglich verdorren auch die Viehweiden immer mehr, und doch wurden diese Weideplätze vor achtzig Jahren, wo der Stamm der *Abadis* Yemen verliefs und sich eigens deshalb hier ansiedelte, für sehr vortrefflich gehalten. Die Bäume von damals sind jetzt fast ganz verschwunden. Obgleich der aus 3000 Köpfen mit 10,000 Kameelen bestehende Stamm der *Abadis* diese 4000 Geviert-Lieues grofse Landstrecke ganz allein besitzt, so würde er doch nicht bestehen können, wenn ihm nicht der Pascha ein fruchtbares Weideland im Nilthale zur Aushilfe eingeräumt hätte.“ *)

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1836, Aug., S. 173 u. f.

Ueber die Reise, welche der königl. bairische Hofrath und Professor *Schubert* zu München, in Begleitung einiger jungen bairischen Naturforscher im J. 1837 nach *Aegypten*, *Arabien* und *Palästina* gemacht hat, wird der nächste Jahrgang unsers Taschenbuches berichten.

Der Missionär *Gobat*, von dessen Reisen in *Abyssinien* wir im XIV. Jahrgange (1836) S. CXI. Nachricht gegeben haben, ist im J. 1836 neuerdings nach diesem Lande abgegangen. *) Auch zwei junge Franzosen, *Combes* und *Tamisier*, haben in den letzten Jahren *Abyssinien* bereist und sollen zu bisher unbekannten (?) Völkerschaften gekommen seyn, welche schon durch den Apostel Thomas zum Christenthum bekehrt worden und im Laufe der Jahrhunderte allen Veränderungen, die das Christenthum anderwärts erfahren, fremd geblieben sind. Wahrscheinlich sind es dieselben abyssinischen Christen, die schon *Rüppell* besucht hat. **)

*) *Lit. Gaz.*, 1836, Dezbr., S. 796.

**) *S. den Jahrg.* 1835, S. LX.

Ein Teutscher, Baron *Catt* (oder *Katt*), welcher von Abyssinien aus in das *Innere von Afrika* hatte eindringen wollen, aber ausgeplündert und zur Rückkehr genöthigt worden war, kam im April 1837 auf seiner Heimreise nach Kairo. Er wird die Beschreibung seiner Reise in *Abyssinien* durch den Druck bekannt machen. *) Auch der Missionär *Wolff* hat das Vorhaben einer Reise nach diesem Lande (s. den vor. Jahrg. S. CXXXII.) aufgegeben; er befand sich im April 1837 zu *Dschidda* (in Arabien), um nach *Ostindien* zu gehen. **)

Arabien, ein Land, von welchem man bis jetzt wenig mehr als die zunächst am Meere gelegnen Ortschaften kannte, beginnt nun auch, sein Inneres allmählich aufzuschliefsen. Der Lieutenant *Wellstead*, von der brittisch-ostindischen Marine, (dessen Untersuchung der Insel Socotra wir im Jahrg. 1836,

*) *Augsburger Allgemeine Zeit.*, 1837; Aufs. Beil., 5. Juli.

**) *Ebendas.*, — S. auch weiter unten.

S. CXLIX u. ff. gemeldet haben) hat sich im J. 1835 im Auftrage der Regierung zu Bombay und begleitet von einem andern Offizier, *Whitelock*, nach der arabischen Provinz *Oman* begeben. Er kam nach *Mascat* am 21. November, wo ihm der Imam mit Empfehlungsbriefen an die Häuptlinge der Bezirke, zu denen er kommen würde, versah. Von hier begab sich der Reisende nach *Sur*, 80 engl. Meilen südöstlich von Mascat, und erhielt hier 14 Kameele, mit welchen er 20 Meilen südwestlich reiste und dann landeinwärts über flaches Land bis zu einem Beduinen-Lager, unter 22° 3′ nördl. Br. kam. Es war diefs derselbe Stamm, welcher 1821 von einer brittisch-ostindischen Truppenabtheilung bekriegt und beinahe vernichtet wurde. Die noch Uebrigen betrugen sich übrigens gegen Lieut. *Wellsted* freundlich. Auf der Weiterreise im Innern der Provinz überraschte ihn die Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes. Mit guten Instrumenten versehen, war er im Stande, von allen Ort-

schaften und andern wichtigen Punkten, zu denen ihn die Reise führte, die geographische Lage zu bestimmen und eine gute Karte zu entwerfen, welche nebst dem Reisebericht der Geographischen Gesellschaft zu London, in ihrer Sitzung am 10. April 1837 vorgelegt wurde. *) Schon in einem frühern Berichte sagte er: „Das Land ist im Allgemeinen sehr fruchtbar und Früchte aller Art, wie sie in Indien wachsen, findet man hier überall. Die eingebornen Beduinen haben uns mit aufserordentlicher Gastfreundschaft aufgenommen, für die wir ihnen nichts als unsern innigsten Dank anbieten konnten. Wir wohnen jetzt im Hause des Scheik vom Dorfe *Neizma*, welcher uns mit Allem von seiner eignen Tafel versorgt, und er dringt so in uns, länger zu verweilen, dafs einer von uns genöthigt ist, eine Woche zuzugeben, um etwanigen Beleidigungen vorzubeugen. Das Haus liegt in der Mitte eines Waldes pflänz-

*) *Lit. Gaz.*, 1837, April, S. 242.

licher Ueppigkeit. Früchte aller Art hangen haufenweise vor den Fenstern, und plagt uns nur der mindeste Durst, so dürfen wir nur eine von den Goldorangen oder den grofsen Weintrauben pflücken, die uns zur Hand sind. Diefs ist ein Arkadien, welches ich in Arabien nicht erwartete. Die Bergabhänge sind terrassirt und mit Waizen besäet, und die untern Theile der Berge mit Rüben (!) und Apfelsinen-Bäumen dicht bepflanzt. Alles andere Obst wird in Gärten gezogen. Nachts fiel das Thermometer auf 5½° R. und bei Tage ist es nur Ein Mal auf 12½° gestiegen, was die englische Rose wieder auf unsere Wangen gemalt und uns zur bevorstehenden langen Reise mit Gesundheit ausgestattet hat. Die Bewohner des Berglandes sind ein schöner athletischer Menschenschlag und das beste Muster, das ich jemals von den Söhnen Ismaels gesehen habe; die Frauen sind aufserordentlich schön und anmuthig. *) Das

*) *Berghaus Annalen* etc., Nr. 139, S. 95.

Vorhaben, bis nach *Derèjeh*, der Hauptstadt der Wahabis, im Innern der arabischen Halbinsel, vorzudringen, hatten die Reisenden, verschiedener Hindernisse wegen, aufgeben müssen.“

Ein französischer Naturforscher, Namens *Botta*, welcher im Auftrage des Pariser Museums reist, befand sich während der letzten Monate 1836 in der arabischen Provinz *Yemen*, wo er hauptsächlich die Gebirge im südwestlichen Theile derselben durchforschte. Diese ganze Gegend befindet sich, was den Wohlstand der Einwohner betrifft, in einer sehr unglücklichen Lage. Seit zwanzig Jahren, schreibt *Botta*, wird das Land von den Soldatenbanden verwüstet, die von *Hadramaut* kommen, um in die Dienste eines Jeden zu treten, der sie bezahlt. . . . Die früher so reiche und prächtige Stadt *Taas* ist von ihnen ganz verwüstet worden, und es stehen jetzt keine zwanzig Häuser mehr. *)

*) *Ausland*, 1837, Nr. 178.

Auch *Mokka*, der bekannte Hafen der Provinz Yemen, an der Küste des Rothen Meeres, ist jetzt sehr herabgekommen. Der Engländer Dr. *James Burnes* (ein Bruder des Alexander Burnes, der die Reise von der Mündung des Indus durch Afghanistan, Bochara etc. gemacht hat *)), welcher im Febr. 1833 auf einem Dampfboote von Bombay nach Suez reiste und in *Mokka* einlief, sagt: „Seit einigen Jahren geht diese Stadt sichtbar rückwärts, vornehmlich wegen des ungeordneten Betragens des gegenwärtigen Beherrschers von Yemen, des unverständigen Imam von *Senna*. Man ist hier seines Eigenthums nicht mehr sicher. Statt der zahlreichen Flotten und europäischen Fahrzeuge, die sonst hieher kamen, um Kaffeh zu laden, fanden wir auf der Rhede von Mokka nur einen einzigen amerikanischen Kauffahrer und zwei ägyptische Kriegs-

*) Es ist derselbe, von dessen Reise nach *Hyderabad*, in den J. 1827 und 1828, wir im X. Jahrgange dieses Taschenbuches S. LVIII u. ff. Nachricht gegeben haben.

schiffe. Die Stadt war in den Händen einer Horde wilder Beduinen, die sich einige Wochen vor unserer Ankunft ihrer bemächtigt und sie ausgeplündert hatten. Die Strafsen boten das Schauspiel der Verödung dar. Die Einwohner waren fast alle in die Wüste geflohen und im Bazar sah man nichts zum Verkaufe ausgestellt.“ (Gegenwärtig ist Mokka in den Händen der ägyptischen Truppen; s. unten.) — Derselbe Reisende besuchte auch den Hafen *Dschidda*, an der Küste der Provinz *Hedschas*, in dessen Nachbarschaft damals der Obergeneral der ägyptischen Armee, *Achmet Pascha*, sein Hauptquartier hatte. Es wimmelte überall von ägyptischen Soldaten. Sie waren auf französische Weise bewaffnet, standen aber den ostindischen Sepoys in vieler Hinsicht nach. Der ehemalige Fanatismus der mohammedanischen Einwohner schien sich sehr vermindert zu haben. Der Missionär *Wolff*, welcher nachher den Dr. Burnes bis nach Malta begleitete, befand sich damals (auf seiner ersten asiatischen Reise) in Dschid-

da. Er stand mit der Bibel in der Hand an einem der vornehmsten Thore, und predigte unerschrocken vor einer Versammlung von wenigstens 200 Zuhörern, gröfstentheils bewaffneten Soldaten, die sich nicht die mindeste Gewaltthätigkeit gegen ihn erlaubten. *)

Den neuesten Zustand der arabischen Provinzen am Rothen Meere schildert der obenerwähnte Capitän *Mackenzie* in dem angeführten Schreiben an den Präsidenten des correspondirenden Ausschusses der Königlichen Asiatischen Gesellschaft, *Sir Alexander Johnston*. Die ganze arabische Küste, von Akaba bis Mokka, ist jetzt (1837) von der Armee des Paschas von Aegypten erobert. Mit Ausnahme Mekka's und des fruchtbaren Bezirks *Taif*, östlich von Dschidda, **) erstreckt sich seine Herrschaft nicht über eine oder zwei (engl.) Meilen von der Küste landeinwärts; aber alle bedeutenden Städte und Häfen an der Ostküste

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1836, August, S. 129 u. ff.

**) Der Verfasser schreibt *Judda*.

des Rothen Meeres sind von seinen Truppen besetzt, und der Pascha beherrscht von diesen Punkten aus den ganzen Handel der Provinzen Hedschas und Yemen. Der innere Verkehr ist wie in Aegypten sein Monopol, indem er die Waaren von den Erzeugern nach den von ihm bestimmten Preisen einkauft und sie an die einheimischen und fremden Kaufleute mit grofsem Gewinn wieder absetzt. Von den aus Ostindien eingeführten Waaren erhebt er eine Abgabe von 10 Prozent, entweder in Geld oder in Natur. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Kaffeh und Senna; aber die Vorräthe des Erstern haben sich jetzt sehr vermindert. Der Pflanzer in den Kaffeh - Gebirgen giebt sich keine sonderliche Mühe mehr für einen Artikel, den er nicht hinlänglich bezahlt erhält; denn der Pascha stellt sich zwischen ihn und den fremden Kaufmann, und nimmt für sich selbst den Gewinn, welcher dem Erzeuger gebührt. Kaffeh und Senna wachsen nicht auf dem Gebiete Mehemed Ali's, sondern auf dem des Imam's von *Senna*,

eines jungen und schwachen Fürsten, der früher oder später auch dem Pascha zur Beute werden wird. Dafs dieser Letztere jetzt seine Hand noch nicht nach der reichen Landschaft Senna ausgestreckt hat, liegt blofs an den wiederholten Niederlagen, welche ihm die *Assirs* beigebracht haben. Dieser mächtige Beduinen-Stamm bewohnt das Land zwischen *Mekka* und *Senna*. Sie schlugen das ägyptische Heer unter *Ibrahim* (dem Neffen des Pascha) zuerst 1835. Im J. 1836 machte er neue Rüstungen und bildete drei Heerhaufen in Gonfoda, Dschidda und Mekka, welche sich gleich nach den Festlichkeiten der Mekka-Wallfahrer in Bewegung setzten. Capitän *Mackenzie* sah ein solches Corps in Dschidda; es bestand aus 3000 Mann Fufsvolk, einer kleinen Abtheilung Reiterei und sechs leichten Feldstücken. Das Fufsvolk war nach der neuen türkischen Art gut gekleidet. Die Musketen sind in Kairo nach französischen Mustern gemacht und leichter und handgerechter als die englischen; auch die

Patrontaschen etc. waren in bestem Zustande. Der Chef des Generalstabs war ein Corsikaner, *Mari*, ehemals in brittischen Diensten. Er hatte eine rohe, aber richtige Zeichnung von dem Kriegsschauplatze im Lande der *Assirs* entworfen, welche er unserm Capitän zeigte und erläuterte. Hunger, Durst und Hitze hatten die Aegypter geschwächt, als die Assirs von ihren Bergen herabkamen und sie vor sich hintrieben. Aufser *Mari* sind noch viele sogenannte *Instructeurs*, meist Franzosen und Italiener, bei der ägyptischen Armee, aber ohne eigentliche Offiziers - Anstellung. Auch die Aerzte und Wundärzte sind Europäer, meist Franzosen, aber auch einige Teutsche. Der Verfasser glaubt nicht, dafs es auch Engländer unter der Armee des Pascha gebe. Sie schicken sich, wie er selbst gesteht, nicht so leicht in fremde Sitten und Gebräuche, und geben nicht so bereitwillig den Launen und Vorurtheilen fremder Völker nach, wie die Franzosen und Italiener.

Die Armee des Pascha in Arabien

mag jetzt, wo sie auf dem Kriegsfuſse ist, 2000 Mann Reiterei und 20,000 Mann Fuſsvolk, nebst der angemessenen Zahl Artillerie etc. stark seyn. Das Hauptquartier ist in *Mekka*, wo *Kurschid Pascha* (ein zweiter Neffe Mehemed Alis), der General-Statthalter und Oberbefehlshaber von Hedschas, damals residirte. *Ibrahim Pascha* (der jüngere) ist Statthalter und Befehlshaber von Yemen und hat sein Hauptquartier in *Hodeida*. Sein Armeecorps mag 5 bis 6000 Mann stark seyn. *Mokka* hat eine Besatzung von 1200 Mann. Die Stadt *Gonfoda*, am Meere, war das Hauptquartier einer Abtheilung von 3 bis 4000 Mann Fuſsvolk. *Loheia*, *Yambo*, *Medina* und andere Städte haben kleine Besatzungen, um sie vor den Anfällen der Beduinen zu schützen. Aufser dem Kriegsbefehlshaber hat jede dieser Städte auch einen von ihm unabhängigen Civil-Gouverneur, welche einander wechselseitig das Gleichgewicht zu halten und jeden Miſsbrauch der Gewalt zu verhindern bestimmt sind.

Sobald *Mehemed Ali* die Assirs unterworfen (d. h. wie der Verfasser sagt, sie durch Bestechungen und Versprechungen beruhigt) haben wird, will er eine Heeresabtheilung über die Strafse Bab el Mandeb hinaus an die *Südküste* Arabiens schicken, um Besitz von dem wichtigen Hafen *Aden* zu nehmen, welcher den Eingang ins Rothe Meer beherrscht, und jetzt in den Händen eines raubsüchtigen Scheiks ist, der dem Pascha wenig oder keinen Widerstand zu leisten im Stande seyn wird. Zwar gehört Aden zum Gebiet von *Senna*, aber der Imam hat kein Ansehen daselbst. Ist *Mehemed Ali* einmal Meister von Aden, so wird er ohne Zweifel seine Herrschaft über ganz *Hadramaut* ausdehnen, eine Provinz, die jetzt unter eine Menge kleiner Fürsten und Scheiks getheilt ist, welche sich ihm unmöglich werden widersetzen können. So längs der Küste am Indischen Meere fortgehend, werden seine Truppen bis *Oman* kommen, dann vielleicht *Mascat* und das ganze Land an der Südwest-Küste des Persi-

schen Golfs erobern und sich so der ganzen arabischen Halbinsel bemeistert haben, worauf die Einnahme von *Bagdad* nur noch ein Kinderspiel seyn dürfte. *Mehemed Ali* hat von der Gröfse und Macht der alten Kalifen gehört und wünscht sehnlich ein Reich zu stiften, welches dem ihrigen wenigstens gleichkommen, wo nicht gar es übertreffen soll. Der Imam von Mascat betrachtet schon jetzt mit Eifersucht die Fortschritte der Aegypter, und man glaubt, dafs das Geschenk, welches er vor Kurzem dem Könige von England mit einem Linienschiffe gemacht hat, bestimmt gewesen, sich der Freundschaft der brittischen Regierung auf den Fall eines feindlichen Angriffs von Seiten der Aegypter zu versichern. Der Verfasser glaubt nicht ohne Grund, dafs die Engländer eine solche Ausdehnung der ägyptischen Eroberungen bis nach *Mascat* nicht gestatten werden, theils (d. h. weniger) um des Imams willen, theils (hauptsächlich) wegen der gefährlichen Nachbarschaft für Ostindien. Der Verfasser wirft, als

guter brittischer Patriot, die Frage auf, ob es nicht überhaupt rathsam sei, dafs die englische Regierung dem Pascha zuvorkomme und Aden selbst in Besitz nehme..... Schon 1835 haben die Amerikaner versucht, eine Factorei an der Südküste von Arabien zu errichten. *)

Der Hauptzweck, um dessentwillen die brittische Regierung eine Expedition im J. 1835 nach dem *Euphrat*, unter dem Befehle des Obersten *Chesney*, abgeschickt hatte, nämlich auf diesem Wege eine möglichst schnelle Verbindung mit *Ostindien* herzustellen (s. den vorigen Jahrg., S. CXXXV.), ist zwar nicht erreicht worden; indessen hat diese Unternehmung, wie wir schon früher theilweise angedeutet haben, dennoch der Wissenschaft nicht unbedeutenden Nutzen gebracht, indem unsere Kenntnisse von jenen in so vielfacher Rücksicht wichtigen Ländern Asiens dadurch beträchtlich erweitert worden sind. Das Dampfboot *Euphrat* kam am 19. Juni 1836

*) *Lit. Gaz.*, 1837, Aug., Nr. 1072.

nach *Bassorah* (oder *Busra*) und begab sich von da nach *Buschir (Abuschär)* an der Ostküste des Persischen Meerbusens, nach *Graen*, an der arabischen Küste desselben Golfes, und wieder zurück nach dem Schat el Arab, nach *Mohammra*, einer Stadt, die stark im Aufblühen begriffen ist und dem Handel von Bassorah bereits grofsen Eintrag thut. Hier empfing das Dampfboot am 13. Sept. ein aus *Bombay* angekommenes Postfelleisen, um es stromaufwärts zu schaffen, wo es dann zu Lande nach *Skanderun* und von dort zur See nach *Malta* gehen sollte. Als das Dampfboot nach *Korna* kam (wo der Tigris sich mit dem Euphrat vereinigt), empfing es in Folge von Nachrichten, die Oberst *Chesney* erhalten hatte, unvermuthet den Befehl, den *Tigris* bis *Bagdad* hinauf zu fahren. Hier kam es zur Freude der höchst überraschten Einwohner dieser Stadt glücklich an und verweilte so lange, bis ein Felleisen aus England eintraf, welches es ohne Verzug den Strom abwärts nach Korna

schaffte und hier eine neue Sendung aus Bombay empfing, die unterdessen von dort eingetroffen war. Mit dem Letztern begab sich dann das Dampfboot den Euphrat wieder hinauf bis zum Lager des Scheik von *Montefidge* (!) und bis zu den Sümpfen von *Lemlun*, wo das Felleisen auf Dromedaren weiter fortgeschafft wurde. Die Ausführbarkeit einer Dampfschifffahrts-Verbindung auf diesem Wege nach Ostindien war also praktisch dargethan. Indessen hat, wie schon erwähnt, die brittische Regierung neuerlich den Weg über Aegypten und das Rothe Meer vorgezogen. Die Offiziere der Expedition haben während ihres Aufenthalts an den Ufern des Euphrat und Tigris mancherlei wissenschaftliche Beobachtungen und naturhistorische Sammlungen gemacht, Ausflüge nach Schiras und Persepolis unternommen, eine Nivellirung des Landes zwischen dem Euphrat und dem Tigris bei Bagdad veranstaltet, eine Fahrt *den* Flufs *Karun* 70 engl. Meilen hin*auf gemacht*, eine Menge Lagen alt-

geschichtlicher Städte ausgemittelt und bestimmt u. dergl. m. *)

Ein englischer Arzt, *Edward Hogg*, hat in Begleitung eines seiner Landsleute in den Jahren 1832 bis 1834 eine Reise nach *Aegypten* und *Syrien* gemacht. Das letztere Land war damals von den ägyptischen Truppen unter *Ibrahim Pascha* besetzt und die Reisenden konnten sich überall in europäischer Kleidung zeigen. Ueber *Damas* (Damaskus), wo Dr. *Hogg* am 7. Juli ankam, bemerkt er Folgendes: „Vermöge seiner, wenig mehr als 40 Meilen von der Küste entfernten Lage ist *Damas* wunderbar geeignet, der Stapelplatz eines ausgebreiteten Handels zwischen England und den mohammedanischen Staaten Asiens zu werden. Der jährliche Zusammenfluſs der Mekka-Pilger

*) Genaueres und mehr, als der beschränkte Raum hier mitzutheilen erlaubt, findet man über die letzten Schicksale dieser Expedition in der *Lit. Gaz.*, 1836, Nov., S. 713 und 717; Dez., S. 844; 1837, Febr., S. 95; *Mai, S.* 288; Aug., S. 548.

ist dafür ein besonders günstiger Umstand. Von allen Seiten kommen dann Karawanen hieher, und Alles ist in Bewegung. Die Pilger halten sich mehre Wochen in Damas auf, machen eine Menge Einkäufe und Verkäufe, und man kann sich eine Vorstellung von dem Umfange der Geschäfte bilden, wenn man erfährt, dafs allein die Zahl der Kameele der verschiednen Karawanen sich nicht selten auf 30 bis 40,000 beläuft. In der Gegend von Damas wird viel Seide gewonnen. Auch könnte man Baumwolle erzeugen, und obgleich der Ertrag der Kaffehproduction bis jetzt beinahe Null gewesen ist, so gedeiht doch dieses Gewächs sehr gut. Ich habe hier gemeines englisches Steingut gesehen, und man würde ohne Zweifel auch Porzellan, Krystallglas, Crep von verschiedenen Farben, mancherlei Stahlwaaren und feines Baumwollen-Garn für die hiesigen Webereien mit Vortheil einführen. Eben so liefsen sich mehre andere Erzeugnisse unserer Fabriken hier absetzen, wofern man sich nach den

vorzugsweise beliebten Mustern der hiesigen Einwohner richtete, deren Geschmack sich stets gleich bleibt. Die arabische Literatur wird in Damas mit Erfolg gepflegt, und wenn einmal die Macht *Mehemed Ali's* sich befestigt haben wird, so dürfte es nicht schwer seyn, sich eine bedeutende Anzahl merkwürdiger Werke zu verschaffen. In Betreff der Hausgeräthschaften und der Kleidung lieben selbst die vornehmsten und reichsten Einwohner die gröfste Einfachheit und bleiben bei der Sitte ihrer Vorältern. Die Geschicklichkeit der Handwerker in Damas ist durch das ganze Morgenland rühmlich bekannt. Ihnen verdankt man die innern Verzierungen der Wohnungen und die Marmorbekleidungen, welche schon ganz fertig von Livorno hieher gebracht werden. Konstantinopel liefert für den Putz der Frauen kostbare Stickereien und mehres Andere, so wie die Franzosen Tuch, Sammt und bunten Crep. Die Perlmutter-Arbeiten schienen mir im Ganzen *ziemlich roh* verfertigt zu seyn, aber man

findet sie überall, und selbst die alten Pantoffeln, welche die syrischen Frauen zu Hause tragen, sind verschwenderisch damit verziert. *Damas* soll die einzige Stadt in Syrien seyn, die sich seit langer Zeit auf der nämlichen Stufe des Wohlstandes erhalten und deren Bevölkerung sich nicht vermindert hat. Bekanntlich ist *Haleb* (Aleppo) von 250,000 Seelen auf 100,000 herabgekommen, und in diesem Verhältnifs ist auch sein Handelsverkehr gesunken. *Damas* hat jetzt, und hatte auch wahrscheinlich niemals mehr als 140 bis 150,000 Einwohner. Da jedoch keine regelmäfsigen Volks-Verzeichnisse in den mohammedanischen Städten gemacht werden und auch die Pest oft schreckliche Verwüstungen anrichtet, so sind hier alle statistischen Berechnungen sehr von einander abweichend und unsicher.“ In einer Anmerkung wird noch gesagt: „Es hat sich bereits zwischen *Liverpool* und *Damas* ein ziemlich bedeutender Verkehr gebildet, welcher täglich zunimmt. Die *Ausfuhren* von Liverpool bestehen vor-

nehmlich in Musselinen, Baumwollen-Garn, weifsen und gedruckten Kattunen und werden für das laufende Jahr (1835) gewifs die Summe von 200,000 Pfund Sterl. übersteigen, welche theils baar, theils in Wechseln und in Landeserzeugnissen, als Seide, Galläpfeln, Krapp, Opium und Badeschwämmen, bezahlt werden. Der Hauptartikel ist die Seide, welche aber nicht zu der besten gehört. Es haben sich auch schon drei englische Häuser in Damas ansässig gemacht. Die Waaren dahin gehen über *Beyrut*, während die nach Haleb bestimmten den Weg über *Alexandrette* nehmen."

Dr. *Hogg* war auch in *Jerusalem*. Er macht die Bemerkung: „Einem orientalischen Sprichworte zufolge sollen in *Mekka* die schlechtesten Mohammedaner und in *Jerusalem* die schlechtesten Christen zu finden seyn. Ich fürchte, so weit meine Erfahrungen reichen, dafs das Sprichwort wenigstens in seiner zweiten Hälfte die Wahrheit sage." *)

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1836, Juli, S. 93 u. ff.

Ueber verschiedene, hauptsächlich die Alterthumskunde betreffende Entdeckungen in *Klein-Asien*, welche der brittische Consulats-Prediger *Arundell* in Smyrna (schon früher durch eine Reise zu den „Sieben Kirchen" der Apokalypse bekannt) in den Jahren 1833 u. ff. gemacht hat, berichten sehr vollständig und mit kritischen Bemerkungen die *Annalen* etc. etc. des Prof. *Berghaus*, Nr. 139, S. 1 u. ff., und Nr. 140 und 141, S. 120 u. ff.

Ueber die *geologischen Forschungen*, welche der französische Reisende *Texier* in *Klein-Asien* während der Jahre 1834 und 1835 gemacht hat, (s. den Jahrg. 1836 unsers Taschenbuches, S. CXXXI.) ist der Akademie der Wissenschaften, durch *Elie de Beaumont*, im Namen der zur Beurtheilung derselben ernannten Commission Bericht erstattet worden. Der französische Admiral *Roussin* hatte für die Untersuchung der Küsten und der Inseln die Goëlette *la Mésange* zur Verfügung des Reisenden gestellt. Seine *Forschungen* haben unter Anderm dar-

gethan, dafs die gewöhnliche Meinung, als ob der Bosporus durch einen gewaltsamen Durchbruch des Schwarzen Meeres entstanden sei, durchaus ungegründet ist; denn die europäische Küste von Bujukdéré bis zum Schwarzen Meere besteht aus *trachytischen* Felsarten, die asiatische dagegen aus *Uebergangs-Kalkstein*. Beide Ufer können demnach keinen Zusammenhang gehabt haben. Die Mitte von Klein-Asien ist eine weite Hochebene, welche die alten Landschaften *Kappadozien* und *Phrygien* begreift; im Mittelpunkte der Letztern liegt die Stadt *Kutaya*, deren Ebene zur Kreide-Formation gehört. Die vulkanischen Gebilde fangen an der Nordküste des Busens von Smyrna an und gehen bis *Kara Hissar* (das Schwarze Schlofs), welches diesen Namen von einem ungeheuern Basaltfelsen führt, der sich in der Ebene erhebt. Sie erstrecken sich von Osten nach Westen, fast durch den Norden von Kappadozien, und auch im Süden dieser Landschaft findet man sie in der *isolirten Gruppe* des Berges *Argäus* wie-

der, welcher der höchste in Klein-Asien ist. Die Ebene von *Cäsarea* liegt 500 Toisen über dem Meere, und der Berg erhebt sich noch mehr als 1000 Toisen über die Ebene. Der Gipfel ist stets mit Schnee bedeckt. Aus dem Gebilde des Glimmerschiefers besteht die ganze Kette des *Tmolus*-Gebirges, südlich von Smyrna. Hier entspringt der berühmte *Paktolus*, welcher zahlreiche Glimmerblättchen mit sich führt, die die Alten für Gold gehalten haben. Die Mitte von Kappadozien ist eine Fläche von 120 Lieues Länge und 50 Lieues Breite. Der Boden ist mit Salz geschwängert und im Mittelpunkte der Ebene ist ein grofser See oder Morast, der alle umliegenden Städte mit Salz versorgt. Die *Taurus*-Kette, welche sich im Süden Kleinasiens von Makri bis zum Euphrat erstreckt, besteht aus tertiärem Kalk. Man hat auf einem Gipfel dieses Gebirges, bei *Tarsus*, ein Lager von bauchichten Austern *(huitres coudées)* entdeckt, welche für die Felsarten neuerer Entstehung bezeichnend sind. An den Abhän-

gen der Kette, gegen die Insel *Castel-Rosso*, ist viel Nummuliten-Kalk. Ganz *Pamphylien* besteht aus aufgeschwemmtem Lande, und aus kiesel- und kalkartigen Puddingsteinen, welche sich bis in die Thäler des Taurus erstrecken. Die Halbinsel Klein-Asien ist also nördlich und südlich von zwei Kalkgürteln begränzt, die von Westen nach Osten streichen. Die vulkanischen Gebilde durchschneiden die zwischen jenen liegende Ebene in derselben Längenrichtung. Von allen diesen Gebirgsketten ist der Taurus ohne Widerspruch die jüngste. *)

Auch in andern Theilen Asiens sind gelehrte Forscher ununterbrochen für die Erweiterung unserer Kenntnisse dieses Erdtheils wirksam. *Dubois* Reise durch die *kaukasischen* Länder, von welcher schon unsere vorletzten Jahrgänge (1835 und 1836, resp. S. CI. und CXXVII.) Nachricht gaben, ist indessen noch nicht

*) *Ebendas.*, 1836, August, S. 167 u. f., und *1837*, Mai und Juni, S. 373 u. f.

im Druck erschienen. Der am Lyceum zu Odessa angestellte Professor *v. Nordmann* hatte mit Unterstützung der kaiserl. russ. Akademie der Wissenschaften im J. 1835 eine Reise nach der *Ostküste des Schwarzen Meeres* unternommen und war Ende Dezember, nachdem er mancherlei Beschwerden und Gefahren ausgesetzt gewesen, zurückgekehrt. Seine Schutzwache und Dienstleute, aus 4 Kosaken und 3 jungen Soldaten bestehend, waren sämmtlich ums Leben gekommen. Auf jedem Schritte in ganz Abchasien, mufste der Reisende, das beschränkte Gebiet der Festungen ausgenommen, eine militärische Bedeckung bei sich haben. Die Reise ging von Sewastopol nach der Festung *Gelintschik* und dann nach *Suchum-Kalé*, wo Prof. v. Nordmann sechs Wochen verweilte und Ausflüge zu Lande nach *Kelasura*, *Iskuria (Dioscurias)*, *Drandi (Drandarium)*, *Cap Codor*, *Bombora* (der Residenz des Fürsten *Michael Bei*, Herrschers von Abchasien), *Pitzunda (Pityus)* etc. machte. *Mit Hilfe* des genannten Fürsten und

einer Soldatenbedeckung wurde ein förmlicher Kriegszug (der jedoch ohne Blutvergiefsen ablief) nach dem Gebirgsgipfel *Hirtscha* im Lande des Volksstammes *Psö*, unternommen, eine Gegend, wo noch nie ein Europäer gewesen war. Auch die Ufer der Flüsse *Metschisi*, *Pschandra*, *Kipse* etc. wurden besucht. Als die Hitze zunahm, ging der Reisende weiter, erst zu Wasser nach *Illori* und dann nach *Redut-Kalé*, im mingrelischen Sumpflande. Von hier begab er sich zu Pferde nach *Poti* und *St. Nikolai*, durch einen ungeheuern Wald von *Buxus sempervirens*, dessen Gestank die Luft verpestete. Von St. Nikolai lenkte der Reisende wieder links ein, nach *Osurgeti*, von wo aus das von *Kobuleti* nach *Suram* sich erstreckende *Adschardsche* Gebirge sechs Mal bestiegen wurde. Auch das *Akalzikzche* Gebirge und die Quellen des *Kur* blieben nicht unbesucht. Von Asurgeti ging es durch ganz *Guriel* nach *Kutais*, dann in die Vorberge von *Letschgum* in *Mingrelien*, endlich

nach *Anaklia*, *Suchum* und zurück in die Quarantaine von *Sewastopol.**)

Ein anderes Mitglied der Petersburger Akademie, *Sjögren (Scheegren)* ist nach dem *Kaukasus* geschickt worden, um die *Sprachen* der verschiednen Völker dieses Gebirgslandes zu studiren. Mit Ausnahme des Georgischen kennt man fast keine dieser Sprachen grammatikalisch. Vornehmlich soll der Reisende seinen Fleifs der *Osseten-Sprache* widmen. *Klaproth* hielt dieses Volk für einen Zweig der Indogermanischen Rasse, und fand viele ossetische Wörter in den finnischen Dialekten; dasselbe war der Fall mit den übrigen kaukasischen Sprachen. Aufserdem behauptete der genannte Gelehrte, dafs die *Osseten* einerlei Volk mit den *Asen* und *Alanen* des Mittelalters seien. Nach den im nördlichen Europa verbreiteten Ueberlieferungen aber sind die *Asen* mit *Odin* vom *Kaukasus* nach Skandinavien eingewandert.

*) *Augsburger Allgem. Zeit.*, 1837, Aufserord. *Beil.*, *6.* Mai.

Die genauere Kenntnifs der ossetischen Sprache ist also wichtig, um zu erfahren, ob sie als die Mutter oder die Schwester der Sprachen Nord-Europa's betrachtet werden müsse, und ob die erwähnte Ueberlieferung durch die Verwandtschaft der Sprachen dieser Völker unterstützt werde. *)

Dieselben Küstengegenden am Schwarzen Meere, welche Prof. v. Nordmann bereist hat, sind in den letzten Jahren zum Theil auch von zwei andern Reisenden besucht worden, welche die Ergebnisse ihrer Beobachtungen durch den Druck bekannt gemacht haben. Der niederländische Consul zu Odessa, *Taitbout de Marigny*, **) hat vornehmlich den *Tscherkessen* (Circassiern) seine Aufmerksamkeit gewidmet, doch sind seine Reisen schon in frühern Jahren, ehe noch dieses Volk durch die neuerlichen politischen Ereignisse und seine feind-

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1836, Dezbr., S. 383.

**) *Three Voyages in the Black Sea to the Coast of Circassia* etc. By the Chev. etc. *London*, 1837.

seligen Berührungen mit den Russen sich besonders wichtig gemacht, unternommen worden. Er sagt unter andern: „Die heutigen Tscherkessen bieten das merkwürdige Schauspiel eines freien Volks dar, welches, obwohl von civilisirtern Nationen umgeben, in einem fast barbarischen Zustande geblieben ist. Sie sind bis auf die Gipfel der höchsten Gebirge verbreitet und in eigens benamte Stämme getheilt, welche eben so viele kleine Feudal-Republiken (?) bilden, welche unter eignen Fürsten stehen. Nur die Türken haben Handels-Verbindungen mit ihnen unterhalten und begnügen sich“ (der Verfasser hat diese Bemerkungen noch vor dem letzten russisch-türkischen Kriege geschrieben), „ohne sie zur Unterwerfung nöthigen zu wollen, mit dem Besitz von *Anapa*..... Hier haben sie ihren Markt mit den Tscherkessen, von welchen sie Knaben und Mädchen (als Sklaven), Korn, Wachs, Honig, Häute, Felle etc. gegen Waaren *ein*tauschen, die sie jährlich von Kon*stantinopel* und Anatolien bringen. Die-

ser Handel, welcher die Pest unter den Tscherkessen verbreitet und ihnen die Kinder wegführt, mufs nothwendig die Volksmenge vermindern. Eine schwärmerische Freiheitsliebe und heldenmüthige Tapferkeit machen sie ihren Nachbarn furchtbar. Von zarter Jugend an zu heftigen Leibesübungen, und mit Waffen und Pferden umzugehen gewöhnt, kennen sie keinen andern Ruhm als den, den Feind zu schlagen, und keine andere Schande als die der Flucht. Kein Wunder daher, dafs sie ihre Gränzen überschreiten, über die Nachbarn herfallen, deren Felder verwüsten, ihre Heerden wegtreiben und, was nicht unter ihrem Schwerte fällt, in die Sklaverei mit sich fortführen. Selbst das Meer ist kein Hindernifs für ihre Raublust. Sie besteigen kleine gebrechliche Barken und greifen die Schiffe an, welche sich ihren Küsten nähern..... Trotz dieser Raubsucht sind sie ein gutmüthiges und selbst der Freundschaft fähiges Volk; hauptsächlich gilt diefs von den *Nutakhaïtsis*, welche 5350 Familien

stark und die Verbündeten ihrer aus 10,000 Familien bestehenden, ebenfalls durch Tapferkeit ausgezeichneten Nachbarn, der *Schapsuken*, sind. Die Einfälle der Tscherkessen in das Gebiet der *Tschernomorskischen Kosaken* und die Wiedervergeltungen der Letztern unterhalten einen unaufhörlichen Krieg an der Gränze, welche Rufsland seit den letzten vierzig Jahren hier gezogen und befestigt hat."....*)

Der zweite von den oben erwähnten Reisenden nach der Ostküste des Schwarzen Meeres ist der Engländer *Edmund Spencer*, welcher erst im Laufe dieses und des vorigen Jahres die genannten Gegenden besucht hat.**) Er hatte Gelegenheit, mancherlei Beobachtungen über das Land sowohl, als auch den Charakter, die Lebensweise, Religion,

*) *Lit. Gaz.*, 1837, Mai, S. 315.

**) *Travels in Circassia, Krim Tatary* etc. *in* 1836 — 1837; including a *Steam Voyage* down the *Danube*, from *Vienna to Constantinople*, and round the Coast of the *Black Sea;* etc. 2 Voll. London, 1837.

Sitten und Gebräuche der dortigen Völker anzustellen. Ueber den Weg nach *Bombora* (oder *Lehna*), der Residenz des abchasischen Fürsten Michael, sagt der Verfasser: „Wie nach Pitzunda, mufsten wir eine Strecke durch einen dichten Wald zurücklegen. Hier sahen wir den Buchsbaum, den wir bei uns nur als ein Zwerggewächs kennen, als riesenhaften Waldbaum sich erheben, ferner Wachholder-Stämme, die 15 Fufs im Umfange hatten, und Eichen mit den gröfsten Blättern, die mir jemals vorgekommen, schmücken die Thäler und umsäumen die hohen Berge in solcher Fülle, dafs man zu glauben versucht wird, Rufsland müsse hier für Jahrhunderte einen Vorrath für seine Schiffswerften finden. . . . . Bei jedem Schritte entdeckte ich etwas Neues, mit jedem Luftzug athmete ich tausend Wohlgerüche ein. Nicht weniger waren die Vögel, welche die Luft mit ihrem Gesang und Gezwitscher erfüllten, die Insekten und Amphibien, von denen es in den *hohen Gräsern* und Blumen wimmelte,

merkwürdig. Die gemeine Eidechse ist hier 18 Zoll lang, und wenn sie sich nicht durch die Farbe unterschiede, könnte man sie für ein junges Krokodil halten. . . . . Landschildkröten sahen wir eine so gewaltige Menge, dafs wir uns vorsehen mufsten, wenn wir nicht bei jedem Schritte eine zertreten wollten." . . . . Die kleine Stadt *Bombora* unterscheidet sich wenig von den Städten an der Küste von Klein-Asien. Der Verfasser fand unter den Abchasen viel alte Waffen von europäischer Arbeit, welche aus den Zeiten der Kreuzzüge herrühren sollen. Entweder, glaubt er, haben sie die Kaukasier im Kampfe mit den Christen erobert, oder christliche Kreuzfahrer sind aus türkischer Gefangenschaft entwichen, haben sich hieher zu den Gebirgsbewohnern geflüchtet und sich allmählich mit ihnen vermischt. Es soll noch am Fufse der Gebirge ein Stamm, *Kervisur* genannt, vorhanden seyn, welcher bis jetzt dem christlichen Glauben treu geblieben ist, auch durch *Sitten und* Gebräuche sich unterscheidet.

Ihre Waffen sollen mit denen der Normannen und Franzosen des Mittelalters übereinkommen. *)

Die Leser erinnern sich aus dem XIII. Jahrgange dieses Taschenbuches, S. CIII., dafs der Dorpater Professor *Parrot* auf seiner letzten Reise nach dem Ararat einen früher veranlafsten Irrthum in Betreff der relativen Höhe des *Schwarzen* und des *Kaspischen Meeres* berichtigt zu haben geglaubt hat, indem er durch neue barometrische Messungen gefunden haben wollte, dafs die Mündung des Don $3\frac{6}{10}$ Fufs tiefer liege als die der Wolga. Um diesen Gegenstand ins Reine zu bringen, hat die Petersburger Akademie der Wissenschaften im J. 1836 drei Gelehrte, nämlich die Astronomen *Georg Fufs* und *Sabler*, nebst dem Mathematiker *Sawitsch* abgeschickt, welche durch ein *trigonometrisches Nivellement* des Landes zwischen beiden Meeren die wahre Höhe derselben bestimmen sollen. Der Kaiser hat zur Bestreitung der

*) *Lit. Gaz.*, 1837, Juli, S. 425 und 448.

Kosten 50,000 Rubel angewiesen. Die Operationslinie sollte, je nach den örtlichen Verhältnissen, entweder zwischen *Taganrog* und der Mündung der *Kuma*, längs des Flusses Manitsch, quer durch die Steppe, oder zwischen *Taman* und *Kisliar*, längs der Linie des Kaukasus, gewählt werden. Gleichzeitig wollten die Reisenden auch *Barometer-Beobachtungen* längs der Operationslinie anstellen, so wie dergleichen auch in Taganrog und Astrachan gemacht werden sollten. *)

Ueber *Vorder-* und *Südasien* und einen Theil von *Australien* dürfen wir sehr interessanten neuen Nachrichten aus der Feder des österreichischen Naturforschers *Karl* Freiherrn *von Hügel* entgegen sehen, welcher seit dem J. 1830 eine Reise über *Griechenland*, *Aegypten* und *Vorderasien* nach *Ostindien*, *Lahore*, dem *Himalaya-Gebirge*, *Neu-Holland* und *Neu-Seeland* gemacht hat und im Frühlinge 1837 über das Vor-

*) *Nouv. Ann. de Voy.*, 1836, Juli, S. 61 u. f.

gebirge der guten Hoffnung nach Europa zurückgekommen ist. Die mitgebrachten Sammlungen bestehen aus einem reichen Herbar, zahlreichen Säugthieren, Vögeln, Amphibien, Conchylien, Insekten, Handschriften, Münzen und vielen ethnographischen Gegenständen. Einen Theil der botanischen Ausbeute seines Aufenthalts am Schwanenfluſs und König-Georgs-Sund in Neu-Holland hat er bereits in einem eigenen Werkchen beschrieben. Es enthält in seiner ersten Hälfte mehr neue Pflanzen, als im Laufe des J. 1836 in der ganzen übrigen Welt entdeckt und bekannt gemacht worden sind. In der ersten allgemeinen Sitzung der Versammlung der teutschen Naturforscher zu Prag, am 18. Septbr. 1837, gab der Reisende mündlich eine, allgemeines Interesse unter den zahlreichen Zuhörern erweckende Uebersicht seiner Wanderungen. Herr *v. Hügel* ist nicht blofs Naturforscher, sondern er hat seine Blicke auch dem politischen Zustande der Länder, den religiösen und sittlichen *Verhältnissen* der Völker, ihrer

Geschichte etc. zugewendet. Nächstens soll ein Theil seines Reiseberichts im Druck erscheinen, unter dem Titel: *Kaschmir und das Reich der Siks, in den Jahren* 1835 *und* 1836, 2 Bde. in 8.*)

Die Pflanzenwelt der *Nilgherry-Berge* in Vorder-Indien**) schildert ein Schreiben des französischen Botanikers, *Perrotet*, Vorstehers des botanischen Gartens zu *Pondichéry* (in den *Nouv. Ann. d Voy.*, 1837, März, S. 393 u. ff.). Auf einem Maierhofe, den die Brittisch-Ostindische Compagnie dem französischen Gouverneur abgetreten hat, läfst dieser Letztere alle nützlichen und merkwürdigen Pflanzen der Nilgherry-Berge anbauen, um sie in den Garten von Pondichéry zu versetzen und später nach Frankreich und dessen Colonien zu schicken. „Es überraschte mich" — sagt *Perrotet* — „mitten in Indien eine Vegetation wie in Europa zu finden. Die *Nilgherrys*

*) *Lit. Gaz.*, 1837, Juni, S. 405.

**) Die Bewohner dieses Gebirges, die *Tudas*, sind im XI. Jahrg., S. 344 u. ff., beschrieben worden.

bestehen aus zwei sehr verschiedenen Regionen, der *untern* und der *obern* Gebirge. Dort trifft man gröfstentheils Gewächse des tropischen Indiens an, namentlich *Pterocarpus*, *Dalbergia*, *Mangifera*, *Colophyllum*, *Anona*, *Citrus*, *Bauhinia* etc.; hier dagegen, in der Alpen-Region, *Ranunculaceen*, *Gentianeen*, *Ombelliferen*, *Fragaria*, *Potentilla*, *Galium*, *Crataegus*, *Rhododendron*, *Berberis*, *Rosa* etc.“

Ein europäischer Reisender, *Vigne*, wahrscheinlich ein Franzose, ist im J. 1835 in das hochasiatische, bisher unbekannt gewesene kleine Gebirgsland *Iskardoh* gekommen, auf welches der brittische Lieut. *Burnes* zuerst aufmerksam gemacht hatte. Es liegt gegen den Punkt hin, wo die Belurtak- und Mustak-Gebirge sich vereinigen und die hohen Ränder Tübets von den Ebenen und Thälern Turkistans geschieden werden, oder zwischen Ladak in Osten, Kaschmir in Süden, Gilgit in Westen und Yarkand in Norden. Die Eingebornen, etwa *300,000* an der Zahl, welche sich für

Abkömmlinge der Truppen Alexanders des Macedoniers halten, nennen das Land *Beldistan* oder *Baltistan*. Es ist 11 Tagreisen lang und 9 Tagreisen breit. Die befestigte Hauptstadt *Iskardoh* (ursprünglich Iskandaria = Alexandria) liegt auf einem Felsen. Nach andern Nachrichten, welche der brittische Capitän *Wade* in Ludianah eingezogen hat, leben die Einwohner von Gerste, Waizen und Fleisch, trinken viel Thee, kleiden sich meistens in Stoffe aus Ziegenhaaren, wohnen in Häusern von Stein und Holz, zwei oder drei Stockwerke hoch, und bekennen sich gröfstentheils zum Islam. Einige sind auch Götzendiener. Die Sprache ist die tübetische. Der jetzige Herrscher (*Gelpo*, d. h. König) heifst *Ahmad Sahah* (was aber nicht tübetisch klingt) und ist ganz unabhängig. In den letzten Jahren ist er durch die Eroberungen Rundschit Sings ziemlich in Unruhe versetzt worden. *)

Wie die östlichen Theile von *China*

*) *Berghaus Annalen* etc., Nr. 130, S. 84 u. f.

in den letzten Jahren durch die Handelsunternehmungen *englischer* Kaufleute und den Eifer des *teutschen* protestantischen Missionärs *Gützlaff* bekannter zu werden begonnen haben, so ist in derselben Zeit auch einiges Licht durch den *französischen katholischen* Missionär *Bruguière* auf diesen Theil Asiens gefallen. Letzterer befand sich 1832 zu *Macao*, wohin er sich von seinem frühern Standorte in Hinter-Indien begeben hatte. Für die Mission von *Korea* ernannt, beschlofs er, zu Lande sich dahin zu begeben und verliefs Macao im September. Nach grofsen Beschwerlichkeiten und Gefahren, da er seiner Sicherheit wegen viel Umwege machen mufste, kam er 1833 nach der Provinz *Schansi*. Hier mufste er sich längere Zeit bei dem apostolischen Vicär aufhalten, um die Rückkehr eines chinesischen Christen, *Joseph*, abzuwarten, der ihm ergeben war und den er voraus nach *Korea* geschickt hatte, um Nachrichten über den zu nehmenden Weg *einzuziehen*. *Joseph* kam im November

zurück mit der Botschaft, dafs die Christen in *Liao Tung*, im Lande der Mandschus, welches auf dem Wege nach Korea durchwandert werden mufste, ihm (dem Missionär) einen Zufluchtsort bei sich angeboten hätten. Erst am 22. Sept. 1834 konnte dieser aus Schansi abreisen. Am 7. Okt. überschritt er die Grofse Mauer und kam am 8. in das mongolische, fast ganz von Christen bewohnte Dorf *Si-Vang*. Hier empfing er durch Joseph Briefe von den Christen in Korea, welche ihm ihre Freude über seine Ankunft, aber auch ihr Bedauern zu erkennen gaben, dafs sie ihn in Betracht ihrer Armuth nicht standesmäfsig (*Bruguière* führte den Titel „Bischof von Capse") empfangen könnten. Im Sommer 1835 erhob sich eine heftige Verfolgung gegen die Christen; *Bruguière* und andere Priester mufsten sich bis zum 23. Juni in einer Höhle verbergen. Erst im Oktober wurde es wieder ruhig, so dafs er abreisen konnte. Allein ehe er noch den Ort seiner Bestimmung erreicht hatte, wurde er in ei-

nem christlichen Hause gefährlich krank und starb am 20. Okt. Ein chinesischer Priester gab ihm die letzte Oelung. Ein Schreiben, welches Bruguière aus *Si-Vang* an die Vorsteher der fremden Missionen zu Paris erlassen hatte, enthält viel neue und schätzbare Notizen über China und die Mongolei. *)

Unbekümmert um die zornigen Dekrete des Kaisers an die Statthalter der Küstenprovinzen des himmlischen Reiches, und die Verbote, nirgends anders als in Canton Verkehr zu treiben, fahren die Engländer und Nordamerikaner fort, die östlichen Küsten zu besuchen und Verbindungen mit den Einwohnern anzuknüpfen. So hat ein nordamerikanischer Geistlicher, *Medhurst*, im J. 1835 auf dem Schiffe „der Hurone" an mehren Punkten dieser Küste gelandet, blofs um Erbauungsbücher unter die Ein-

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1837, Mai und Juni, S. 227 u. ff. Ueber den jetzigen gedeihlichen Zustand des *Christenthums in China* sehe man auch einen Aufsatz in *Berghaus Annalen* etc., Nr. 140 und 141, S. 287.

wohner zu vertheilen. Das genannte Fahrzeug kam im September in den Hafen *Hoeï-Haï-Hoeï*, an der Nordküste der Provinz und Halbinsel *Schan-Tung*, unter 37° 30′ 30″ nördl. Breite. Dieſs ist ein kleiner befestigter Platz und ein vortrefflicher Hafen mit gutem Ankergrunde. Mehre Beamte kamen an Bord des Huronen und benahmen sich recht artig, so daſs *Medhurst* ebenfalls an's Land ging und ihren Besuch erwiederte. Indessen wollten sie nicht die mindeste Gemeinschaft mit den Einwohnern gestatten. Dagegen gelang es dem Reisenden und seinen Schiffsgefährten, anderwärts an der Küste Bücher zu vertheilen, so wie auch einige Kranke mit Arzneien zu versehen. Nach einem Aufenthalte von zwei Tagen begab sich das Schiff 7 Meilen westlich von Hoeï-Haï-Hoeï, in die geräumige Bucht *Ke-Schan-So*, wo man ebenfalls drei Tage lang ungestört mit den Bewohnern der benachbarten Dörfer verkehren konnte. Unterdessen aber hatte sich die Nachricht von der Ankunft eines fremden

Schiffes in der Provinz verbreitet, und es kamen nun drei vornehme Beamte nach der Stadt *Ke-Schan-So*, welche die Herren *Medhurst* und *Stevens* zu einer Unterredung einluden. Anfangs sprach man weitläuftig über die christliche Religion und andere Gegenstände, wie England, Nordamerika, dann über die Herren *Lindsay*, *Gützlaff* u. A.; endlich aber erinnerten die Mandarine mit amtlichem Ernst an die Gesetze des Landes, mit dem Bemerken, ihre Befehle gingen dahin, zwar Mitleiden mit den Fremden zu haben, die aus der Entfernung nothgedrungen bei ihnen einsprächen, und ihren Bedürfnissen auf kaiserliche Kosten abzuhelfen, sie aber auch so schleunig als möglich wieder fortzuschicken. In Folge dessen liefsen sie eine ansehnliche Menge Lebensmittel an Bord des Huronen schaffen, welcher ihnen dafür ein Gegengeschenk von Reifs machen wollte. Dieses wurde natürlich nicht angenommen und mufste, nachdem es zwei oder drei Mal hin und *her gewandert* war, an Bord behalten

werden. Auf der Rückfahrt suchte der Hurone Schutz vor den Nordstürmen an der südlichen Küste der Halbinsel *Schan Tung*. Die nautischen Aufnahmen, die er hier gemacht, werden künftigen Seefahrern an diesem Theile der Küste zu Statten kommen. Drei Wochen später segelte man südwärts, nach *Schang-Hai*, unter 31° 14′ Breite. Diese durch ihren Handel berühmte Stadt liegt 15 Meilen, und vielleicht noch weiter, aufwärts von der Mündung des *Kiang-Sang*, eines schönen, eine Meile breiten Flusses, dessen Tiefe den gröfsten Dschonken bis zur Stadt hinauf zu fahren erlaubt. Ueberall herrschte Leben und Thätigkeit. Obschon eine Besatzung von einigen Hundert Soldaten und eine starke Flotte von Kriegsschiffen hier lag, so erlaubten sich die Regierungsbeamten doch keine Gewaltthätigkeit gegen unsere Reisenden; doch verhinderten sie nach Kräften jede Verbindung mit den Einwohnern. Der flache und fruchtbare Boden dieser Provinz stach auffallend gegen das bergige und unfruchtbare Kü-

stenland von *Schan-Sung* ab. Wenn dieser schöne Hafen dem Verkehr mit den Ausländern geöffnet wäre, dürfte bald von den Erzeugnissen Cantons keine Rede mehr seyn. Von Schang-Hai begab sich der Hurone über die Inselgruppen *Tschu-San* und *Nin-Dschin*, so wie über *Tung-Schan*, wo die Reisenden sowohl von den Einwohnern als den Beamten gut aufgenommen wurden, nach *Lin-Ting* zurück und traf hier am 31. Oktbr. wieder ein. *Medhurst* und seine Gefährten hatten auf dieser Reise mehr als vierzehn Tage am Lande zugebracht und ungefähr 10,000 Bändchen geistlicher Bücher vertheilt. *)

Auch über *Japan* ist wieder Einiges bekannt geworden. Der ehemalige Vorsteher des holländischen Comptoirs zu *Desima*, *Heinrich Doeff (Duff)*, welcher seit 1793 daselbst angestellt gewesen ist, hat zu Haarlem im Jahr 1835 „*Erinnerungen aus Japan*“ herausgegeben, welche manche falsche Vorstellung,

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1836, Okt., S. 109 u. ff.

die man sich bis jetzt von den Verhältnissen dieses aufserordentlichen Reiches gemacht hat, berichtigen. Leider hat der Verfasser das Unglück gehabt, auf der Rückreise nach Europa alle seine schätzbaren Sammlungen und Handschriften durch Schiffbruch zu verlieren. Unter den Letztern befand sich die Abschrift eines grofsen *japanisch-holländischen Wörterbuches*. Zum Glück hat ein anderer niederländischer Beamter der Faktorei zu Desima, *Overmer Fischer*, ebenfalls eine Abschrift dieses Wörterbuches gemacht, welche sich jetzt zu Amsterdam in der königlichen Unterrichts-Bibliothek befindet. *)

Aus den *niederländischen* Besitzungen in *Ostindien* sind im Sommer 1837 zwei Naturforscher, *Müller* (ein geborner Heidelberger) und *Korthals*, von welchen Ersterer zwölf, Letzterer sechs Jahre dort zugebracht hatte, zurückgekommen. *Müller* besuchte zuerst den Westen und die ganze Nordküste von

*) *Ebendas.*, 1836, September, S. 257 u. ff.

Java, reiste dann über *Macassar*, auf Celebes, und die Insel *Buton* nach *Amboina*, von da über die *Banda*-Inseln längs der Südwestküste von *Neu-Guinea* und kehrte über *Timor* nach Java zurück. Später unternahm er eine neue Wanderung nach der Nordwestküste und dem Innern der Insel *Sumatra*, wohin ihn *Korthals* begleitete. Beide beschlossen ihre Forschungen mit einem Zuge nach *Borneo*, von wo sie glücklich zurück kamen. Ihre nach Europa mitgebrachten Sammlungen sind sehr ansehnlich. — Die Naturforscher *Boie*, *Van Oort* und *Macklot*, welche gleichzeitig mit Müller nach Ostindien abgegangen waren, sind dort, Erstere beide gestorben, Letzterer von Chinesen ermordet worden.*)

Im April 1837 war die französische Fregatte *Artemise*, unter dem Capitän *Laplace*, auf ihrem Wege nach dem *Indischen Ozean*, in der Capstadt, am Vorgebirge der guten Hoffnung ange-

*) *Allgem. Zeit.*, 1837, Beilage Nr. 249.

kommen. Ihre Bestimmung ist, die *südöstliche Küste* des *asiatischen Festlandes* sorgfältig zu untersuchen, einige noch ungewisse Punkte astronomisch zu bestimmen, und zugleich den französischen Handel in jenen fernen Gewässern zu beschützen.

Neuere Forschungen im Innern von *Neu-Holland*, welche der brittische Major *Mitchell* während der Monate April u. ff. 1836 unternommen, haben seine frühere Vermuthung, dafs der Flufs *Darling* sich mit dem *Murray* vereinige, (s. vor. Jahrg., S. CLV.) bestätigt. Der Punkt dieser Vereinigung liegt unter 142° 3′ 26″ östlicher Länge (von Greenwich). Am 11. Juli entdeckte er die Gipfel einer *Gebirgskette*, welche sich zwischen dem Murray und der Südküste ausdehnt, und auf der eine Menge Flüsse entspringen. Sie liegt zwischen 36° 52′ bis 37° 38′ südl. Br. und 141° 55′ bis 142° 47′ östl. Länge. Major *Mitchell* kam auf dieser Reise bis an die Portland-Bay an der Bafs-Strafse.*)

*) *Lit. Gaz.*, 1837, Juni, S. 385 und 399.

In Betreff der neuen freien Ansiedlung am *Schwanenflusse*, an der Westküste Neu-Hollands, gehen von Zeit zu Zeit günstige Nachrichten ein. Eine dortige Gerichtsperson *(Judge-advocate)*, Herr *Moore*, hat im Mai 1836, etwa 90 englische Meilen nordnordöstlich von *Perth*, einen neuen Flufs mit herrlichem Weidelande jenseits desselben, entdeckt. Er verfolgte ihn 80 Meilen weit abwärts gegen das Meer. Von den Eingebornen erfuhr er, dafs im Innern des Landes ein *grofser See* sich von Norden nach Süden erstrecke und so breit sei, dafs man das andere Ufer nicht sehen könne. Andere Eingeborne beschreiben diesen See als so grofs, dafs wenn ein Mensch in seiner Jugend anfinge, um denselben herumzugehen, er grau vor Alter werden würde, bevor er zurück käme.*) Im Frühlinge 1837 sind zwei brittische Offiziere, die Lieutenants *Gray* und *Lushington*, nach der Colonie am Schwanenflusse abgegangen, um eine

*) *Ebendas.*, Jänner, S. 26.

Entdeckungsreise ins Innere zu unternehmen. Ein Herr *Porter* begleitet sie als Arzt und Naturforscher. *)

Herr *Schayer* aus Berlin, welcher seit 1831 als Oberaufseher über die landwirthschaftlichen Niederlassungen der *Londoner Vandiemensland - Compagnie* angestellt ist, hat aus *Woolnorth*, an der Nordküste von *Vandiemensland*, sehr lesenswerthe Nachrichten über die dortigen Eingebornen und Verhältnisse nach Berlin eingeschickt, welche das *Journal der Land- und Seereisen* (1837, 1. Heft) und *Berghaus Annalen* etc. (Nr. 140 und 141, S. 256 u. ff.) mittheilen. Unter andern wird darin gemeldet: „Die Bewohner (Ansiedler) beginnen sich unbehaglich zu fühlen. Man klagt über drückende Abgaben, vermisse schmerzlich eine repräsentative Verfassung; ganz besonders aber will man bemerken, dafs die reichen Triften weniger ergiebig werden und die sich schnell vermehrenden Heerden nicht genügenden Unterhalt fin-

*) *Ebendas.*, S. 60.

den. Es hat sich daher ein Verein gebildet, um an der *Südküste Neu-Hollands* eine Niederlassung zu gründen, deren nächster Punkt *Port-Philipp* ist..... Der Verein hat bereits Einleitungen bei der Regierung in England getroffen, ohne deren Zustimmung er sich jene Länder nicht zueignen darf. Mittlerweile hat er seine Unternehmungen begonnen und eine Menge Schafe dahin geschickt. *Port Philipp* liegt unter 38° 18′ südl. Br. und 144° 38′ östl. Länge.... Unser Capitän schildert den Boden und die Triften als von seltener Fruchtbarkeit. Mehre Fahrzeuge lagen im geräumigen Hafen, in den sich zwei Arme eines Flusses ergiefsen, deren Breite an 2 Meilen beträgt.“

Ueber die *Sandwich-Inseln* enthält die Zeitschrift *Ausland*, 1837, in den Nummern 130 bis 150 zwar nicht ganz neue (sie sind vom Jahre 1828), aber dennoch wichtige und vielumfassende Nachrichten, welche der kaiserl. russ. Legationsrath *Tietz* nach niederländischen Reiseberichten mittheilt.

In Frankreich waren fernere Berichte über die Reise der französischen Corvette *Bonite*, Capitän *Levaillant*, (s. den vor. Jahrg., S. CLVI.) eingegangen. Sie befand sich am 11. Aug. 1836 bereits an der kleinen Insel *Puna*, im Busen von Guayaquil, an der Mündung des gleichnamigen Flusses der Republik Ecuador, und war im Begriff, nach den *Sandwich-Inseln* unter Segel zu gehen. *)

In den *Vereinigten Staaten* von *Nord-Amerika* werden schon seit dem J. 1836 Rüstungen zu einer wissenschaftlichen Expedition ins *Stille Meer* gemacht, welche über das Daseyn verschiedner in der letzten Zeit angeblich neu entdeckten Inseln Gewifsheit verschaffen und auch so weit als möglich gegen den *Südpol* vordringen soll. Sie wird aus einer Fregatte von 36 Kanonen, einem Transportschiff von 360 Tonnen, 2 Briggs von 260 Tonnen und einem Schooner von

*) *Nouv. Magazin des Voyages*, 1836, 6tes Heft, S. 276 u. ff.

120 Tonnen bestehen. Der Congrefs hat 60,000 Pfd. Sterl. dafür bewilligt. Im Frühling 1837 sollte sie auslaufen und nach drei Jahren zurückkehren. Indessen war die Ausrüstung noch im Juni 1837 nicht vollendet, und ein amerikanisches Blatt fürchtet, dafs die Expedition vielleicht gar nicht zu Stande kommen werde. *)

Während die *Bonite* noch auf ihrer Fahrt begriffen ist, hat die *französische* Regierung bereits eine *neue Weltumseglung* angeordnet, welche mit zwei Schiffen, dem *Astrolabe* und der *Zélée*, unter dem, durch seine frühere Reise um die Welt schon bekannten, Capitän *Dumont d'Urville* ausgeführt wird und am 7. Septbr. 1837 von Toulon aus unter Segel gegangen ist. Ihre nächste Bestimmung ist nach dem *Südlichen Eismeere*, wo sie ihre Forschungen so lange fortsetzen wird, als es das Eis gestattet. Dann soll sie durch die *Magellans-Strafse* nach der *Westküste* von Süd-

*) *Lit. Gaz.*, 1837, Juli, S. 468.

Amerika gehen und in *Valparaiso* ausruhen. Im Frühling und Sommer 1838 wird sie im *Stillen Meere* die *Australischen Inseln* der südlichen Halbkugel besuchen, und bis zum September *Amboina* zu erreichen trachten, von wo die Corvette *Zélée* mit den Sammlungen und Berichten nach Frankreich zurückzukehren hat. Der *Astrolabe* geht dann in den letzten Monaten 1838 und Jänner 1839 nach der Westküste von *Neu-Holland*, nach *Vandiemensland* und *Neu-Seeland*, untersucht im Frühling die *Cooks-Straſse* und die *Chathams-Inseln*, steuert im Sommer nach Norden bis zu den *Carolinen* und von da zu den *Philippinen*, nach *Borneo*, *Java* und *Sumatra*, und begiebt sich nach dem *Vorgebirge der guten Hoffnung*, von wo die Expedition im März oder April 1840 wieder in Frankreich einzutreffen gedenkt. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris ist von der Regierung aufgefodert worden, eine Instruction für den Capitän *Dumont d'Urville* und die ihn begleitenden Naturforscher zu ent-

werfen, welches auch, durch eine für diesen Zweck ernannte, aus den Herren *v. Mirbel*, *v. Blainville*, *Savary*, *Freycinet*, *Arago* und *Double* bestehende Commission geschehen ist. *)

Ueber das, was in der letzten Zeit in Betreff einiger Gegenden von *Europa*, namentlich der *Türkei* und *Griechenlands*, die jetzt wissenschaftlichen Reisenden immer zugänglicher werden, Neues entdeckt worden, soll der nächstfolgende Jahrgang unsers Taschenbuches berichten.

Geschlossen am 23. Oktbr. 1837.

---

*) *Augsburger Allgem. Zeit.*, 1837, Aufserord. Beil. Nr. 212 und 213 (7. Mai), und 393 und 394 (13. Aug.).

Der Herausgeber.

I.

LABORDE'S REISE ZU DEN RUINEN VON PETRA.

Petra war die Hauptstadt der alten *Nabathäer*, eines grofsen Völkerstammes, welcher hauptsächlich das *Peträische Arabien* bewohnte, sich aber mit seinen Aesten und Zweigen auch über andere Theile der arabischen Halbinsel, vornehmlich längs der Westküste derselben ausbreitete. Die bei Ptolemäus vorkommenden *Napathäer* (nach einer andern Lesart *Apathäer*) scheinen trotz der Namensähnlichkeit nicht das Hauptvolk, sondern nur ein Zweig desselben zu seyn, der an der Küste, bei dem heutigen Berge *Nabt* wohnte. *) Petra war die Residenz des Königs der Nabathäer, dem jedoch nicht alle Abtheilungen dieses Volkes gehorchten. Die Abstammung

*) S. *Reichard's kleine geographische Schriften.* Güns., 1836. S. 453.

desselben ist nicht mit Sicherheit bekannt. Das Steinige Arabien war das *Edom* der Bibel. Ismaels ältester Sohn hiefs *Nebajoth* (oder *Nabajoth*). Es ist möglich, dafs der Name davon herkommt. Nach Alexanders des Grofsen Tode trieben die Nabathäer schon beträchtlichen Handel, und als *Tyrus* noch blühete, gehörten sie zu den Völkern, welche sich mit der Verführung der Waaren aus dem südlichen Arabien und Indien beschäftigten. Späterhin, unter den Ptolemäern, trieben sie auch für eigne Rechnung Handel. Es gab eine ziemliche Anzahl Städte in ihrem Lande. Der König *Obodas*, welcher den römischen Feldherrn *Aelius Gallus* unterstützte, und noch mehr sein Nachfolger *Aretas*, führten bedeutende und langwierige Kriege gegen die Könige von *Judäa*. Zum Letztern nahm *Hyrkan*, als ihn nach des Vaters Tode sein Bruder *Aristobul* vom jüdischen Throne verdrängt hatte, seine Zuflucht, worauf *Aretas* ihn durch Waffengewalt nach *Jerusalem* zurückführte, die Stadt einnahm und nur durch die Drohung des *Pompejus*, dafs er sich die Feindschaft der Römer zuziehen würde, bewogen werden konnte, sich in sein Land zurückzuziehen. Dagegen zogen, als *Titus* Jerusalem bedrohte, 30,000 Nabathäer, wie *Josephus* berichtet, dieser Stadt zu Hilfe. Die Herrschaft der Könige von *Petra* erlosch im zweiten Jahrhunderte, wo das Land dem römischen Reiche einverleibt wurde.

Die Hauptstadt *Petra* hatte den Namen von ihrer Lage, indem sie rings umher mit Felsen

umgeben war, die nur, wie auch jetzt noch, auf einer einzigen Seite einen beschwerlichen Zugang erlaubten. Um die Zeit nach dem Tode Alexanders, wo sein gewesener Feldherr *Antigonus* einen Angriff auf das Land der Nabathäer unternahm, aber geschlagen wurde, scheint *Petra* noch keine Stadt gewesen zu seyn, sondern blofs ein sicherer, von der Natur selbst befestigter Platz, wo das Volk seine Greise, Kinder und Schätze verwahrte, wenn es in den Krieg ziehen mufste. Die Truppen des Antigonus fanden hier einen ansehnlichen Vorrath von Weihrauch, Myrrhen und 500 Talente an Silber. Erst in der Folge erscheint Petra als eine beträchtliche Handelsstadt, in welcher sich Kaufleute aus allen umliegenden Ländern versammelten. *Plinius* giebt ihr einen Umfang von zwei römischen Meilen (*Milliarien*, = 9360 Wien. Fufs). Die Syrer und die Kirchenväter nennen sie *Rekem*, welches, wie das griechische Wort Petra, *Fels* bedeutet. Als Handelsstadt scheint sie sich nicht lange erhalten zu haben, da *Ammian* sie nicht mehr nennt.

In späterer Zeit, als die Nabathäer wieder Nomaden geworden waren, scheint das Andenken an ihre Hauptstadt, die bald in Trümmer zerfiel, allmählich ganz erloschen zu seyn. Nur die Alterthumsforscher und Geschichtschreiber wufsten noch von dem Daseyn einer Stadt, die *Petra* geheifsen hatte. Als in neuerer Zeit europäische Reisende in den Osten vordrangen, um wissenschaftliche Forschungen anzustellen, blieb das

Steinige Arabien immer noch unbekannt. Der französische Gelehrte *Volney*, welcher in den Jahren 1783 bis 1785 Aegypten und Syrien bereiste, erfuhr indessen von den Arabern in *Bakir* und den Einwohnern von *Gaza*, welche häufig die Pilgerstrafse nach *Maan* und *Kerek* durchschneiden, dafs drei Tagreisen südöstlich vom Todten Meere gegen dreifsig Städte in Ruinen und von allen Einwohnern verlassen, anzutreffen seien. Einige von diesen Städten, sagten sie, hätten grofse Gebäude, welche mit vielen Säulen geschmückt wären. Nur in seltnen Fällen machten die Araber Gebrauch von diesen Häusern, um ihr Vieh daselbst zu verbergen; im Allgemeinen aber hüteten sie sich vor ihnen, und zwar wegen der vielen und grofsen Skorpione, die darin hausten.

Im J. 1811 machte der, unsern Lesern durch den Jahrgang 1831 dieses Taschenbuches (S. 1 u. ff.) bekannt gewordene Reisende *Burckhardt*, unter der Maske eines Mohammedaners und dem angenommenen Namen *Scheikh Ibrahim*, einen Versuch, *Petra* zu erreichen. Er gab vor, dafs er ein Gelübde gethan habe, auf dem Berge *Hor* dem Hohenpriester *Aaron* zu Ehren (der daselbst begraben liegen soll,) eine Ziege zu opfern. Vielleicht, dachte er, gelänge es ihm, auf diese Weise das Thal am Fufse jenes Berges zu sehen, welches die Ruinen von *Petra* enthält. Die dortigen Araber nennen dieses Thal *Wady Mousa* oder das *Moses-Thal*. Als die Karawane nach *Eldschi* kam, wo die Alterthümer des Thales be-

ginnen, durfte *Burckhardt* durchaus keine Bemerkungen über das, was er sah, zu Papiere bringen, noch weniger aber Zeichnungen machen. „Ich kannte den Charakter dieser Leute nur zu gut;“ sagt er — „Ich war ohne Schutz mitten in einer Wüste, wo kein Reisender vor mir gesehen worden. Eine genaue Untersuchung dieser Werke der „Ungläubigen,“ wie man sie nennt, würde den Verdacht erweckt haben, dafs ich ein Zauberer sei, der nach Schätzen suche. . . . . Es ist sehr zu beklagen, dafs die Vorstellung von Schätzen, die in dergleichen alten Ruinen verborgen seyn sollen, so fest in den Köpfen aller Araber und Türken wurzelt. Sie begnügen sich nicht damit, alle Schritte und Bewegungen des Fremden zu beobachten, sondern sie glauben auch, es sei für einen echten Zauberer schon genug, die Stelle gesehen zu haben, wo Schätze verborgen liegen (deren Kenntnifs er angeblich aus den alten Büchern der Ungläubigen geschöpft hat). Es ist ihm in der Folge ein Leichtes, den Geist, welcher die Schätze bewacht, dahin zu bringen, dafs er sie ihm zu Füfsen lege.“

Schon vor Burckhardt, im J. 1807, hatte der teutsche Reisende *Seetzen*, ebenfalls als Mohammedaner verkleidet und unter dem Namen *Musa*, einen Ausflug nach dem Steinigen Arabien, so weit als die Gränzen des alten Idumäa reichten, unternommen; es gelang ihm aber nicht, die Ruinen der Hauptstadt zu besuchen. Nicht minder erfolglos waren die Anstrengungen *Joliffe's*,

des Ritter *Frediani* und des *Sir Frederick Henniker*.

Die Engländer *Bankes* und *Legh*, so wie die brittischen Capitaine *Irby* und *Mangles*, haben das Verdienst, die Ersten gewesen zu seyn, welche, als *Europäer* reisend, im J. 1818 einige ausgedehntere und genauere Forschungen in *Petra* anstellten. Wir haben schon im ersten Jahrgange unsers Taschenbuches (1823), S. 247 u. ff., unter dem Titel: „Bankes wunderbare Entdeckungen im Steinigen Arabien" eine kurze Uebersicht von diesem Unternehmen geliefert. Die Beschreibung, welche die beiden erwähnten brittischen Offiziere von dieser Reise abgefafst haben, ist nicht in den Buchhandel gekommen, sondern nur für Freunde gedruckt und ihrem Inhalte nach blofs durch öffentliche Blätter bekannt geworden.

Im J. 1828 unternahm es der Franzose *Leon de Laborde* (Sohn des durch seine Werke über Spanien etc. bekannten Grafen *Alexander de Laborde*, welcher mit ihm zur Vollendung seiner Erziehung eine Reise nach der Levante gemacht*) und ihn damals bis nach *Kairo* begleitet hatte), sich ebenfalls nach dem Steinigen Arabien zu begeben und besonders die Ruinen von *Petra* genau zu untersuchen. Es gelang ihm, dieses Vorhaben, wenigstens was den letztern Punkt betrifft, vollständig ins Werk zu richten. Im J. 1830 erschien bereits zu Paris in einem grofsen

*) S. den Jahrgang 1829, S. LXXI.

Folio-Bande, durch einen Atlas von etwa 70 Abbildungen erläutert, die Beschreibung seiner Reise. Da die Anschaffung eines so kostspieligen Werkes nicht Jedermanns Sache ist, so hat ein ungenannter Engländer eine etwas abgekürzte Bearbeitung dieser Reise herausgegeben, welcher zugleich eine Karte vom Steinigen Arabien und 68 Abbildungen, theils in lithographirten Tafeln, theils aus in den Text eingedruckten Holzschnitten bestehend, beigefügt sind.*) Graf *Laborde* hat hauptsächlich das klassische Alterthum zu seinem Studium gemacht. Naturgeschichte aber scheint nicht unter die Dinge zu gehören, worin seine Stärke liegt. Wenigstens darf man ihn nicht nach der Probe beurtheilen, die er S. 107 davon ablegt, wo er den von *Ehrenberg* nach Berlin und von *Rüppell* nach Frankfurt mit gebrachten *Hyrax Syriacus* eine — *Gazelle* nennt.**) Der engli-

*) *Journey through Arabia Petraea to Mount Sinai, and the excavated City of Petra*, the Edom of the Prophecies. By *M. Léon de Laborde*. London, John Murray, 1836. 8vo.

**) Das Seltsamste ist, dafs er die Beschreibungen dieses kleinen Thieres, wie sie sich bei *Bochart*, *Prosper Allin*, *Shaw* und *Buffon* finden, mittheilt, ungeachtet er daraus hätte sehen müssen, dafs ein kleines Thier, einem „Kaninchen nicht unähnlich," ein „Mittelding zwischen Katze und Wiesel" unmöglich unter die Gazellen gehören könne. Am Ende fügt er hinzu: „Ich hatte das Vergnügen, zwei solche Gazellen dem Pflanzengarten in Paris zuzuschicken." Auch der Uebersetzer scheint glei-

sche Uebersetzer ist wahrscheinlich, wie aus der Vorrede zu schliefsen seyn möchte, ein Geistlicher. Er sucht hauptsächlich zu beweisen, wie der jetzige verfallne und wüste Zustand des ehemaligen Edom sich als eine furchtbare Erfüllung der göttlichen Prophezeihungen kund gebe, welche die Schriften des Alten Testamentes, namentlich eines *Jesaias*, *Jeremias*, *Ezechiel*, *Obadia* und *Maleachi*, enthalten.

Wir wenden uns nun zur Reise selbst.

Laborde begab sich von *Kairo* aus nach dem Steinigen Arabien. Er hatte Anfangs unter dem Schutze und im Gefolge einer Armee des Pascha von Aegypten die Reise antreten wollen, überzeugte sich aber bald, dafs er dann in seinen Planen oft gestört werden dürfte, da die militärischen Zwecke der Truppen von den seinigen sehr verschieden seyn würden. Zwei Strafsen lagen vor ihm; die nördliche, welche die Mekka-Pilger einschlagen, und die südliche, welche durch die Thäler der Peträischen Halbinsel führt. Jene hat durchaus nichts Anziehendes, während diese den Berg *Sinai* und eine Menge anderer Punkte berührt, welche in der heiligen Schrift vorkommen. Sobald Laborde *Akaba* erreicht haben würde, durfte er dieses als einen Anhalteplatz betrachten, wo sich neue Pläne für die Fortsetzung der Reise

---

cher Meinung mit der Urschrift zu seyn; wenigstens nimmt er nirgends Gelegenheit, den Irrthum zu berichtigen.

und Anstalten zur Befreundung mit den weniger bekannten Stämmen der östlichen Wüste würden machen lassen.

Ein anderer nicht minder wichtiger Punkt mufste ernsthaft erwogen werden. „Als ich mit meinem Vater" — sagt der Verfasser — „*Klein-Asien* durchzog, indem wir, dem Laufe des *Mäander* folgend, das Land *Zebek*, die Stadt *Konia*, die *Taurus*-Kette, *Aleppo*, *Damascus*, das *Hauran* und die Küsten des *Todten Meeres* besuchten, machte mein Vater diese Reise in einem Tragbett (*Taktarawan*), worin er, wie die Grofsen des Landes, von Ort zu Ort weiter geschafft wurde. Wir erregten auf diese Weise grofses Aufsehen. Voraus ritt ein Tartar der Pforte; theils zur Seite, theils rückwärts ich und meine Begleiter; ferner zehn unserer türkischen und arabischen Dolmetscher; acht Diener zu Pferd und fünf Araber zu Fufs; ungerechnet die Träger des Taktarawan und die Relais-Maulthiere. Ueberall glaubten die Einwohner, dafs wir zum Gefolge irgend eines Pascha oder Bey gehörten, der in seine Provinz zöge. Unser glänzender Aufzug gebot Ehrfurcht und wehrte zugleich die Neugierigen ab. Mitten unter Ruinen oder neben einer Moschee schlugen wir unser prachtvolles Zelt auf, und schrieben und zeichneten so ungestört, wie ein Künstler im Campo Vaccino oder in den Tempeln zu Rom. Freilich ist eine solche Art zu reisen sehr kostspielig, doch wird dieser Nachtheil vollkommen durch die Achtung und Scheu

aufgewogen, welche dergleichen Prachtentfaltung stets unter einem Volke erregt, das nur nach dem äufsern Scheine zu urtheilen gewohnt ist..... *Burckhardt* befolgte ein ganz entgegengesetztes Verfahren. In dem Aufzuge eines Arabers der gemeinsten Klasse trieb er einen Esel vor sich her und schlofs sich unter verschiedenen Vorwänden an die kleinen Karawanen an, welche von Stamm zu Stamm die Verbindungen in der Wüste unterhalten. Aber er verstand das Arabische trefflich und kannte alle Sitten und Gebräuche, so dafs er leicht für einen Eingebornen des Landes gehalten werden konnte. Gleichwohl hat auch diese Art zu reisen manche Unbequemlichkeiten. Burckhardt konnte sich nur heimlich etwas aufzeichnen und mufste oft seine Nachforschungen gänzlich aufgeben."

Laborde, dem es als Alterthumsforscher darum zu thun war, viele und genaue Beobachtungen zu machen, Zeichnungen zu entwerfen, Messungen anzustellen etc., und dem es zugleich nicht an Geldmitteln fehlte, entschlofs sich, mit einigen Beschränkungen, dem Reiseplan seines Vaters treu zu bleiben. Anstatt Tataren und Schutzwächter wählte er Führer, anstatt der Pferde und des Tragbettes eine Karawane von 16 Dromedaren. Wenn auch dadurch die Habsucht der Araber aufgereizt wurde, so konnte dieser Aufzug doch nicht verfehlen, Respekt einzuflöfsen. — Als Gefährte schlofs sich an unsern Reisenden sein Landsmann *Linant* an, welcher damals gerade

von seiner Reise nach Ober-Aegypten*) wieder in *Kairo* eingetroffen war. Zwei Araber, *Tualeb* und *Hussein*, wurden als Oberaufseher in Dienst genommen und angewiesen, noch zwei andere ihrer Landsleute als Führer, nebst neun Kameelen zu besorgen. Aufserdem nahm *Linant* einen alten Freund mit, der in Kairo sein Hauswesen besorgt hatte, *Petit-Jean*, ein dekorirter Veteran der ehemaligen „Grofsen Armee," der, nachdem er alle Feldzüge seit der Revolution bis zur Schlacht von Waterloo mitgefochten, einer der ersten Europäer war, die sich vom ägyptischen Vicekönig anwerben liefsen, seine Neger und Fellahs zu ordentlichen Soldaten abzurichten. *Petit-Jean* war eine von jenen eisenfesten Naturen, auf welchen weder Strapazen, noch Wunden oder Krankheiten eine Spur zurücklassen. Auch sein Inneres war unempfindlich wie Metall und er schien an nichts in der Welt zu glauben, als an die Güte seines Säbels und die Vortrefflichkeit einer wohl besetzten Tafel. Während der ganzen Reise konnte man in jeder Gefahr auf ihn rechnen. Allen Bedürfnissen wufste er abzuhelfen und selbst, wenn alle Hoffnungen getäuscht zu werden schienen, verliefs ihn seine angeborne Heiterkeit nicht. *Laborde* behielt seinen Dolmetscher bei, der ihn und den Vater schon auf der Reise durch Kleinasien begleitet hatte. Ein Berber wurde

*) S. unser Taschenbuch, Jahrg. 1830, S. LII. und 1832, S. X.

für gewöhnliche niedere Dienstleistungen gemiethet.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen, Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse eingekauft und vom Kihaia Bey ein Empfehlungsschreiben an den Befehlshaber der Festung *Akaba* besorgt war, wurde die Reise am 25. Febr. 1828 angetreten.

Der Weg bis *Suez*, wo man schon am 28. eintraf, bot wenig Merkwürdiges dar. Eine kleine Karawane, welcher die Reisenden begegneten, giebt dem Verfasser Gelegenheit, Einiges über die verschiedene Tracht der Araber zu bemerken. „Die Tracht der *afrikanischen Beduinen*" — sagt er — „ist keineswegs dieselbe wie die der eigentlichen Araber, unter welchen die *Wahabiten* die berühmtesten sind. Auch weicht sie von der Tracht der Beduinen im *Steinigen Arabien*, so wie von der der Beduinen des *Wüsten Arabiens* merklich ab. Ich kleidete mich wie der letztere Stamm in *Palmyra* und durch ganz *Hauran* bis *Dscherasch*." (Diese Tracht bestand in einem wollenen braungestreiften Mantel, einem rothen gegärbten Schaffell, einem leinenen Hemd, welches um den Leib mit einem Gürtel befestigt wurde, und einem *Kefieh*, d. h. einem roth und gelb gestreiften Tüchel, zur Bedeckung des Kopfes, um welchen es mittelst einer schwarzen Schnur von Kameelhaar fest gebunden war. Die Füße waren in der Regel unbekleidet, doch wurden für den Nothfall Schuhe und Sandalen von

Fischhaut mitgenommen.) „Diese Tracht ist die gewöhnliche des grofsen Stammes der *Anezehs*, welche jährlich mit ungeheuern Heerden von *Damask* nach *Bagdad* wandern, so wie aller jener Stämme, welche den Saum der cultivirten Gegenden in dem grofsen von *Aleppo*, *Bagdad* und *Dschidda* gebildeten Dreiecke besuchen. Eben so kleiden sich auch die *Beni-sakers*, die *Alawinen* und die *Amranen*, die einzigen drei Stämme, welche einigen Einfluſs auf die Fellahs von *Wady Musa* ausüben. Die in der Nachbarschaft von *Damask* und *Palmyra* herumstreifenden Araber tragen auch zuweilen weifse Mäntel mit rothen Krägen; andere tragen wollne Mäntel mit blauen Streifen; doch sind die braungestreiften allgemeiner im Gebrauch. Alle tragen übrigens das *Kefieh*; die Häuptlinge und einige alte Scheikhs mit einem Streifen Musselin in Form eines Turbans, anstatt der kameelhärnen Schnur, deren sich die grofse Menge bedient. Das Costum der *Wahabiten* ist sehr reich. Ihr *Kefieh* ist in der Regel von glänzenden Farben und schmal gestreift. Ueber demselben tragen sie einen Turban. Die *Tohrats* und *Thyats*, die Beduinen des Steinigen Arabiens, unterscheiden sich durch ihre einfachen blauen Mäntel. Statt des Kefieh tragen sie eine rothe Kappe oder einen weifsen Turban. Die afrikanischen Beduinen, welche längs der Meeresküste von *Fez* und *Marokko* bis zur Landenge von *Suez*, und mehr oder weniger, je nachdem es die Fruchtbarkeit des Bodens erlaubt, auch

im Innern umherziehen, haben als Kopfbedeckung entweder eine rothe Kappe oder ganz einfach nur ein Stück weifsen Filz. Sie tragen ein sehr kurzes Hemd, welches ein lederner Gurt zusammenhält, und einen gewaltigen Mantel, von welchem ein Zipfel am Gürtel befestigt ist, während das Uebrige majestätisch in vielen Falten von den Schultern oder dem Kopfe über den ganzen Leib hinabhängt. Diefs wären die Hauptunterschiede der arabischen Tracht, so weit sie zu meiner Kenntnifs gekommen sind. Dagegen findet man an tausend kleine Besonderheiten unter den zahllosen Stämmen der grofsen über Asien zerstreuten Familie der Araber. Die ärmern Klassen der Beduinen erscheinen in dem einfachsten und bescheidensten Aufzuge, der in nichts weiter als einer kleinen schmutzigen Kappe und irgend einem Stück Zeug besteht, welches die Stelle des Mantels vertritt. Wie zerrissen aber auch dieser seyn möge, so fehlt es doch dem Manne, der ihn trägt, nicht an einer gewissen Würde."

Suez läfst sich schon aus einer beträchtlichen Entfernung wahrnehmen. Ein sanfter Abhang, welcher allmählig an die Küste führt, gewährt eine weite Ausdehnung des Horizonts, an dessen Rande dieser Gränzpunkt zweier Welten und zweier Meere sich wie ein weifser Fleck über die blauen Fluthen emporhebt. Unweit jenseits der Stadt steht das Grabmahl eines mohammedanischen Heiligen und ein anderes mit einer kleinen

weifsen Kuppel sieht man bei *Bir*. Diese beiden Gegenstände ausgenommen bietet die weite Fläche nichts dar als Sand und Kies; nicht ein Grasblättchen oder ein Palmbaum, der doch sonst das elendeste Dörfchen schmückt, giebt hier durch seine Bewegung organisches Leben oder durch sein Grün das Daseyn von Feuchtigkeit zu erkennen. Die Hitze, ohnehin grofs genug, schien hier noch unerträglicher, da nicht die mindeste Aussicht zur Abkühlung an irgend einem schattigen Plätzchen vorhanden war.

Auch in der Nähe gewährt *Suez* keinen bessern Anblick als in der Entfernung. Die zahllosen Fufsstapfen der Kameele und die durch ihr Hin- und Herziehen ausgetretenen Pfade sind die einzigen Beweise, dafs Menschen hier verkehren. Man kommt in die Stadt durch ein Thor an der östlichen Seite, welches den ganzen Tag offen steht. Ein Pförtner, welcher im obern Theile desselben wohnt, schliefst jeden Abend die beiden aus Brettern nachlässig gezimmerten Flügel des Thores. Hat man dieses passirt, so befindet man sich in einer Art von Viereck zwischen der Mauer, die man eben hinter sich gelassen, und einer andern verfallnen, welche etwa 150 Schritt vorwärts liegt. Zur Linken sieht man das Meer und einige in Bau begriffene kleine Schiffe. Etwas jenseits der zweiten Mauer beginnen die Häuser der Stadt, welche eine lange und breite Strafse bilden, die zum Palaste des Stadtbefehlshabers und zum vornehmsten Khan führt.

Suez, welches nach *Reichardt**) auf der Stelle gegründet worden, wo *Aelius Gallus* seine zwei grofsen Flotten gebaut hatte, nämlich auf den Ruinen von *Kleopatris*, war vor Zeiten weit ausgedehnter als gegenwärtig. Es nimmt jezt das eine Ende einer Masse von Ruinen ein, welche den Hafen beherrschen und die Ueberbleibsel einer Veste zu seyn scheinen, die von den Türken aus den Trümmern der alten Kleopatris erbaut worden. Die Letztere erstreckte sich gerade nach Norden: die Stelle, wo das jetzige Suez steht, war damals nur von Schiffswerften, Kais und andern Bestandtheilen eines Seehafens eingenommen. Aber wahrscheinlich dürfte in einer nicht gar fernen Zukunft die Stadt genöthigt seyn, sich noch weiter landeinwärts zurückzuziehen. Der Hafen versandet sich immer mehr, so dafs bald kein nur einigermafsen beträchtliches Schiff in denselben wird einlaufen können, es müfste denn dem jetzigen Beherrscher Aegyptens gelingen, den schon von *Sesostris* gefafsten Plan, mittelst eines Kanals die beiden Meere an dieser Stelle zu vereinigen, in Ausführung zu bringen.

Die kleine Stadt besteht nur aus zwei viereitigen Plätzen und zwei Hauptstrafsen: die eine läuft in gleicher Richtung mit dem Hafendamme, indem sie die Stadt von Osten nach Westen durchschneidet; die andere, in mehr schräger Richtung, bildet den Bazar. Die Häuser sind von

*) Kleine geogr. Schriften, S. 442.

an der Sonne getrockneten Backsteinen gebaut; die Mauern der Stadt und der Höfe bei den Häusern bestehen aus einem Gemenge von grofsen Muscheln und Madreporen (Korallen), welche durch Lehm zusammengefügt sind. Nächst vier Moscheen sind die vornehmsten Gebäude die Wohnung des Gouverneurs, zwei grofse Khans und ein hübsches Privathaus, einem reichen Araber gehörig, welcher Handel nach Mokka und Indien treibt. Das Uebrige sind elende Hütten. Im Ganzen hat die Stadt mehr ein arabisches als ägyptisches Ansehen und viel Aehnliches mit *Yembo* und *Dschidda*. Die Luft ist, in Folge des flachen Bodens an der nördlichen und östlichen Seite, wo nach jeder Fluth viel stehendes Wasser zurückbleibt, sehr ungesund und verursacht, besonders im Frühling und Sommer, bösartige Fieber.

Wie alle Städte an den Gränzen der Wüste, ist *Suez* ein allgemeiner Sammelplatz für die entferntesten Provinzen, deren Bewohner hier, ohne sich gegenseitig in einander aufzulösen, mit allen unterscheidenden Zügen ihres National-Charakters beisammen leben. So findet man hier den Mogrebin von *Fez* neben dem *Syrier*, den Eingebornen von *Dschidda* neben dem von *Kosseer* und *Suakim*, jeden in seiner Volkstracht und mit seiner eigenthümlichen Physiognomie. In Einem Punkte gleichen diese Gränzstädte der Wüste jenen italienischen Städten, welche wie diese durch ihre Ueberreste des Alterthums Fremde zu sich locken. Die ganze Bevölkerung scheint nämlich aus Weg-

weisern und Führern *(Cicerone's)* zu bestehen, welche, bevor sie nach ihrer Heimath zurückkehren, die Ankunft von Reisenden abwarten, die denselben Weg einschlagen. Sie wetteifern mit einander, ihre Dienste so wohlfeil als möglich anzubieten. Die ganze Stadt sieht fast einem Lager ähnlich, welches im nächsten Augenblick aufzubrechen bereit ist. Auch in Hinsicht der Verträge mit diesen Wegweisern und der von ihnen angewandten Kunstgriffe, theure Bezahlung zu erpressen, findet man viel Aehnliches mit Italien. Es erscheint z. B. ein Türk mit zwei Weibern und drei Dienstleuten; er will nach *Gaza* gehen, hat aber nicht Lust, mehr als 5 Piaster für jedes Kameel zu geben. *Hassan*, der sich zum Führer anbietet, sagt, er fürchte sich, mit einem gewissen *Thyat* zusammen zu treffen, welcher mit seinem Vater vor etwa 16 Jahren einen Streit gehabt habe; er weifs bestimmt, dafs dieser *Thyat* auf der Strafse nach *Kerak* reist; *Ibrahim* habe ihn auf dem Wege nach *Nackel* gesehen. *Aly*, der so eben vom Sinai zurückkommt, erzählt, dafs er mit *Musa* zusammengetroffen, der so eben Hebron verlassen, und dafs er von diesem etwas über einen gewissen *Aluin* gehört habe u. dergl. m. Sobald die Verhandlungen in Betreff des Preises und der übrigen Bedingungen zu Ende gebracht und über die zu nehmende Strafse die besten Erkundigungen eingezogen sind, begeben sich die Reisenden auf den Weg, ohne jedoch irgend Jemanden von ihren Absichten etwas zu sagen.

Sie machen Anfangs mehre Meilen in nördlicher Richtung, ungeachtet das Ziel ihrer Reise in Süden liegt. Diefs geschieht, um verdächtige Personen, die ihnen etwa auflauern möchten, irre zu führen und ihre allenfallsigen Anschläge zu vereiteln.

Am 29. Februar setzten die Reisenden zu Schiffe über den Busen des Rothen Meeres, an welchem *Suez* liegt, und waren in einer halben Stunde an der jenseitigen Küste der Peträischen Halbinsel. Die Kameele waren die Nacht zuvor durch eine Furth, nördlich von der Stadt, gegangen. Einige Schriftsteller glauben, dafs diefs dieselbe Furth sei, welche den Israeliten als Durchgang durch das Rothe Meer gedient habe. *Laborde* findet es indefs wahrscheinlicher, dafs dieser Durchgang an einer Stelle weiter südlich bewerkstelligt worden sei, wo noch heut zu Tage die Araber den Golf häufig zu passiren pflegen. Nachdem die Kameele wieder beladen und reisefertig waren, schlug man den Weg nach Süden ein. Nichts ging über die Freude der Araber, als sie ihren vaterländischen Boden wieder betraten. „Diese Fröhlichkeit," — sagt der Verfasser — „welche keineswegs mit dem düstern Ansehen der Wüste rings um uns übereinstimmte, entsteht aus dem Gefühle der unbeschränkten Freiheit, welches sie von Jugend auf in diesen Wüsten genossen haben, und von dem Vergnügen, alles Zwanges entledigt zu seyn, den sie sich während ihres Aufenthalts in den Städten anthun müssen. Ich beobachtete dieselbe Veränderung bei den Arabern

von *Palmyra*, als ich *Hamah* verliefs, und bei den *Aduans*, als wir über den Jordan gegangen waren."

Der Weg zog unweit der Küste nach Süden oder Südosten fort, so dafs das Meer etwa eine Stunde zur Rechten blieb. Bald merkte man an dem beschleunigten Gange der Kameele, dafs man sich Quellen nähere. Es waren die von Palmbäumen umschatteten *Mosesbrunnen*. Die unter diesem Namen schon vor mehr als 2000 Jahren bekannten Quellen sind von mehren Reisenden mit dem Quell der heiligen Schrift verwechselt worden, welchen Moses aus dem Felsen springen liefs, desgleichen auch mit dem *Elim* der 70 Palmen. Indessen stimmt die Lage desselben gar nicht damit überein, da sie ein gutes Stück weiter südlich liegen. Die s. g. Mosesbrunnen sind seit den ältesten Zeiten von den Handelsflotten des Rothen Meeres als Wassereinsammlungs-Plätze benutzt worden. Weiterhin verliefs man die Küste und wandte sich in das gebirgige Innere der Halbinsel. Am 3. März brach man frühzeitig auf, um die Alterthümer von *Sarbout el Kadem* mit hinlänglicher Mufse besichtigen zu können. Nachdem der Weg zwei Stunden lang durch felsige Thäler gegangen, betrat man die unter dem obigen Namen bekannte kleine Ebene. Am Eingange derselben ist eine grofse Felsenhöhle, in der man einen Wasserfall entdeckte, zu beiden Seiten mit Bruchstücken eingefasst, die vom Gipfel der Berge herabgefallen waren. Einige Tama-

risken, Akazien und grünes Gesträuch, welches an diesen Wassern zu gedeihen pflegt, milderte den düstern Eindruck, welchen das übrige kahle Felsengebirge auf die Reisenden machte.

Nach einem beschwerlichen Steigen über den Rücken eines Berges kam man zu den Grabmählern, welche mitten in dieser grauenvollen Wildnifs wie Geistererscheinungen dem Wanderer entgegen treten. Sie erregen das gröfste Erstaunen, da sie aus aufrechten, in ägyptischem Styl gearbeiteten Steinen bestehen, welche, in so grofser Entfernung von Aegypten, zu der sie umgebenden Wüste nicht die mindeste Beziehung haben. Diese Ueberreste, welche unstreitig aus dem grauesten Alterthume stammen, bedecken einen Raum von etwa 75 Schritten in der Länge und 35 in der Breite. Die Grabsteine, etwa 14 an der Zahl, sind zum Theil umgestürzt. Bei den noch aufrecht stehenden sieht man auf den Vorderseiten, die vom Nordwind stark gelitten haben, noch deutliche Spuren von Hieroglyphen.*) Ihre Höhe wechselt zwischen 5 und 8 Fufs, die Breite ist 18 bis 20 Zoll, und die Dicke 14 bis 16 Zoll. Aufser diesen Grabsteinen konnte man auch eine Mauer, die irgend einen Raum eingeschlossen hatte, einen Theil von einem Sanktuarium und von einem kleinen Tempel noch deutlich erkennen;

*) Nach den der englischen Uebersetzung beigefügten Abbildungen zu urtheilen, sind nicht blos Spuren, sondern noch sehr vollständig erhaltene Hieroglyphen vorhanden.

eben so verschiedne Begräbnifskammern, ein kleines Gebäude, dessen Dach auf Pfeilern ruhete, Bruchstücke von ägyptischen Bildsäulen, die aber sehr vom Zahne der Zeit gelitten hatten, endlich einige viereckige Capitäler, auf jeder Seite mit einem Isis-Kopfe geziert. Nur dem Klima und der grofsen Reinheit der Atmosphäre können diese Denkmähler, obschon sie frei auf der Höhe eines Berges stehen und allen Winden preisgegeben sind, ihre so lange Erhaltung zu verdanken haben.

Diese Grabstätten wurden 1761 zufällig von *Niebuhr* entdeckt, als er sich nach Arabien begeben hatte, um die Inschriften von *Dschebel Mokatteb* zu untersuchen. Die Araber, welche die Ruinen von *Sarbut el Kadem* vielleicht für wichtiger hielten, führten den Reisenden auf diesen Berg. *Laborde* bemerkt indessen, dafs die von *Niebuhr* mitgetheilte Abbildung dieser Denkmähler so ungenau sei, dafs man zu glauben versucht werde, er habe sie fast ganz nur aus dem Gedächtnisse zu Papiere gebracht.

„Es leidet keinen Zweifel," — fährt *Laborde* in seinen Bemerkungen fort — „dafs diese Denkmähler *ägyptischen* Ursprungs sind. Auf den ersten Anblick fehlen freilich alle Daten zur Lösung des Räthsels, wie in diesem fast unzugänglichen Gebirgen, fern von Aegypten, ein Begräbnifsplatz habe errichtet werden können. Ich erfuhr indessen von unsern Arabern und späterhin auch durch genauere Erforschung der Halbinsel, dafs die Gebirge von der Ebene *Tih* bis *Nasb*

und *Sarbut el Kadem*, und in südlicher Richtung bis *Wady Magara* Kupfer enthalten. Auf dieses wurde von den Alten an drei verschiednen Puncten Bergbau getrieben; zuerst in *Wady Magara*, welches, da es den gewöhnlichen Karawanen-Strafsen am nächsten lag, früher als die andern Puncte entdeckt wurde; dann zu *Sarbut el Kadem*, welches am ergiebigsten gewesen zu seyn scheint, und endlich zu *Nasb*, welches aufgegeben wurde, noch ehe man vollständige Versuche daselbst gemacht hatte. Ich bin zu glauben geneigt, dafs diese drei Bergwerke unter drei verschiedene Werkführer gestellt gewesen seien, der Oberaufseher aber zu *Sarbut el Kadem* seinen Sitz gehabt habe. Die Wichtigkeit dieses Punktes mufste natürlich eine Menge ägyptischer Werkleute dahin ziehen und diese gründeten wahrscheinlich den Begräbnifsplatz. Der Ort war allmählig berühmt geworden, dafs die vorzüglichsten Arbeiter eine Art von Ehre darin suchten, hier begraben zu werden. Auf gemeinschaftliche Kosten erbaute man Gräber, wie sie der Volksreligion gemäfs waren, und suchte sie in gewissem Grade eben so prachtvoll wie die in der Heimath auszustatten. Die Kosten werden übrigens nicht beträchtlich gewesen seyn, da die Steine an Ort und Stelle vorhanden waren und nur bearbeitet zu werden brauchten.“

Auf dem Wege nach *Akaba*, quer durch die Halbinsel, kamen die Reisenden, als man durch das *Wady Chrik* zog, an einer engen Stelle

vorüber, welche durch einen isolirten Felsen von sieben Fufs Höhe mitten im Thale gebildet wird. Dieser Fels hat in den Augen der Araber eine religiöse Wichtigkeit. Die Begleiter unsers Reisenden stiegen hier von ihren Kameelen, gingen zum Felsen und fuhren mit der flachen Hand darüber hin, worauf sie mit derselben die Stirn berührten und „El Fatha" ausriefen; ein gewöhnlicher Ruf auf der Reise und bei irgend einer Gefahr. Die übrigen Kameele blieben ebenfalls stehen, als ob sie schon mit diesem Gebrauche bekannt wären. *Laborde* und *Linant* stiegen nun auch ab und folgten dem Beispiele der Araber, was diesen grofses Vergnügen machte. Der Ueberlieferung zufolge ruhte *Moses* auf diesem Steine, als er noch die Schafe hütete und über den Plan zur Befreiung seiner Brüder nachdachte. Eine andere Sage macht den Stein zu einem Ruheplatze *Mohammeds*, als er noch Kameeltreiber und auf der Reise nach Syrien begriffen war, um Räucherwerk einzukaufen, welches die Kameele der *Kadiga* trugen, der ersten Frauensperson, die seine Lehre angenommen hatte. Auch soll *Mohammed* hier einige Verse seines Koran verfafst haben.

Als die Reisenden das *Wady Chrick* verliessen, sahen sie von weitem den Berg *Sinai* und den seine emporhebende Spitze verhüllenden Berg *St. Katharina*, dessen Form mehr abgerundet ist. Beide Berge waren damals noch mit Schnee bedeckt. — Nachdem ein hoher Kamm überstiegen war, ging es abwärts in das *Zackal*-Thal, wel-

ches sich bis zum Golf von *Akaba* erstreckt. Dieses Thal von nicht mehr als 50 Schritt Breite und zu beiden Seiten mit 1000 bis 1200 Fufs hohen, oft senkrecht emporsteigenden Granitwänden eingefafst, bot einen erhabenen und schauerlichen Anblick dar. Es erschien wie eine Cyklopen-Strafse, und die rechts und links auslaufenden eben so romantischen Seitenschluchten konnten als benachbarte Gassen, alle zu einer uralten ausgestorbenen Riesenstadt gehörig, angesehen werden. Hier und da lagen ungeheure Blöcke auf dem Boden, die von oben herabgestürzt waren. Rings umher herrschte tiefe Grabesstille. Das Brausen des Windes war in diesen fast unterirdischen Räumen nicht vernehmbar, die Sonne vergoldete nur die höchsten Gipfel der Felsen und die allgemeine Ruhe wurde durch nichts gestört, als durch die Schritte der Kameele und die von den Thalwänden wiederhallenden Stimmen der Menschen. Einem sanften Abhange folgend gelangt man endlich aus diesem merkwürdigen Thale an die Küste des Rothen Meeres, mitten unter die Palmen von *Dahab*, welche ohne irgend eine künstliche Pflege stets an Zahl zunehmen, an einer Stelle, wo die aus dem Thale durch die Regenströme des Winters herabgeschwemmten Sand- und Steinmassen einen Gränzwall gegen das Meer bilden. *Laborde* hält diese Gegend für das *Midian* des *Jethro; Burckhardt* glaubt, es sei das im 5. Buch Moses, Cap. 1., Vers 1. erwähnte *Dizahab*. Nur vier arme Araber wohnten hier, und zuwei-

len wird der Ort von kleinen Karawanen besucht, die beim hiesigen Brunnen Wasser einnehmen.

Die Reisenden zogen längs der Küste nordwärts und bekamen bald die Stadt *Akaba* zu Gesicht. In das Vergnügen, einen so beträchtlichen Theil ihres Weges durch die Wüste zurückgelegt zu haben, mischte sich jedoch ein wenig Besorgnifs über die Art des Empfanges, der ihnen in Akaba bevorstand. Alles beruhete auf dem Einflusse, welchen der Brief des *Kihaia Bey* 150 Stunden weit von der Hauptstadt auszuüben fähig seyn möchte.

Am äufsersten Ende des Busens von Akaba ist ein Felsenblock von etwa vier Fufs Höhe. Auf diesem sieht man eine Menge kleiner Steine, welche von den Vorübergehenden hier aufgehäuft worden sind, indem jeder zu den bereits vorhandenen Steinen noch einen hinzugefügt hat. Dieser Gebrauch steht in Verbindung mit einer mohammedanischen Anspielung auf eine Erzählung der Bibel. *Abraham* soll, als er seinen Sohn *Isaak* nach dem Opferplatze führte, hier einige Steine nach dem Teufel geworfen haben, welcher ihn an der Ausführung des frommen Werkes zu hindern suchte. Auf ähnliche Weise wirft man nun an gewissen Plätzen Steine hin, um die Versuchungen des Teufels, an die man auch jetzt noch glaubt, zu vereiteln. Man findet längs den Strafsen der Mekka-Pilger eine Menge solcher Steinhaufen.

Der eben erwähnte Felsblock dient zugleich

als Gränzstein zwischen den Beduinen der Halbinsel *Sinai* und allen nördlichen Arabern. In dem Augenblicke, als die Reisenden darüber hinaus waren, hörte der Schutz ihrer Führer auf, ausgenommen in so fern sie persönlich zur Vertheidigung desselben mitwirken konnten. Aber in Absicht auf die Sicherheit ihrer Kameele hingen sie jezt mehr von den Flinten und Pistolen der Europäer als von ihrer eignen Tapferkeit ab.

Als man in die Nähe von *Akaba* kam, strömte ein Theil der Besatzung und der Einwohner heraus, um die Fremden zu empfangen. Die Erscheinung so vieler Kameele in der Wüste war hinreichend, die Aufmerksamkeit dieser kleinen Welt zu erregen und allen möglichen Muthmafsungen Raum zu geben. Mit Ausnahme der grofsen Mekka-Karawanen sind einige wenige mit Waizen und Bohnen beladene Kameele von Arabern getrieben, die zu Fufs nebenher gehen, die einzigen Gäste, welche zuweilen diese melancholischen Einöden beleben. Als daher zwei fremde Herren auf Dromedaren in vollem Trab und mit ansehnlichem Gefolge sich näherten, mufsten die Einwohner sie nothwendig entweder für zwei vornehme Pilger oder für die Ueberbringer wichtiger Botschaften ansehen.

Die Reisenden stiegen ab, um die Entgegenkommenden auf die übliche Weise zu begrüfsen, waren aber nicht wenig erstaunt, als sie mit der bei Pilgern gewöhnlichen Umarmung empfangen und mit einem unerwartet hohen Grade von Ehr-

erbietung behandelt wurden. Indessen schien die Ankunft der Fremden auf der Strafse von der Halbinsel her und nicht auf der gewöhnlichen der Mekka-Wallfahrer, in Verbindung mit dem Costum der syrischen Araber, die guten Leute wieder irre zu machen. Alle folgten daher der Karawane bis zum Palaste des Gouverneurs, wo sich das Räthsel lösen sollte.

Hassan Aga, der Gouverneur von *Akaba* und in Folge dieses Titels der unterthänige Diener *Mehemed Ali's*, hatte bereits einen glänzenden Scharlachmantel über sein zerrissenes und schmutziges seidenes Gewand geworfen. Er empfing die Reisenden auf einer kleinen Terrasse, und um ihn her standen die armseligen Würdenträger der kleinen Garnison. Diese bestanden aus dem Constabler oder Artilleristen (der die zwei einzigen Kanonen der Festung zu bedienen hatte), einem zusammengeschrumpften Männchen in maurischer Tracht, dem Secretair, einem alten Araber aus Kairo, auf türkische Weise angeputzt, und dem Capitain der Truppen, dessen Anzug ein wunderliches Gemisch von ägyptischer und wahabitischer Tracht war. Alle diese Herren empfingen die Fremden stehend. Als die Umarmungen vorüber waren und jedermann seinen ihm angewiesenen Platz eingenommen hatte, wurden Kaffeh und Pfeifen dargereicht, welche die von Zeit zu Zeit eintretenden Pausen der Unterhaltung ausfüllten.

Laborde's Dolmetscher übergab dem Gouver-

neur den Brief des Kihaià Bey. Der Secretär, wahrscheinlich der einzige Mann in der Festung, welcher lesen konnte, mufse vortreten und entzifferte mit lauter Stimme die Absichten und Wünsche des Ministers Seiner Hoheit. In diesem Augenblick verloren die Reisenden beträchtlich an Wichtigkeit und Ansehen. An die Stelle der Ehrfurcht trat die Miene vornehmer, wenn auch wohlwollender Protection, gepaart mit einer gewissen Verlegenheit, da man einerseits dem Befehle des Vicekönigs gehorchen mufste und andererseits wahrscheinlich einigen Gewinn von den Reisenden ziehen wollte. Indessen gestaltete sich Alles zur Zufriedenheit der Letztern. Ein Brief, welchen der Dolmetscher dem Secretair diktirte, wurde einem Manne vom Stamme der *Alawinen* übergeben, welcher es auf sich nahm, ihn seinem Häuptlinge *Abu Raschid* einzuhändigen. Durch diesen Brief wurde der gefürchtete Scheikh, der das ganze Land mit dem Ruhme seiner Tapferkeit erfüllt hatte, unterrichtet, dafs *Laborde* und sein Begleiter ein wichtiges Geschäft mit ihm abzumachen hätten, und dafs es von seiner Seite nothwendig sei, mit möglichst viel Mannschaft nach der Festung *Akaba* zu kommen, wo er dann das Nähere erfahren sollte. Dem Boten wurde indessen einer von den arabischen Führern der Reisenden als Begleiter mitgegeben, damit er *Abu Raschid* mündlich mit der Person und den Zwecken der Fremden bekannt machen möchte, welche letztern sie den Einwohnern der Festung zu ver-

heimlichen wünschten. Indessen erregte die Bestimmung eines solchen Stelldichein fast eben so grofses Aufsehen, als ihre Ankunft, denn Niemand konnte begreifen, was die Fremden mit dem Häuptlinge eines so entfernten Stammes für Geschäfte abzumachen haben dürften.

Während der Zeit, bis die Boten zurück kamen, machten die Reisenden einen kleinen Ausflug nach der benachbarten kleinen Insel *Graia* und zogen Erkundigungen über die Halbinsel und den Verkehr mit den umliegenden Stämmen ein. Auch konnte *Laborde* ungestört einen Plan von der Festung *Akaba* entwerfen und die Soldaten waren ihm sogar beim Ausmessen behilflich. Diese Festung ist regelmäfsig angelegt und hat dieselbe Einrichtung wie alle übrigen Plätze, die zur Beschützung der Mekka-Karawane errichtet worden sind. Sie ist, wenigstens äufserlich, hinlänglich im Stande, den Anfällen der benachbarten Stämme zu widerstehen, welche, obschon es ihnen nicht an Muth fehlt, doch keine Mittel zur ordentlichen Belagerung einer Festung besitzen. Innerhalb der Werke hat man einige gute Gebäude ganz in Verfall gerathen lassen, dagegen andere aus Lehm ziemlich nachlässig neu aufgebaut. Es sind nur zwei taugliche Kanonen vorhanden, eine im südöstlichen, die andere im nordöstlichen Thurme; indessen ist sobald kein Angriff auf die Festung zu besorgen. Der Constabler verbindet mit seinem Kriegsamte, das ihm wenig zu thun giebt, das friedfertige Geschäft eines Kaufmanns

und hat eine verfallene Moschee in eine Waaren-Niederlage verwandelt. Am nördlichen Rande der Festung stehen einige Lehmhütten von Arabern bewohnt, welche von dem kleinen Gewinn leben, den ihnen der Verkauf von Butter und andern Lebensmitteln an die Soldaten der Garnison verschafft, ferner einige Grabmähler früherer Einwohner der Festung oder einzelner Pilger, welche auf der Wallfahrt nach Mekka hier gestorben sind. An der Ostseite steigen Sandhügel, die einen Theil des *Dschebel el Akaba* ausmachen, bis zu den Mauern der Festung herab.

Nach mehren Tagen vergeblichen Harrens auf die Rückkunft der Boten kam endlich die Nachricht, dafs in der Ebene nördlich von Akaba ein Araber auf einem Dromedar gesehen worden sei. Es zeigte sich bald, dafs es einer von den Boten war, aber die Freude über seine Rückkunft wurde durch die Bemerkung getrübt, dafs er ohne die gewünschte Schutzwache zurückkehrte. Als er sich mit Laborde und Linant allein befand, erzählte er den Erfolg seiner Sendung. Er hatte am dritten Tage nach seiner Abreise von Akaba das Lager *Akmed Raschids* erreicht, diesen Häuptling aber nicht angetroffen, da er nach dem Lager der Benisakers gezogen war, um für einige von diesen begangene Räubereien Genugthuung zu erhalten. Der Araber war nicht im Stande, ihm so weit nachzureisen, fand aber in demselben Lager der Alawinen einen Bruder und vier Neffen Akmed Raschids. Gern

hätte er mit diesen seine Botschaft allein verhandelt, wufste aber nicht, in welchem Grade von Ansehen sie bei dem Stamme stehen möchten. Er wandte sich daher gleichzeitig an *Abudschasi*, das Oberhaupt einer Abtheilung des Stammes, welcher, nach der Versicherung der Araber, grofsen Einflufs auf die Fellahs von *Wady Mousa* haben sollte. Diese sechs Häuptlinge, theils Verwandte, theils Verbündete des obersten Stammbefehlshabers, trafen auch richtig wenig Stunden darauf in Akaba ein.

Unsere Europäer begaben sich zu ihrem Empfang nach dem Palaste des Gouverneurs. Die Ankunft dieser arabischen Häuptlinge, ihre einfache und zum Theil abgenutzte Kleidung, ihre ausdrucksvollen Gesichtszüge, die fantastischen hellfarbigen Verzierungen ihrer Kameele, und die achtungsvollen Begrüfsungen, mit welchen sie die ganze Bevölkerung von Akaba empfing, hatten etwas ganz Eigenes, das an das Alterthümliche der heiligen Schrift erinnerte. Jacob und seine Söhne auf ihrem Wege nach Aegypten, die nach Bethlehem kommenden Weisen aus Morgenland, oder die so oft in der Bibel erwähnten Könige aus Arabien schienen in diesen Häuptlingen der Wüste nachgebildet zu seyn. Als sie im Vorhofe des Palastes abgestiegen waren, begaben sie sich, den Aeltesten an der Spitze, nach der Terrasse, wo die Reisenden sie nach Art der Beduinen empfingen, indem sie ihre rechte Hand ergriffen und damit die Stirn berührten. Auch der Gouverneur,

der seinen besten rothen *Benisch* (eine Art von grofsem Pelz) angezogen hatte, kam zur Bewillkommung der Araber auf die Terrasse. Alle liefsen sich nun auf dem Boden nieder, um die gewöhnlichen Höflichkeitsbeweise zu empfangen.

„Während dieser langweiligen Ceremonien" — sagt *Laborde* — „betrachtete ich aufmerksam die Gestalten und Gesichter unserer Gäste, um ungefähr zu wissen, mit welchem Grade von Zuversicht wir uns diesen Leuten anvertrauen dürften. Der erste Eindruck war keineswegs günstig. Es lag etwas Rauhes und Wildes in ihrem ganzen Aeufsern, welches selbst gegen das Ansehen unserer *Tokrats* und der Einwohner von *Akaba* unvortheilhaft abstach. Was mir am meisten auffiel, war die erstaunliche Aehnlichkeit dieser Leute mit allen *syrischen* Arabern, die ich bis jetzt gesehen hatte. Sie schienen in der That allesammt Glieder einer und derselben Familie zu seyn. *Abudschasi*, der älteste unter ihnen, war der Sprecher und schien von allen Uebrigen mit der gröfsten Achtung behandelt zu werden. Es war ein kleiner alter Mann mit einem weifsen Bart, und seine feinen und heitern Züge verriethen grofse Gutherzigkeit. Seine Kleidung war die einfachste, wie sie nur in der Wüste vorkommen kann; das Einzige, was etwa Schmuck genannt werden konnte, war ein Stück weifsen Musselins, mit welchem er das Kefieh umwunden hatte. In seiner Hand hielt er einen Stab von

jener alterthümlichen Form, wie man sie unter den Hieroglyphen findet, und welche noch jetzt unter allen Beduinen in Syrien so gemein ist, dafs die Verfertigung solcher Stäbe ein eignes Gewerbe bildet und für den Handel damit in Damascus ein besonderer Bazar besteht."

„Nach Abudschasi kam *Omar Abu-Raschid*, Bruder des *Akmed Raschid*. Seine Kleidung war verschieden von der seiner Gefährten und ganz von der Art, wie sich die Städtebewohner tragen. Sein dunkler Bart und seine schwarzen Augenbrauen, so wie seine rohen und vorstechenden Züge schienen eher kalte Bosheit als jede andere Gemüthsart zu verrathen. Dagegen verband ein zweiter Verwandter des Akmed, welcher ebenfalls diesen Namen führte, mit einer sanften Miene eine gewisse Geradheit des Betragens und ein ritterliches Ansehen, welches auf den ersten Anblick für sich einnahm. Die andern beiden hatten nichts Bemerkenswerthes in ihrem Aeufsern, ausgenommen, dafs sie eine gewisse Verlegenheit, sich innerhalb der Mauern einer Festung und in Gegenwart von Fremden zu befinden, wahrnehmen liefsen."

Nach Sonnenuntergang (es war damals gerade der Ramadan) wurde das Essen aufgetragen, und als die Mahlzeit vorüber war, begaben sich Alle in die mit einer geringen Zahl Lampen erleuchtete, offene Gallerie des Gouverneurs. Der Letztere, Abudschasi und die beiden Franzosen nahmen ihre Plätze am äufsersten Ende derselben

ein; die andern Häuptlinge der Alawinen, die Tohrats und die als Zuschauer anwesenden Einwohner von Akaba standen im Kreise längs den Wänden der Gallerie. Auch die Thüre war noch mit Leuten angefüllt, die sonst keinen Platz finden konnten. *Laborde's* Dolmetscher setzte sich in die Mitte des Kreises, um nöthigenfalls den Europäern mit seiner gründlichern Sprachkenntnifs aushelfen zu können. Auf diese Weise war ein förmlicher Diwan gebildet, um über die Bedingungen zu berathschlagen, unter welchen die Reise fortgesetzt werden sollte.

Laborde eröffnete die Verhandlungen mit der Frage, ob man mit *Kameelen* sicher nach dem *Wady Musa* reisen könne. *Abudschasi* bejahte diefs und fügte hinzu, dafs er sich für die Kameele verbürge und sie so beschützen wolle, als ob sie ihm selbst gehörten. Die Reisenden waren geneigt, sich damit zufrieden zu stellen, aber die *Tohrats* schrien einstimmig, dafs sie kein fremdes Gebiet betreten würden, wo sie nicht auch Bürgschaft für ihre eigene Sicherheit hätten. Dagegen betheuerten die *Alawinen*, dafs hier nichts zu befürchten sei, indem sie in den Vertrag, welcher hier in Gegenwart des Gouverneurs abgeschlossen werde, mit einbegriffen wären. „Und" — rief *Hussein* feierlich aus, indem er sich von seinem Sitze erhob — „für jeden Todten auf unserer Seite werden zwei Alawinen fallen." Darauf wurde der Lärm noch ärger. *Laborde* und *Linant*, die sich kein Ge-

hör verschaffen konnten, begaben sich nach ihren Gemächern, wohin ihnen die *Tohrats* bald nachfolgten. Sobald sie sich allein mit den Europäern sahen, brachen sie in ein lautes Gelächter aus und erklärten, dafs dieses ganze Geschrei von ihrer Seite nur ein Kunstgriff gewesen sei, um die Alawinen zu bestimmten Versprechungen zu zwingen und bevor die Reise angetreten würde, alle möglichen Bedingungen des Vertrags genau festzusetzen.

Die Reisenden begaben sich hierauf wieder in den Diwan und es kam nun zu einem förmlichen Vertrage, in Folge dessen beschlossen wurde, dafs man unter dem Schutze der Alawinen *Wady Mousa*, *Mahan*, *Schobek* und jeden andern beliebigen Platz der Wüste besuchen sollte. In Beziehung auf *Schobek* war indessen *Abudschasi* nicht ganz zufrieden mit dem festgesetzten Reiseplane. Seine Leute hatten das Jahr vorher einen der dortigen Einwohner getödtet, und er fürchtete, dafs nun Rache dafür werde genommen werden. Mehrere Europäer bestanden nicht hartnäckig darauf. Die Hauptsache für sie waren die Ruinen von *Petra*. Man vereinigte sich endlich darüber. „So Gott will," — rief *Abudschasi* aus — „sollt ihr zwanzig Tage, ja sogar einen Monat, wenn es euch beliebt, dort verweilen!" Ueber die Bezahlung wurde vor der Hand nichts ausgemacht, sondern dieser Punkt einer künftigen Verhandlung überlassen. Am nächsten Morgen sollte die Abreise erfolgen.

Es entspann sich eine Unterhaltung über frühere Reisende, welche das *Moses-Thal* besucht hatten. Von *Burckhardt* oder überhaupt von einem Franken, der zur damaligen Zeit dort gewesen wäre, wollte Niemand etwas gesehen oder gehört haben. Ein Beweis mehr für die grofse Gewandtheit und Vorsicht des berühmten Reisenden, welcher durch seine Kleidung und sein Benehmen dem Scharfblicke eines die Fremden so streng beobachtenden Volkes entgangen war. Man erkundigte sich hierauf nach Herrn *Bankes* und dessen Gefährten, welche vor zehn Jahren unter dem Schutze *Akmed Raschids* die Ruinen von Petra besucht hatten. Aber kaum war das Gespräch auf diesen Gegenstand gelenkt, als man bemerkte, dafs er den Alawinen in hohem Grade unangenehm war. Es zeigte sich eine solche Verlegenheit und Verwirrung in ihren Antworten, dafs man deutlich sah, wie sehr sie die Unterredung auf andere Dinge gelenkt zu sehen wünschten. Es schienen Leute zugegen zu seyn, in deren Gegenwart sie sich nicht zu sprechen getrauten. Selbst *Abudschasi* gab keine Antwort. Est späterhin entdeckte man die Ursache dieses geheimnifsvollen Betragens. Zuletzt erkundigte man sich noch nach den Herren *Strangways* und *Anson*, welche ebenfalls die Ruinen besucht hatten. Die Alawinen sagten, dafs diese zwei Reisenden nur unter dem Geleite eines einzigen Arabers aus *Gaza* nach *Wady Mousa* gekommen wären und von den dortigen Fellahs, mit Ausnahme einiger

Erpressungen von Geschenken, nicht im mindesten belästigt worden wären.

Ehe die Reise angetreten wurde, empfahl *Abudschasi* den Fremden, sich einen reichlichen Vorrath von Lebensmitteln und sonstigen Bedürfnissen einzukaufen. Da in der ganzen Wüste damals die Pest herrschte, so könne man durchaus nicht darauf rechnen, mit den Einwohnern irgend einen Verkehr anzuknüpfen. — Der nächste Punkt, welchen man nach der Abreise von Akaba erreichte, war das *Wady Araba*, (höchst wahrscheinlich das alte Bett des *Jordan*, ehe durch die Zerstörung Sodoms das *Todte Meer* entstand) die Ebene von *Elath* und *Ezion Gaber*, die schon in der Bibel erwähnte Strafse des Rothen Meeres, und die gewöhnliche Strafse der Handels-Karawanen, welche zu den die Verbindung zwischen *Aila* und *Syrien* bewerkstelligenden Niederlagsorten führt. Dieses weitläuftige Thal ist so dürre und unfruchtbar als die Wüste selbst; nur einige kleine grüne Fleckchen waren, da so eben die Regenzeit aufgehört hatte, hier und da zu sehen.

Als man am nächsten Morgen wieder aufzubrechen im Begriff war, fand sich unter einer Decke, die zur Lagerstätte gedient hatte, ein grofser Skorpion von gelber Farbe und drei Zoll Länge. Er suchte vergebens zu entfliehen, indessen wünschten die Araber nicht, dafs man ihn tödten möchte. „Ich hatte schon" — sagt *Laborde* — „bei andern Gelegenheiten die Gutmü-

thigkeit der Araber zu bemerken Veranlassung gehabt, bildete mir aber nicht ein, dafs sie sich selbst auf so schädliche Thiere erstrecken könnte. Es ist in der That merkwürdig, dafs eine durch Waffengewalt, Eroberung und Blutvergiefsen gegründete, und nur durch Fanatismus und kriegerischen Geist aufrecht erhaltene Religion ihren Bekennern so milde Gesinnungen einzuflöfsen vermag. Man ist erstaunt, in einem Lande, wo selbst ein Menschenleben in der Wagschale der Macht so wenig wiegt, so viel Zartgefühl gegen Thiere anzutreffen und sogar gegen solche, die häufig schädlich werden. Die Alawinen sagten uns, dafs es in diesem ganzen Theile der Wüste von Skorpionen und Schlangen wimmele.“ *Laborde* deutet hier auf Bibelstellen hin, wie 5. Buch Moses, 8, 15.: „Der (nämlich Jehovah) dich geleitet hat durch die grofse und grausame Wüste, da feurige Schlangen und Skorpionen, und eitel Dürre und kein Wasser war“ etc. Der Berg *Akrabbim*, welcher mehrmals im 4. Buch Moses, im Buch Josua (15, 3.) und im Buch der Richter (1, 36.) erwähnt wird, heifst der Skorpionen-Berg, von der Menge dieser Thiere, welche in seiner Umgebung hausen.

Auf dem Wege durch das *Wady Araba* kamen die Reisenden an einer sumpfigen Stelle vorbei, wo man eine Gruppe von Palmen, einen arabischen Begräbnifsplatz und andere Spuren ehemaliger Kultur bemerkte. Da dieser Platz einige Hilfsquellen darbot, so war es in frühern Zeiten

wahrscheinlich ein Rastpunkt auf der Straſse von *Aila* nach *Jerusalem*, *Gaza* und *Rhinocolura* gewesen. Seine Lage entspricht der von *Gerassa* bei Ptolemäus, so wie der von *Rasa* auf der *Peutingerschen Tafel*, 32 Meilen von Aila.

Während einer Mittagsruhe, wo Laborde mit den Neffen *Akmed Raschids* allein und im vertrauten Gespräch begriffen war, benutzte er die Gelegenheit, etwas Näheres über die Reise des Herrn *Bankes* durch diese Gegenden zu erfahren, ein Gegenstand, über den sie früher ein gewisses Stillschweigen beobachtet hatten. „Dieser Christ" — sagte *Akmed* mit leiser Stimme, um nicht von Abudschasi gehört zu werden — „kam eines Tages von *Karak* in das Lager meines Oheims und eröffnete ihm seinen Wunsch, nach *Wady Mousa* zu gehen und die alten Gebäude zu betrachten. *Akmed Raschid* sagte, er wollte ihn hinführen und er könnte dort so lange bleiben, als es ihm gefällig seyn würde. Indessen erfuhr der alte *Abudschasi*, welcher damals fast die Hälfte unsers Stammes befehligte und in keinem guten Vernehmen mit uns stand, damals zu *Gaza*, wo er sich zufällig befand, daſs *Akmed* in Begriff sei, Europäer nach *Wady Mousa* zu führen. *Abudschasi* beschloſs sogleich, meinen Oheim daran zu verhindern, und begab sich von Gaza zu den *Fellahs*, welche er überredete, daſs der Franke nur deshalb hieher gekommen sei, *um die Schätze* wegzunehmen, die Brunnen auszutrocknen und zu verhindern, daſs es jemals

wieder hier regne. Die Fellahs glaubten diesem Vorgeben und beschlossen, sich dem Eintritte des Franken in das Thal zu widersetzen. Selbst unserm Oheime liefsen sie sagen, dafs er mit keinem Fufs *Wady Mousa* betreten dürfe. Sieben Tage vergingen unter nutzlosen Verhandlungen über diesen Gegenstand. Endlich sagte der Christ zu *Akmed Raschid:* „Sie haben Flinten, ihr habt auch welche; lafst uns sehen, wer stärker ist, und machen wir uns auf den Weg." Unser Oheim war es zufrieden. Er befahl allen unsern Reitern, ihre Pferde zu besteigen, und wir erzwangen den Eingang ins Thal, den Flinten der Fellahs und ihren Felsen-Schlupfwinkeln zum Trotz. Da wir aber von den Einwohnern, so wie von Abudschasis Leuten unaufhörlich geneckt und belästigt wurden, so mufsten wir gleichwohl schon am folgenden Tage das Thal wieder verlassen, was natürlich der Christ sehr bedauerte."

Laborde und sein Gefährte beschlossen ebenfalls, jedem Widerstande, den sie treffen würden, muthig zu begegnen, zu gleicher Zeit aber allen unnöthigen Mifshelligkeiten auszuweichen. Sie zogen daher muthig durch das Thal *Pabuschebe* vorwärts. Bald gewahrten sie ein kleines Lager von drei Zelten. Die Leute, welchen sie gehörten, flohen in dem Augenblicke, wo sie die Karawane sahen, kehrten aber zurück, als sie bemerkten, dafs ihnen kein Leides wiederfahren sollte. Sie hatten Anfangs geglaubt, die Karawane käme von *Gaza*, welches eben damals stark

von der Pest verheert wurde. Ihr Zutrauen machte, dafs man sich bei ihnen niederliefs und ihnen eine junge Ziege abkaufte. Nach ihrer Aussage waren keine Fellahs in *Wady Mousa;* der ganze Stamm hielt sich, eben aus Furcht vor der Pest, in seinem Lager beisammen. Für unsere Europäer war diese Nachricht theils erfreulich, theils unangenehm, das Letztere, weil die Pest mit einer neuen Gefahr drohete, an welche man bisher noch gar nicht gedacht hatte. Gleichwohl war diese Gefahr eine Bürgschaft dafür, dafs die Reisenden von den gefürchteten Fellahs keine Störung zu erwarten haben würden.

Der Weg drehte sich um eine Felsenkuppe, auf welcher ein einzelner Baum stand. Die Aussicht von diesem Punkte bot den Anblick einer furchtbaren ungeheuren Wüste dar, eines Meeres, dessen im Aufruhr begriffene Wellen versteinert worden zu seyn schienen. Auf der gangbaren Strafse fortschreitend, sahen die Reisenden den Berg *Hor* (oder *Horeb)* vor sich, auf dem nach einer uralten Ueberlieferung unter den Einwohnern dieses Landes der Hohepriester *Aaron* begraben liegen soll. Schon auf diesem Theile des Weges sieht man verschiedene grofse und verfallne Aushöhlungen in den Felsen, welche der Aufmerksamkeit des Alterthumsforschers nicht unwürdig seyn dürften. Aber man ahnet noch nicht den gröfsern Reichthum an diesen Gegenständen, welchen die vor ihm ausgebreiteten Felsenmassen gleich einem Vorhange dem Auge verbergen. End-

lich führt die Straſse auf die Höhe über einem zweiten Thale, wo sich innerhalb seines Gesichtskreises das bezauberndste aller Gemälde entfaltet. In *Palmyra* sinken die Werke der Menschen durch die Unermeſslichkeit der weiten Ebene, in der die Ruinen sich befinden, zum Unbedeutenden herab. Hunderte von Säulen verlieren sich an dem unbegränzten Horizonte. Dagegen scheint hier, in *Wady Mousa*, die Natur mit besonderm Wohlgefallen die Erzeugnisse menschlicher Kunst neben ihren eignen erhabnen Werken zu betrachten und eben in dieser Uebereinstimmung Beider liegt der gröſste Reiz. Der Betrachtende ist für den ersten Augenblick unentschlossen, was er am meisten bewundern soll, die Natur, welche mit ihren unvergleichbaren, sowohl der Form als dem Colorit nach einzigen Felsenmassen sein Auge zum Beschauen einladet, oder die Menschen, welche muthig genug gewesen sind, die Werke ihres Genius mitten unter die Prachtschöpfungen jener hinzustellen.

Nachdem die Reisenden über den Felsenabhang hinabgestiegen und eine kleine Strecke im Thale vorwärts gegangen waren, kamen sie zu einer Stelle, wo sie das ganze mit Ruinen bedeckte *Petra* und die es einschlieſsenden, durch Tausende von Gräbern, die in ganzen Stockwerken über einander liegen, ausgehöhlten Felswände überschauen konnten. *Laborde* findet es unmöglich, den Eindruck zu schildern, welchen diese ungeheure Masse von Ruinen und Felsengräbern,

inmitten der tiefsten Todtenstille, auf ihn und seinen Begleiter hervorbrachten.

Unter dieser Menge von Gräbern, welche jetzt für Jedermann offen stehen, suchten unsere Europäer nach einem, worin sie während der Zeit ihres hiesigen Aufenthalts ihre Wohnung aufschlagen könnten. „Wir hatten" — sagt *Laborde* — „ein vollkommenes Gemälde des menschlichen Lebens vor uns: eine Reise und der Ruheplatz das Grab!" Während sie so längs den Felsenwänden herumgingen, erblickten sie in geringer Entfernung von einem verfallnen Tempel eine Aushöhlung, die nicht vollendet worden war und die gröfste Aufmerksamkeit verdiente. Sie gab Aufschlufs über die Art und Weise, wie man bei der Bearbeitung dieser Denkmähler zu Werke gegangen war. Die Felswand war zuerst von oben bis unten in senkrechter Richtung glatt abgearbeitet worden; nur zu beiden Seiten hatte man als Strebepfeiler einzelne Massen in ihrer natürlichen Gestalt stehen lassen. Hierauf hatte man zu oberst mit der Ausarbeitung der Fronte angefangen, auf welche dann die Kapitäler und die Schäfte der Säulen gefolgt waren. Diese Art der Bearbeitung hatte den Vortheil, dafs der untere Theil des Felsen, auf welchem das ganze Gewicht der obern Masse ruhte, unversehrt bis zuletzt stehen blieb, während im umgekehrten Falle, wenn man die Bearbeitung der Säulen von unten *begonnen hätte*, diese schwerlich dem Drucke des *ganzen obern Theils* würden haben widerstehen können.

Was das eben erwähnte Grab betrifft, so mögen wahrscheinlich die grofsen Kosten des Werks, die die Kräfte der Familie überstiegen, Ursache gewesen seyn, dafs es äufserlich unvollendet blieb. Denn das Innere war völlig ausgehöhlt und ein grofses Thor am Fufse der Felswand führte hinein. Man sah die Stellen, wo die Leichen gelegen hatten oder die wenigstens dazu bestimmt gewesen waren. „Es war in der That" — sagt *Laborde* — „ein ganz eignes Schauspiel — eine Stadt voll Gräber, einige kaum begonnen, andere vollendet, und noch so frisch und wohl erhalten, als ob sie eben aus den Händen der Bildhauer hervorgegangen wären; während wieder andere, gänzlich verfallen und mit Gesträuch überwachsen, nur ein Aufenthalt der Eidechsen, Schlangen und Skorpionen zu seyn schienen. Man könnte glauben, die ehemalige Bevölkerung dieser Stadt habe keine andern Geschäfte gehabt als solche, die sich auf das Sterben bezogen, und sie wären gerade in dem Augenblick sämmtlich vom Tode überrascht worden, wo sie mit irgend einer Begräbnifsfeierlichkeit beschäftigt waren."

Die Araber haben allen bemerkenswerthen einzelnen Ruinen Namen grofser Könige gegeben. So heifst z. B. ein zwar verfallner, aber im Ganzen noch seine ehemalige Form als vollständiges Gebäude darstellender Tempel, der *Palast des Pharaoh*. Die Bauart zeugt von gutem Geschmack. *Westlich* von diesem Tempel befand sich ein

grofses, weit in den Felsen hinein gehendes Grab, welches unsern Reisenden einen bequemen Aufenthalt darbot. Selbst das Gepäck konnte in den Seitenkammern untergebracht werden. In der Mitte wurde der Kochplatz vorgerichtet. Die Kameele warteten mit Ungeduld auf die Befreiung von ihrer Last und labten sich, nach der langen ermüdenden Reise, an dem Wasser des klaren Baches, welcher das Thal durchströmt.

Es wurde nun berathschlagt, was zuerst und am dringendsten vorzunehmen seyn dürfte. Die Reisenden wünschten sehr, noch im ersten Augenblicke, so lange ihre Anwesenheit den *Fellahs* nicht bekannt war, diejenigen Alterthümer zu untersuchen, welche den Wohnungen derselben am nächsten lagen. Sollten sie Miene machen, die Fremden aus ihrem unmittelbaren Gebiet zu vertreiben, so wollte man sich dann auf den engern Bezirk der eigentlichen Stadt beschränken. *Abudschasi* billigte diesen Plan und gab den Rath, *Ahmed* und die zwei andern *Alawinen* als Begleiter mitzunehmen, während er an Ort und Stelle bleiben und die Einwohner empfangen wolle, die sich vermuthlich bald sehen lassen dürften. *Laborde* wandte sich also nach der westlichen Seite, indem er dem Laufe des Baches folgte. Dieser flofs zu jener Jahreszeit ruhig durch sein mit Sand und Felsblöcken angefülltes Bett. Indessen sah man deutliche Spuren, wie sehr er zur Regenzeit anschwellen müsse, worauf auch die starken Mauern an mehren Stellen

hindeuteten, welche die alten Peträer zum Schutze gegen seine Fluthen errichtet hatten. Dieser Theil des Thales war auch der einzige, welcher eine ebene Fläche darbot, so dafs die ehemaligen Einwohner so viel als möglich davon zu benutzen gesucht hatten. Der Bach fliefst von hier an unter einer gemauerten Decke, und der mit Steinplatten belegte Platz erstreckt sich längs den beiden Ufern. Die Menge von Tempeln und Gräbern, welche man von diesem Platze aus nach allen Seiten erblickte, mufs zu der Zeit, als *Petra* in seiner Blüthe stand, ein höchst prachtvolles Schauspiel gewährt haben.

Am Eingange zu diesem flachen Theile des Thales standen die Ruinen eines Triumphbogens. Die noch vorhandenen Zierrathen der Pfeiler gleichen einigermafsen jenen an dem Triumphbogen, welcher die Säulenhalle zu *Palmyra*, an der östlichen Seite, beschliefst. Im Ganzen verräth die Arbeit nicht den besten Geschmack. Bei der Fortsetzung des Weges kam man auch zu den Ruinen eines colossalen Tempels, der allem Anscheine nach nicht durch die Zeit, sondern durch Menschenhände zerstört worden war. Die Trümmer lagen in einer gewissen Regelmäfsigkeit neben einander, ungefähr in der Stellung, welche sie im Gebäude selbst eingenommen hatten.

Der Bach nahm nunmehr seinen Lauf nach der rechten Seite oder nach Süden, und trat in eine Schlucht, welche in dem Mafse, als man weiter vorwärts ging, immer schmäler wurde.

Hier zeigten sich auf allen Seiten Aushöhlungen ohne Zahl, obschon sie nicht gerade zu den ersten Kunstwerken gehörten. Am meisten zog die Aufmerksamkeit ein grofses *Theater* auf sich, welches ganz und gar aus dem Felsen gehauen war und in Betrachtung der ungeheuern Arbeit, die ein solches Unternehmen verursacht haben mufste, das gröfste Erstaunen verdiente. Die Bänke, obschon sie von der Witterung und dem von oben herabfliefsenden Wasser gelitten hatten, waren im Ganzen doch wohl erhalten, so dafs sich ein genauer Plan von dem ganzen Gebäude entwerfen liefs. Noch mehr zu verwundern war die Wahl dieser Stelle für einen Belustigungsort, wo das Auge nach allen Seiten nichts als Gräber erblicken konnte. Nach *Irby* und *Mangles* ist dieses Theater der erste Gegenstand, welchen man erblickt, wenn man von der Ostseite her nach *Petra* kommt. Der Durchmesser des Podiums ist 120 engl. Fufs und die Zahl der Bänke drei und dreifsig.

Nachdem man die Stadt verlassen hatte und immer den Windungen der Schlucht folgend, weiter nach Süden gekommen war, gelangte man zu einem Denkmahl, welches *Laborde* als eines der merkwürdigsten des Alterthums beschreibt. Es ist ein in den Felsen gehauenes Mausoleum, gröfser und schöner als alle übrigen Grabstätten, welches nicht blofs durch seinen Kunstwerth, sondern auch durch seine Lage einen höchst angenehmen Eindruck auf den Wanderer macht, nachdem dieser fast eine halbe Stunde lang durch eine düstere,

beinahe einem unterirdischen Gange gleichende Schlucht seinen Weg hat nehmen müssen.

„Strenge Beurtheiler" — sagt *Laborde* — „sind zuweilen geneigt, den Reisenden, welcher durch glänzende Beschreibungen den Werth seiner Entdeckungen oder das Verdienst seiner Anstrengungen herauszuheben sucht, der Uebertreibung zu beschuldigen. Aber im vorliegenden Falle sprechen die an Ort und Stelle gemachten Zeichnungen für die Wahrheit der Sache. Gewöhnlich heifst dieses Gebäude das *Khasné*. Die Eingebornen nennen es auch die *Schatzkammer Pharao's*. Nachdem die Araber vergebens alle Grabmähler durchsucht hatten, um die Stelle zu finden, wo *Pharao*, der angebliche Gründer dieser kostbaren Gebäude, seine Schätze möchte verborgen haben, erblickten sie endlich die Urne, mit welcher der oberste Theil des Khasné verziert ist. Hier, glaubten sie, müfsten alle Reichthümer des grofsen Königs aufbewahrt seyn. Unglücklicherweise steht diese Urne zu hoch, um von ihnen erreicht werden zu können, was aber ihre Begierde nur noch heftiger macht. So oft daher ein Trupp Araber durch die Schlucht zieht, wo sich dieses Prachtgebäude befindet, so laden sie ihre Flinten und schiefsen nach der Urne, um sie allmählich zu zerstören und sich der Schätze darin zu bemächtigen.

Dieses Gebäude ist aus einer gewaltigen und dichten Masse von Sandstein gehauen, dem eine Beimischung von etwas Eisenoxyd eine röthliche

Farbe giebt. Seine Erhaltung verdankt es den zu beiden Seiten und am obern Theile vorstehenden Felsenmassen, welche es vor Wind und Regen schützen. Nur die Standbilder und die Fufsgestelle der Säulen sind, zum Theil wegen ihrer gröfseren Nähe am Erdboden, einigermafsen durch Feuchtigkeit beschädigt. Nach der prachtvollen Aufsenseite liefs sich erwarten, dafs das Innere des Gebäudes derselben entsprechen werde. Diefs war aber nicht der Fall. Einige Stufen führten zu einer Kammer, die aber nichts bemerkenswerthes enthielt. Von hier gelangte man in zwei eben so unbedeutende Seitenkammern, deren eine für zwei Särge bestimmt gewesen zu seyn schien.

Als man in der Bergschlucht längs dem Bache weiter fortging, kam man zu einer Stelle, wo sich ein prachtvoller Triumphbogen über dem Thale ausbreitete, so dafs er beide Wände desselben mit einander verband. *Laborde* glaubte Anfangs, dieser Bogen habe als Brücke dienen sollen; eine genauere Untersuchung aber zeigte, dafs er blofs zur Verzierung des Eingangs in die Hauptstadt bestimmt gewesen sei. Während dieser Untersuchungen versahen die arabischen Führer die Stelle der Schildwachen, um bei Zeiten die Annäherung jener *Fellahs* zu entdecken, deren Feuerwaffen und unruhiger Geist fortwährend die Gegenstände ihrer Unterhaltung ausmachten. Hiezu kam noch die Furcht vor der Pest, und da man sich den Wohnplätzen der Fellahs jetzt näherte, so war es kein geringer Beweis von Ergebenheit

und Treue, dafs die arabischen Führer die Reisenden bis in so weit abgelegene Orte begleiteten.

Diese fanden bei ihren fernern Nachforschungen auch ein Grabmahl, über welchem sich einige kleine Pyramiden und Obelisken erhoben. Es war das einzige dieser Art, welches sie bis jetzt unter den Ruinen von *Wady Mousa* angetroffen hatten. Der Weg führte noch immer zwischen ausgehauenen Felsenmassen hin, aber allmählich erweiterte sich die Schlucht, die Wände zu beiden Seiten wurden niedriger, und der Bach bewässerte eine grüne Weideflur, unter deren Kräutern und Blumen sich Feigenbäume und Lorbeergesträuch erhoben. Es wäre gewifs interessant gewesen, den Bach aufwärts bis zu seinem Ursprunge zu verfolgen. Die Alten pflegten bei solchen Quellen den Nymphen Altäre zu errichten. Indessen schien aus den vorhin angeführten Besorgnissen ein weiteres Vordringen nicht rathsam. Die Reisenden gingen daher auf demselben Wege, den sie gekommen waren, durch die Felsenschlucht zurück. Es gab ohnehin hier noch eine Menge Gegenstände zu untersuchen. Selbst eine Wasserleitung entdeckte man, die mit grofser Geschicklichkeit in den steilen Wänden des Thales ausgehauen war. Das Gefälle des Wassers war sehr abgemessen und weit regelmäfsiger als der Boden des Thales selbst. In einer Höhe von dreifsig Fufs lief es durch Röhren von gebranntem Thon, die freilich zum Theil zerstört waren, aber mit geringen Kosten wiederhergestellt werden könnten,

wenn sich neuerdings Einwohner in diesem Thale sefshaft machen wollten.

Auf diesem Rückwege liefs sich der Eindruck beurtheilen, welchen das *Khasné* zuerst auf denjenigen Beschauer machen mufs, der das Thal durch den eigentlichen Eingang zu demselben betritt und nicht durch die Seitenschlucht, die unsern Europäern den Zugang eröffnet hatte. — Wir müssen die Beschreibung noch einiger prachtvollen Gebäude, worunter eines mit drei korinthischen Säulenreihen über einander, welche sämmtlich auf diesem Rückwege entdeckt wurden, hier übergehen, da wir die zur Verdeutlichung derselben nothwendigen Abbildungen nicht beifügen können. Merkwürdig ist der Mangel an Inschriften bei allen diesen Denkmählern. *Laborde* erwähnt nur einer lateinischen, die auf eine Tafel eingegraben war, und sagt, das sei die einzige gewesen, die er in *Petra* gefunden habe. Sie ist in so fern von einiger historischer Wichtigkeit, als sie sich auf einen Kriegsbefehlshaber, *Quintus Praetextus Florentinus* bezieht, welcher in diesem Theile Arabiens römischer Statthalter gewesen und hier gestorben war. Sie scheint in die Zeiten der Kaiser *Hadrian* oder *Antoninus Pius* zu gehören.

Um die Erforschung des Thales zu vollenden, mufste noch der nordwestliche, westliche und südliche Theil untersucht werden. Die Araber führten die Reisenden zuerst nordwärts durch eine *Schlucht*, welche an ihrem Eingange ziemlich breit

und mit prachtvollen Lorbeergesträuchen bepflanzt war, weiterhin aber enger und der vielen und grofsen Felsenblöcke wegen ganz ungangbar wurde. Bald aber entdeckte man Fufssteige, die der unermüdliche Fleifs der alten Peträer in die Felsenwände ausgehauen hatte. Aufserdem führte auch eine prachtvolle Treppe über einen Abhang von mehr als 1500 Fufs Länge, nach dem grofsen Grabe, welches die Araber *El Deir* (das Kloster) zu nennen pflegen. Dieses Denkmahl war bis damals noch von keinem wissenschaftlichen Reisenden gesehen und untersucht worden. *Burckhard* scheint nichts davon gewufst zu haben. *Banks* und seine Freunde waren nicht im Stande, bis zu dieser Stelle zu gelangen, sie mufsten sich begnügen, es aus einer halben Stunde Entfernung mit dem Teleskop zu betrachten. *Laborde* und *Linant* waren demnach die Ersten, welche dieses Kunstwerk in der Nähe untersuchen konnten. Es besteht aus zwei Stockwerken und ist mit allen seinen Verzierungen ebenfalls ganz aus dem natürlichen Felsen gehauen.

Es waren bereits acht Tage verflossen und die arabischen Führer, welchen alle diese gelehrten Forschungen herzlich langweilig vorkamen, abgesehen von der Furcht, die sie vor der Pest hatten, erklärten nun, dafs sie ihrerseits alle eingegangenen Verpflichtungen vollkommen erfüllt hätten und man sich nun zur Abreise anschicken müsse. Die Kameele wurden also beladen und die ganze Karawane machte sich noch am Abende des

achten Tages wieder auf den Weg, und zwar verstohlen, gleichsam als ob man die Todtenstille dieser Gräberstadt nicht stören wollte, eigentlich aber in der Absicht, die Aufmerksamkeit der Fellahs nicht zu erregen. Indem die Reisenden eine kleine Anhöhe gegen Süden aufwärts zogen, erblickten sie am andern Morgen den Berg *Hor* oder *Horeb*, welcher über alle andern emporragte. Die Araber, welche so treu an ihren Ueberlieferungen halten, verehren das Grab des „Propheten *Harun*" (des Hohenpriesters *Aaron*, welcher nach dem 4. Buch Moses, XX. 22 — 29, auf diesem Berge begraben wurde), noch bis auf den heutigen Tag. Ein alter Araber wohnt auf den Gipfel des Berges, gewissermafsen als Wächter der heiligen Stätte, und empfängt zu Zeiten Besuche von den Einwohnern aus *Gaza* und den Fellahs des *Wady Mousa*, welche theils um religiöser Zwecke willen, theils um auf einigen mit fruchtbarer Erde bedeckten Abhängen des Berges Feldfrüchte zu bauen, hieher kommen.

Um die Reisenden für die Eile, mit welcher sie *Petra* verlassen mufsten, zu entschädigen, hatten die Führer versprochen, ihnen noch andere „alte Steine" zu zeigen. Kaum waren sie eine Stunde weit den steilen Abhang des *Wady Sabra* hinabgestiegen, als sie Trümmer von Gebäuden, Grundmauern und wohl erhaltene Bänke eines Theaters zu Gesicht bekamen. Die ehemals hier gestandene Stadt mag nicht von Wichtigkeit gewesen seyn, scheint aber die Pracht der Hauptstadt

in kleinerem Mafsstabe nachgeahmt zu haben. Verschiedne Säulen, welche *Laborde* untersuchte, bewiesen deutlich, dafs sie einen Ueberzug von Kalk oder Gyps gehabt hatten und marmorartig bemalt gewesen waren. Nicht ohne Staunen entdeckte er hier, im Steinigen Arabien, mitten in der Wüste, dafs das Theater eigentlich als *Naumachie* gedient hatte. Die ehemaligen Einwohner, jedes Jahr während der Regenzeit durch Bergströme belästigt, die ihre Felder verwüsteten, hatten auf Mittel gedacht, diesem Uebel abzuhelfen. Man sieht noch Spuren von Schutzwehren, die gegen die Gewalt des Wassers errichtet worden. Da sie bemerkten, dafs ein Theil des Wassers durch ein anstofsendes Seitenthal abfloſs, so suchten sie es hier aufzuhalten. Mit derselben unglaublichen Mühe und Anstrengung, wie in *Petra*, höhlten sie in dem Felsen ein grofses und weites Becken aus, welches nach allen Seiten von nicht minder mühsam gearbeiteten Bänken eingeschlossen war. In dieses acht Fufs tiefe Becken floſs durch eine Röhre das Wasser aus einem benachbarten, ebenfalls in den Felsen gehauenen Behälter, welcher eigens zur Aufsammlung der Bergströme bestimmt war.

Nachdem die nöthigen Abbildungen und Messungen gemacht waren, durchzog man eine kleine Ebene und erstieg hierauf eine steile Anhöhe, von wo der Weg weiter auf den Gipfel des Berges *El Nakb* führte, der dem Blicke der Reisenden ein ganz eignes Panorama eröffnete. Die ganze

Gegend auf sechs Wegstunden weit war mit Bergen und Thälern bedeckt, die das Auge wie ein Relief von dieser Höhe bequem überschauen konnte. Aber Alles war eine weite und menschenleere Wüste. *Laborde* erinnert an die Weissagungen der alten Propheten; namentlich führt er die hieher gehörige Stelle aus Hesekiel, XXV. Vers 13 u. ff., an.

Wady Araba, eine lange Sandebene, erstreckt sich vom *Todten* bis zum *Rothen Meere*, in einer ziemlich geraden und ununterbrochnen Richtung. Augenscheinlich ist hier, wie schon oben bemerkt worden, der *Jordan* ins *Rothe Meer* geflossen, ehe der vulkanische Ausbruch Statt fand, welcher das jetzige Becken des *Todten Meeres* bildete. Von der rechten oder westlichen Seite her mündet sich in das Wady Araba das *Wady Gebb*, durch welches die Fellahs ihren Weg nach *Gaza* nehmen. An der östlichen Seite bemerkt man, mitten in einer kleinen Ebene den einzeln stehenden Felsen *El Aase*, auf welchem sich ein Grabmahl befindet. Weiter rechts steigt ein hoher Fels von kegelförmiger Gestalt empor und in derselben Richtung erblickt das Auge den Berg *Hor*. Oestlich davon sieht man die Felsenketten, welche die Stadt Petra umschliefsen. Im Hintergrunde dieses Panorama breitet sich die grofse Bergkette aus, welche das Steinige Arabien vom Wüsten trennt.

Der fernere Weg führte über die Rücken dieser Gebirge. Zur Linken war in gewaltiger Tiefe

der Boden eines Thales, in welches die von den Füfsen der Kameele losgerissenen Steine mit Geräusch hinabfielen. Das Land erhob sich immer mehr, je weiter man vorwärts kam und bestand grofsentheils aus fruchtbarem Boden. Der nach allen Seiten zunehmende Pflanzenwuchs zeigte, wie anbaufähig diese Gegend sei. Auch liefsen einige kleine Steinhaufen, die man von Strecke zu Strecke fand, vermuthen, dafs sie zu Gränzbezeichnungen von Feldern bestimmt gewesen seyn mochten. Wahrscheinlich stammen diese Spuren ländlicher Industrie aus den Zeiten der *Nabathäer*, wo bei diesem Volke der Ackerbau noch in der Blüthe stand.

Als die Reisenden von dem Brunnen *Dalege*, wo Nachtlager gehalten wurde, sich nach Osten wandten, erreichten sie den Gipfel eines Berges, welcher einerseits die ganze Felsenmasse in der Richtung von *Wady Araba*, andererseits die grofse Ebene vom *Wüsten Arabien* beherrschte. Letztere scheint sich in gränzenloser Weite bis nach Persien auszudehnen. Auffallend war für den ersten Augenblick der Unterschied in dem Niveau der beiden Abhänge des Berges. Auf der einen Seite fiel er steil in tiefe und schroffe Thäler ab, auf der andern breitete er sich zu einer weiten Ebene aus, die nur wenig niedriger als der Berg selbst war. Es zeigten sich auch in dieser Höhe bestimmte Spuren einer alten Strafse, in der Richtung von Nordost nach Südwest, oder eigentlich von *Petra* nach *Akaba*. Diefs war die alte Han-

delsstrafse nach dem *Rothen Meere* und *Aila*, dem grofsen Stapelplatze von *Petra*. In späterer Zeit benutzten sie die Mohammedaner auf ihrem Wege nach *Mekka*, als *Akaba* der Sammelplatz der beiden grofsen Karawanen war, deren eine von *Gharb* (oder Afrika), die andere von Norden her kam. *Laborde* erhielt diese Auskünfte von *Abudschasi*. Zur Bestätigung dienten die Ruinen von Dörfern, festen Plätzen und Cisternen, die hauptsächlich zum Besten der Pilger angelegt gewesen waren. Am Abhange des Berges sah man andere Ruinen von Dörfern, die wahrscheinlich in keiner sehr entfernten Zeit noch bewohnt gewesen waren. Die Führer sagten, dafs in dieser Richtung noch zahlreiche solche Ruinen anzutreffen seien. Eine starke Quelle und ein Wasserbehälter dabei dienten zur Befruchtung der von den Fellahs angebauten Stellen. Die wunderbare Fruchtbarkeit dieser vereinzelten Fleckchen Erde mitten in einer dürren Wüste machte einen sehr angenehmen Eindruck. Die gewaltige Gröfse der hiesigen Weintrauben erinnerte an jene, welche die von *Moses* ausgesandten Kundschafter in das Lager der Israeliten zurückbrachten. „Heut zu Tage" — bemerkt *Laborde* — „kann, bei den vielen Hindernissen, die den Feldbau erschweren, nur der höchste Grad von Elend die Einwohner antreiben, den Boden so mühsam und fleifsig zu bearbeiten. Zuerst kommen die *Beduinen*, ein raubgieriges Geschlecht, welches unter dem Vorwand einer rechtmäfsigen Abgabe für ei-

nen sehr zweifelhaften Schutz dem armen Landbauer einen Theil seiner Feldfrüchte entreifst. Wie ungerecht auch diese Foderung seyn mag, so kann er sich ihr doch nicht entziehen. Noch furchtbarer aber sind die Heuschrecken, welche in ungeheuern Schaaren angezogen kommen und in wenig Stunden über ganze fruchtbare und angebaute Landstriche das Grabtuch ausbreiten.“ Der Verfasser erinnert hier an die schöne Stelle beim Propheten *Joel*, Cap. 1, Vers 6 u. ff., und Cap. 2, Vers 2—10.

Durch einen langen Hohlweg, der aber allmählich immer höher anstieg, gelangten unsere Reisenden zu den Brunnen von *Gana* und weiterhin, wo es wieder bergab ging, zu den Ueberresten einer alten Wasserleitung, die sich von diesen Brunnen bis zu der in der Ebene, an der Strafse von *Petra* nach *Aila* erbaut gewesenen Stadt *Ameimé* erstreckt hatte. Die Länge dieser Wasserleitung betrug an drei Wegstunden. Da sie den Unebenheiten des Bodens folgte, ohne sich irgendwo über denselben zu erheben, so müssen die Erbauer mit der Kunst des Nivellirens bekannt gewesen seyn.

Ameimé besteht aus einer grofsen Masse von Ruinen, unter welchen aber keine Trümmer etwaniger Prachtgebäude wahrzunehmen sind. Die Wohnhäuser scheinen keine andere Bestimmung gehabt zu haben, als die Karawanen, welche hier durchzogen und rasteten, mit Wasser und Lebensmitteln zu versehen. Zahlreiche Ausgrabungen,

die man überall einige Fuſs tief antrifft, ihre ausgemauerten Wände und kunstreichen Wölbungen machen diese Stadt zu einer wahren Cisternen-Stadt. Jedes Haus scheint seine eigene Cisterne gehabt zu haben; aufser denselben gab es aber auch öffentliche Wasserbehälter zur Tränkung des Viehes.

Eine Stunde, nachdem die Reisenden *Ameimé* verlassen hatten, kamen sie zu einem Quadersandstein-Felsen, der um seiner Cisternen und der damit zusammenhangenden Ueberlieferung willen ihrer Aufmerksamkeit empfohlen wurde. Die natürlichen Mündungen der verschiednen Bergschluchten sind durch feste Mauern geschlossen und dadurch eine Reihe von Behältern gebildet worden, in welchen sich das Wasser zur Regenzeit ansammelt. Mitten unter diesen Schluchten erhebt sich eine Felsmasse, welche man ausgehöhlt und in eine Cisterne verwandelt hat. Um den Zufluſs des Wassers zu erleichtern und zu regeln, sind in die benachbarten Anhöhen mit grofser Geschicklichkeit Rinnen gegraben worden. Die Beduinen der Wüste finden hier das ganze Jahr hindurch einen guten Wasservorrath. Die erwähnte Sage in Betreff dieser Wasserbehälter ist folgende. Vor alter Zeit kam ein Negerkönig mit zahllosen Truppen, das Land zu verwüsten. Er hatte schon alle Einwohner vor sich her getrieben, als er, in der Ebene vor *Ameimé* angelangt, seinen Durst in einer von diesen Cisternen löschen wollte. Aber indem er sich nach der Araber Weise bis

zur Oberfläche des Wassers hinabneigte, fiel er hinein. Einer von seinen Leuten, der ihm helfen wollte, stürzte ebenfalls in das Wasser, und ein zweiter, der diesem zu Hilfe kam, hatte dasselbe Schicksal. Auf diese Weise ging nach und nach das ganze Heer zu Grunde, und der Fels erhielt den Namen *Macbert* (?) *el Abid*. Freilich fafst keine dieser Cisternen auch nur hundert Personen, indessen nehmen es die Volkssagen, besonders die morgenländischen, mit der Wahrscheinlichkeit nicht sehr genau.

Der fernere Weg das Thal abwärts, auf welchem man bei einer wie *Akaba*, *Nackel*, *Tor* etc. erbauten Veste vorbeikam, in dessen Nähe sich eine wasserleere Cisterne befand, wurde allmählich immer schmäler und durch Felsblöcke eingeengt, welche von den Höhen der angränzenden Berge herabgefallen waren. Das Wetter war ungemein heifs; der Himmel nahm eine düstere graue Farbe an, und die Sonne schien durch einen dicken Nebel. Wolken von feinem Sande durchzogen wirbelnd die Luft, und ein heifser Wind, der *Samum*, der im engen Thale fast erstickend war, hüllte die Reisenden in brennende Sandwolken, so dafs es schien, als ob die Haut von unzähligen Nadeln gestochen würde. Die Kameele schleppten sich mit gesenkten Köpfen vorwärts; die Reisenden hüllten sich in ihre Mäntel und Kefiehs, bis sie zu einer schmalen Felsenschlucht kamen, worin sie sich verbargen und das Ende der furchtbaren Naturerscheinung ab-

warteten. Obgleich die Hitze in diesen Thälern, wo die Luft nicht frei durchziehen kann, fast erstickend wird, so ist doch der Samum hier selten gefährlich, weil die Sandwirbel über eine weniger heifse Oberfläche streichen und die Temperatur dadurch gemindert wird. Die Reisenden durften sich also Glück wünschen, nicht in den flachen Ebenen der Wüste von dem gefahrvollen Winde überfallen worden zu seyn. *)

Weiter abwärts im Thale von *Jetum* fand man hinter einem den Durchgang verengenden Felsen die Trümmer von zwei grofsen befestigten Gebäuden. Noch weiter hin biegt das Thal plötzlich nach Westnordwesten um und empfängt hier das *Wady Amran.* Auf dem Felsen an dem Punkte, wo beide Thäler zusammenstofsen, ist eine Befestigung errichtet worden, welche hier zur Vertheidigung des schmalen Passes ganz an ihrem Platze steht. Eine Stunde weiter von da kam man zu einer grofsen Mauer, welche das Thal zu sperren bestimmt war und nur einen schmalen Durchgang frei liefs, der noch leichter vertheidigt werden kann. Das Wasser hat zwar die Oeffnung erweitert, der Mauer aber nur wenig Schaden zugefügt. Die Araber halten sehr viel auf diese Art von Befestigungen, welche von den *Tohrats* vor mehren Jahren gegen die Truppen *Mehemed Ali's* in Anwendung gebracht wurde.

*) Einen eignen Aufsatz über den Samum enthält der I. Jahrgang dieses Taschenbuchs (1823), S. 184 u. ff.

Die vierte und letzte Veste beschützte die Mündung des *Wady Jetum* in das *Wady Araba*. Die Reisenden wandten sich hier südwärts und kamen auf dieser Strafse wieder nach *Akaba*. Beide von ihnen eingeschlagene Wege auf dieser Reise sind ganz neu und von grofsem Interesse, indem sie über Alles, wodurch diese Länder von jeher merkwürdig geworden, Aufschlüsse geben, namentlich über den Auszug der Israeliten aus Aegypten nach dem gelobten Lande, die Handelsunternehmungen des Königs Salomon und später der Peträer, die Eroberungen des Antigonus, die aus der Geschichte der Kreuzzüge bekannten, verunglückten Angriffe des ritterlichen *Reynaud*, Gouverneurs von Karak, auf Mekka, und endlich die alte Strafse der Mekkapilger-Karawane.

In *Akaba* wurden die Reisenden eben so gütig wieder empfangen als das erste Mal. Sie warteten hier zwei Tage, bis ein Bote von Kairo zurückkam, den *Laborde* schon früher nach Gelde dorthin geschickt hatte, und bezahlten darauf ihre arabischen Führer und Begleiter. Wahrscheinlich dürften nun, da die Sicherheit der Personen und des Eigenthums unter dem Schutze dieser Wüstenbewohner keinem Zweifel mehr zu unterliegen scheint, mehre Europäer sich entschliefsen, die nämliche Reise zu unternehmen. *Laborde* versichert, alles Mögliche gethan zu haben, was seinen gelehrten Nachfolgern einen guten Empfang bereiten könnte.

Der Verfasser macht noch einige flüchtige

Bemerkungen über die Araber der Wüste, ihr häusliches Leben und ihre Gebräuche. Eine dieser Stelle des Werkes beigefügte Vignette stellt eine Nomaden-Truppe dar, welche ihre Aufmerksamkeit auf einige Fufsstapfen richten, die sie auf dem Erdboden erblicken. Drei Männer machen ihre Betrachtungen über die Richtung der Fufsstapfen und das wahrscheinliche Alter derselben. Unterdessen ist die übrige Karawane herbeigekommen, die Weiber auf Kameelen sitzend, die Männer auf Pferden, mit der Lanze auf der Schulter. „Bei solchen Reisen durch die Wüste," — sagt *Laborde*, — „wo die persönliche Sicherheit immer gefährdet ist, schreitet Jedermann mit der gröfsten Behutsamkeit vorwärts. Sein Auge ist auf Alles gerichtet, was ihm irgend eine Belehrung oder Warnung zu geben verspricht. Ganze Tage lang bringt man mit Betrachtungen dieser Art, über die Beschaffenheit der Fufsstapfen, ihr vermuthliches Alter, den Auswurf der Kameele u. dergl. m. hin."

Die Araber, von Jugend auf in stete Zwiste verflochten, die von der natürlichen Beschaffenheit ihres Landes, so wie von der Einrichtung ihres gesellschaftlichen Zustandes unzertrennlich sind, gehen nie unbewaffnet aus; aber ihre Waffen sind, je nach den Stämmen und den einzelnen Bezirken der Wüste, welche sie besuchen oder bewohnen, sehr verschieden. Der berittene Beduine im Wüsten Arabien z. B. trägt eine Lanze von elf bis zwölf Fufs Länge und einen Säbel.

Die Fufsgänger haben eine kleine Anzahl Flinten; die Aermsten des Stammes bewaffnen sich blofs mit einem einfachen Knüttel *(Kobbus)*; bei den Häuptlingen sieht man zuweilen Pistolen. Die Bewohner des *Steinigen Arabiens*, sowohl die *Tohrats* als die *Thyats*, haben keine Lanzen, aber zum Ersatz dafür eine Menge Flinten, mit denen sie zum Schrecken ihrer Nachbarn und zur Bewahrung ihrer eignen Sicherheit trefflich umzugehen wissen. Um schneller feuern zu können, haben sie Patronen, aus kleinen hölzernen Röhrchen bestehend, welche sie an einer Schnur quer über die Brust hängen, desgleichen eine gröfsere birnenförmige Pulverbüchse zum Laden, und eine kleinere zum Aufschütten. Aufserdem tragen sie im Gürtel einen gewaltigen Dolch, oder vielmehr ein Jagdmesser, dessen sie sich aber mehr zum Schlachten der Schafe, als zum Angriff oder zur Vertheidigung gegen Menschen bedienen. Die Beduinen des Wüsten Arabiens reiten auf Pferden, und werfen ihre Lanzen mit grofser Geschicklichkeit. Die im Steinigen Arabien haben nur Kameele und fechten daher in der Regel zu Fufs, daher auch die Flinte ihre zweckmäfsigste Waffe ist.

„Dieses kriegerische Wesen und rauhe Aeufsere“ — fährt der Verfasser fort — „darf indefs nicht zu dem Glauben verleiten, als ob dieses Volk bösartig und blutdürstig sei. Gerade das Gegentheil. Der Araber ist geduldig, sanftmüthig und menschenfreundlich. In Zeiten der

Ruhe und wenn sein Feind in der gesetzlichen Entfernung von ihm lebt, vermeidet er sorgfältig, einen Zwist bis aufs Aeufserste zu treiben. Wir waren oft erstaunt, mitten unter lautem Geschrei und heftigem Gezänk, die in Folge der bei den Zurüstungen zur Abreise von Akaba eintretenden Verwirrung jeden Augenblick entstanden, zu finden, dafs Keiner zum Säbel oder zur Flinte griff. Wir waren damals noch nicht von den Folgen unterrichtet, welche ein blutiges Handgemenge herbeigeführt haben würde. Höchst wahrscheinlich wären daraus Familienfehden oder gar ein förmlicher Krieg unter dem ganzen Stamme entstanden. So bewahrt dieses zahlreiche Volk, welches ohne geschriebene Gesetze, Behörden, Polizei und überhaupt ohne eigentliche Regierungsform seit zahllosen Menschenaltern besteht, noch dieselben Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, welche einst inmitten grofser Reiche und Staaten ihren Ursprung hatten, ungeachtet diese längst zu Grunde gegangen sind."

Die Reisenden folgten auf der Fortsetzung ihres Weges von Akaba nach dem Innern der Peträischen Halbinsel, der Meeresküste bis *Wady Utir*, betraten dieses Thal, gingen in nördlicher Richtung erst aufwärts, dann aber abwärts, durch das *Wady Safran*, gegen den Berg *Sinai*. Es war diefs der einzige Pafs durch die lange Kette von *Tih*. Auch haben Pilger und Reisende von Gaza nach dem Sinai stets diesen Weg eingeschlagen.

Linant hatte durch den aus Kairo zurückkehrenden Boten Briefe erhalten, welche ihn nöthigten, dahin zurückzureisen. Beide Gefährten mufsten sich also trennen, denn *Laborde* war fest entschlossen, die Untersuchung der ganzen Halbinsel, besonders in Rücksicht auf Alterthümer und Ortskunde, zu vollenden. Linant nahm von der Begleitung *Petitjean*, *Tualeb* und noch einen Führer mit sich, während *Hussein* und die übrigen *Tohrats* bei Laborde blieben. Hussein gehörte zum Stamme *Waled Said*, war ein vortrefflicher Jäger und Krieger, und vereinigte überhaupt in seiner Person alle Eigenschaften, die den Beduinen achtungswerth machen, namentlich jene, welche dem Begleiter eines Reisenden nothwendig sind. *Laborde* überliefs ihm daher die Anordnung des ganzen Weges, die Aufnahme der Führer und den Einkauf der nöthigen Lebensmittel. Der nächste Weg war der nach *Tor* durch das *Wady Hebran*.

Hussein, dessen Jagdliebhaberei ihn oft nach den unwegsamsten und von den gewöhnlichen Pfaden entferntesten Bergschluchten geführt hatte, war mit allen Theilen der Halbinsel aufs innigste vertraut. Nach seiner Aussage waren „alte Steine" nur am *Sinai*, zu *Serbal*, und in den Wadys *Feiran*, *Mokatteb*, *Magara* und *Sarbent el Kadem* zu finden. Aufserdem wollte er auch in der Nähe von *Wady Hebran* „grofse Kasten" im Felsen gesehen haben, und versprach unsern Verfasser auf dem Wege nach *Tor* zu denselben zu

führen. Laborde vermuthete, dafs es Sarkophage seyn würden. Ein unwegsamer, höchst beschwerlicher Felsenpfad, den er allein mit Hussein betrat, während er die Kameele und die übrige Begleitung zurückliefs, leitete ihn nach mehrstündigem Klettern zu einer Höhe, wo er indessen statt Sarkophage oder sonstiger Alterthümer nichts als auf einer Felsenwand angebrachte rohe Zeichnungen von Kameelen, Ziegen und Menschen und Umrisse eines kastenähnlichen Behältnisses fand, welche eben Hussein getäuscht hatten. Laborde bemerkt diesen Umstand als Beweis, dafs man sich nicht immer auf die Aussagen der Eingebornen eines Landes verlassen könne, sondern sich mit eignen Augen von der Wahrheit derselben überzeugen müsse.

Der Abend war bei diesem Ausfluge herbeigekommen und es war keine Möglichkeit, zu der übrigen Begleitung zurückzukehren. Hussein führte den Reisenden zu zwei Zelten in die Tiefe eines Thales hinab, deren Eigenthümer sein Freund war und den Fremden gut aufnahm. Die Bewirthung bestand in Kaffeh, Tabak und einer jungen Ziege. „In meinen Mantel gehüllt" — erzählt der Verfasser — „legte ich mich, meiner Gewohnheit gemäfs, auf dem sandigen Boden des Zeltes nieder und würde gewifs gut geschlafen haben, wenn nicht die ganze Ziegenheerde, namentlich die jungen Böckchen und Zickelchen, meinen Leichnam zum Gegenstande ihrer Unterhaltung gemacht hätten. Ich stellte eine Art von

Citadelle vor, deren Besitz sie einander wechselseitig streitig zu machen suchten. Sobald daher die ersten Strahlen der Sonne durch die Bergschlucht zum Vorschein kamen, verliefsen wir das Zelt unsers gastfreien Hirten. Hussein hatte wohlweislich ein Zickelchen gekauft und trug es auf seinen Schultern fort, trotz seinem Blöken und dem der ganzen Heerde, welche Abschied von ihm nahm. Ein Gefühl von Rache wegen der Störung, die ich die ganze Nacht hatte erdulden müssen, machte mich unempfindlich gegen diese Schreie der Natur."

Derselbe steile Pfad, den *Laborde* ins Gebirge hinaufgestiegen war, brachte ihn wieder zu seinen Kameelen und Führern, die ihn mit grofser Besorgnifs vermifst hatten. Zwei Jäger, die sich seit einigen Tagen in den Gebirgen herumgetrieben, kamen, als sie von weitem das Feuer der kleinen Karawane bemerkt hatten, herbei, um etwas Kaffeh zu erhalten. Aus dem Gespräch mit ihnen ging hervor, dafs sie vollkommen mit der Halbinsel bekannt waren, und da sie zugleich ein ehrliches Gesicht hatten, so nahm sie *Laborde* zu Führern an.

Man zog nun das *Wady Hebran* abwärts, auf einem tiefen Pfade zwischen ungeheuern Granitbergen, wo ein zufälliges Vorkommen von Wasser auf der Bodenfläche einigen dem Auge wohlthuenden Pflanzenwuchs hervorgerufen hatte. Selbst eine kleine Gruppe von Palmen zeigte sich in einer Felsenvertiefung. Das Thal mündete sich

in die Ebene *Gaa*, welche steil gegen das Meer abfällt. Ein nach Norden streichender Bergrücken bildet die westliche Gränze dieser weiten Ebene. An der Stelle, wo er gegen Süden aufhört, und in den Vertiefungen, welche die Wasserströme gemacht haben, ist eine grofse Palmenpflanzung, in deren Mitte man einige Wohnungen bemerkte, die zwar ärmlich genug aussahen, aber in Vergleich mit dem Aufenthalt in der Wüste unserm Reisenden doch manche Bequemlichkeit vermuthen liefsen. Dieses Thal wird vorzugsweise das *Wady* genannt. Die Häuser gehören Einwohnern von *Tor*, welche sich der Fieber wegen einen Theil des Jahres von der Meeresküste hieher zurückziehen.

Nach einigen Erfrischungen, welche dem Reisenden hier angeboten wurden, begab er sich über eine sumpfige Strecke weiter und erreichte die ärmlich und verfallen aussehende Stadt *Tor*, die einzige im Steinigen Arabien noch vorhandene und der einzige Platz an der Küste, wo Schiffe einen sichern Hafen finden und gutes Wasser einnehmen können. Auch verdankt die Stadt ihre Fortdauer nur diesen zwei Eigenschaften; ihr Verfall aber ist dem Verluste ihres Handels zuzuschreiben. Die Einwohner sind mit den Schiffen verschwunden, die ehemals diesen Hafen stark besuchten. Nur selten läuft noch eines hier ein, was gerade jetzt, wo *Laborde* hieher kam, der Fall war. Die Mannschaft begab sich, während Trinkwasser eingenommen wurde, nach der bei

El Burg befindlichen warmen Quelle, um sich daselbst zu baden. Sie bestand, mit Ausnahme des Capitains und Steuermanns, sämmtlich aus Negern.

Die Mönche vom Berge *Sinai* besitzen etwa drei Viertelstunden von Tor ausgebreitete Palmenpflanzungen, für deren Cultur sie den Arabern einen Zins entrichten. Die Aernte wird auf Kameelen nach dem Kloster gebracht, wo man aus den Datteln ein geistiges Getränk zum gewöhnlichen Gebrauch der Klosterbrüder bereitet. Ein einzelner Mönch bewohnt als Aufseher das kleine Fort *El Burg (El Bourg)*, welches an einer Ecke der Ringmauer errichtet ist. Obschon er die Vorsicht gebraucht, stets die Leiter, auf welcher er in seine Wohnung steigt, hinter sich herzuziehen, so wird er doch häufig gezwungen, den Erpressungen der Araber, die für ihren Schutz Brod und andere Lebensmittel verlangen, nachzugeben.

Die Pilger, die sonst auf ihrem Wege nach dem Kloster Sinai über *Ciaa*, *Tor* und *Wady Seleh* hieher kamen, sind der Meinung gewesen, dafs hier das in der Bibel erwähnte *Elim* der 70 Palmen zu suchen sei. *Laborde* bemerkt aber, dafs die Verhältnisse der Entfernungen zu wenig mit den Angaben der heiligen Schrift übereinstimmen, als dafs man, blofs der vorhandnen Palmen wegen, diese Stelle für das eigentliche *Elim* halten könnte.

Südlich von Tor, an der andern Seite des Hafens, ist ein ganz in Ruinen liegendes kleines

Fort, nach demselben Plane errichtet, wie die von *Akaba*, *Nackel*, *Moilah* und im *Wady Irtum*. Da zur Fluthzeit das Wasser bis an die Mauern geht und nichts darauf hindeutet, dafs das Fort ursprünglich im Meere selbst erbaut gewesen, so dient dies unserm Verfasser in Verbindung mit andern Umständen zum Beweise, dafs der Spiegel des Rothen Meeres sich nicht verändert habe und die jetzige Seichtigkeit seiner Häfen, so wie die Entfernung vieler Städte vom Meeresufer, die sonst nahe an demselben gelegen, nur durch Sandanschwemmung entstanden seien.

Von *Tor* wandte sich *Laborde* südöstlich, längs der Küste gegen das *Ras* (Vorgebirge) *Mohammed*, die südlichste Spitze der Halbinsel. Gewöhnlich nehmen diesen Weg die Mekka-Pilger, die Kaufleute und vorzüglich die Kuriere des Pascha, wenn widrige Winde sie im Hafen von *Sherm* zurückhalten. Hier erwarten sie die Stämme der Araber mit ihren Kameelen und in sechs Tagen (?) sind sie in Kairo. Die aus Muschelkalk bestehende Landspitze *Ras Mohammed* ist in beträchtlicher Entfernung sichtbar und erscheint über dem blauen Meeresspiegel als eine weifse Masse. *Laborde* hielt sich, um alle topographischen Einzelnheiten genau aufzunehmen, fast eine ganze Woche hier auf. Aufser einigen Fischerhütten und einem Ruinenhaufen auf einer kleinen Insel, wahrscheinlich Ueberreste eines Leuchtthurms, fand er indefs nichts besonders Merkwürdiges.

Von dieser Stelle wandte sich *Laborde*, immer an der Küste bleibend, nach *Scherm el Beit*, einer kleinen Bucht, die diesen Namen von einem in Trümmern liegenden Gebäude am Fuſse des Gebirges führt. Nachdem einige vorspringende Felsen überstiegen waren, ging es abwärts zur Küste, nach *Scherm el Bir*. Einige Brunnen, von spärlichem Gewächs beschattet, bieten hier dem durstigen Seefahrer und Wanderer ein brakisches, ganz ungenieſsbares Wasser. Selbst die Araber verschmähen es; doch dient es den Kameelen zur Löschung ihres Durstes. Während die Schläuche zur Fortsetzung der Reise gefüllt wurden, kam ein junges Araber-Mädchen mit einer Ziegenheerde, um diese ebenfalls zu tränken. Die Führer muſsten, nach dem Wunsche unsers Reisenden, das Mädchen zuerst bedienen. Er wünschte auf diesem klassischen Boden des biblischen Alterthums ein Beispiel von dem zu sehen, was die heilige Schrift in Beziehung auf Sitten und Gebräuche der damaligen Zeit berichtet; namentlich erinnert er an die Stelle im 2. Buch Moses, 2. Cap., 16. — 19. V.

Diese ganze öde Strandgegend war mit Muscheln bedeckt, welche das Meer ausgeworfen hatte. Der Weg von *Scherm* weiter nordwärts zeigte sich in topographischer Beziehung von gröſster Wichtigkeit. Denn indem *Laborde* alle die Thäler durchschnitt, welche sich an dieser Seite des Gebirges theils nach Osten, theils nach Westen erstrecken, erhielt er ein getreues Bild von dem

ganzen Baue des Landes, dessen Einzelheiten sich dann leicht ergänzen liefsen. Unter den Skizzen, welche er von merkwürdigen Gegenständen entwarf und von denen bei weitem nicht alle, wie er sagt, dem Werke beigefügt worden, erwähnt er auch die Abbildung einer *Dattelpalme* in ihrem natürlichen wilden Zustande, die er im obern Theile des *Wady Seleh* antraf. „Wir stellen uns" — sagt er — „den Stamm einer Palme stets so vor, dafs er bis zu einer gewissen Höhe emporschiefst, und dafs sich nun seine krummen Aeste nach allen Seiten ausbreiten, von welchen dann die Datteln, wie Korallen glänzend, anmuthig herabhangen. Wir bedenken aber nicht, dafs all diefs Zierliche blofs ein Werk der Kunst ist, die Natur aber, unbekümmert um äufsern Schmuck, nur die Erhaltung des Baumes zum Zwecke hat. Die erwähnte Abbildung stellt eine Palme dar, wie man sie im wilden Zustande findet. Indem sie von Jahr zu Jahr höher und stärker wird, bildet sie aus ihren abgestorbnen Aesten gleichsam eine dichte Wand um sich her und ersteht, so zu sagen, immer neu aus ihren eignen Trümmern. Durch Vernachlässigung der Araber in der Wüste, welche jede Art von Pflanzenkultur als unter ihrer Würde ansehen, bilden diese wilden Palmen zuweilen ganze undurchdringliche Wälder. Häufiger aber werden sie einzeln, nahe bei einer Quelle angetroffen; sie geben auf diese Weise dem durstigen Wanderer schon in der Entfernung ein willkommenes Zeichen, dafs er hier

Wasser zur Erfrischung und ein schattiges Ruheplätzchen finden werde.“

Immer nordwärts durch eine Reihe von Thälern fortgehend, wurde man bald des *Sinai* ansichtig. Nachdem ein beträchtlicher Bergrücken überstiegen war, der die zwei grofsen Hauptausgänge der Halbinsel (das *Wady Scheick*, gegen den Busen von Suez, und das *Wady Zackal*, nach dem Busen von Akaba), bildet, erblickte der Reisende das Kloster *St. Katharina*, einsam zwischen majestätischen Bergen, die es nach allen Seiten einschliefsen. Zur Linken erhebt sich der Berg *Horeb*, eine Verlängerung des Sinai, und in der Ferne breitet sich die Ebene aus, wo das Volk *Israel* auf der Reise durch die Wildnifs sein Lager aufgeschlagen hatte.

Das Kloster vom Sinai steht zwischen dem Berge St. Epistemus in Nordosten und dem Horeb in Südwesten. Es ist in Form eines länglichen Vierecks gebaut und hat nur ein einziges grofses Thor, welches sich nach Nordwesten öffnet. Die nordwestliche und die südöstliche Seite oder Mauer ist jede 204 altfranzösische Fufs lang; die zwei andern Seiten in Nordosten und Südwesten, haben 240 Fufs Länge, und bestehen vornehmlich aus grofsen Quadersteinen, deren jeder sechs Fufs ins Gevierte hat. Die Höhe der Mauern ist ungleich, da sie von den Unebenheiten des Bodens abhängt. An der westlichen Ecke beträgt sie 45 Fufs. Da das Hauptthor stets geschlossen und verrammelt ist, um vor Ueberfällen von Seiten

der Araber gesichert zu seyn, so mufs man, um in das Kloster zu gelangen, sich in einen Korb setzen, welcher aus einer Höhe von 30 Fufs durch ein Fenster auf der nordöstlichen Seite an einem Seile hinabgelassen wird.

Laborde war angenehm überrascht, nach einem so langen Aufenthalt in der Wüste, wieder einmal ein ordentliches, bequemes und reinliches Gebäude zu betreten, und sich unter einer Anzahl heiter und gesund aussehender Mönche zu befinden. Das Kloster enthält 8 bis 10 kleine Höfe, worunter einige als Gärten benutzt werden und mit Dattelpalmen, Cypressen und Weinstöcken bepflanzt sind, während man auf zierlich angelegten Beeten allerlei Küchengewächse und Blumen zieht. Die Eintheilung des Innern ist sehr unregelmäfsig und konnte, in Ansehung des abhängigen Bodens, auf welchem das Gebäude steht, auch wohl nicht anders gemacht werden. Alles aber ist sehr nett und reinlich. Eine Menge kleiner Zellen sowohl in den obern als untern Stockwerken, waren zu der Zeit als *Burckhardt* das Kloster besuchte, nicht bewohnt. Das Hauptgebäude im Innern ist die grofse Kirche, welche, wie das Kloster selbst, vom Kaiser *Justinian* gebaut worden, aber in der Folge vielen Erneuerungen und Ausbesserungen unterworfen gewesen ist. Die Gestalt der Kirche ist ein längliches Viereck. Das Dach wird von einer doppelten Reihe schöner Granitsäulen getragen, welche ganz überweifst worden sind, vielleicht weil die natürliche Farbe

des Granits den Mönchen, die ohnehin auf allen Seiten Granitfelsen erblicken, nicht angenehm war. Die Kapitäler der Säulen sind nach verschiedenen Mustern gearbeitet; einige sehen wie Palmenzweige aus, während andere die letzte Periode des ägyptischen Baustyls, wie man ihn auf der Insel Philä und in verschiednen Tempeln Nubiens findet, nachahmen. Die Kuppel über dem Altar ist noch so wie sie *Justinian* gebaut hat, dessen und seiner Gemahlin *Theodora* Bildnisse, nebst einem grofsem Gemählde der Verklärung Christi, welcher zu Ehren das Kloster erbaut wurde, noch am Deckengewölbe zu sehen sind. Unzählbare silberne Lampen, Malereien und Heiligenbilder schmücken die Wände rings um den Altar. Der Boden der Kirche ist mit schönen Marmorplatten getäfelt.

Die Kirche enthält auch den Sarg, in welchen die Gebeine der *heiligen Katharina* von dem benachbarten gleichnamigen Berge, wohin der Legende zufolge die Engel ihren Leichnam getragen hatten, beigesetzt sind. Auch nimmt der silberne Deckel eines andern Sarkophags die Aufmerksamkeit in Anspruch. Man erblickt darauf das lebensgrofse Bildnifs der russischen Kaiserin *Anna*, welche diesen Sarg dem Kloster schenkte und, wie *Burckhardt* erzählt, den Wunsch hegte, nach ihrem Tode hier darin beigesetzt zu werden, wozu aber die Mönche ihre Einwilligung nicht gaben. In einer kleinen Kapelle neben der Kirche zeigt man die Stelle, wo Jehovah dem Moses in dem brennenden Busche erschien. Aufser der gro-

fsen Kirche sind hier noch 27 kleine Kapellen innerhalb der Klostermauern vorhanden; in vielen derselben wird täglich und in den andern wenigstens jeden Sonntag Messe gelesen.

Ehemals hatte das Kloster in seiner Einrichtung viel Aehnlichkeit mit dem vom *heiligen Grabe* in *Jerusalem*, welches Kirchen verschiedner christlicher Religionspartheien enthält. Dasselbe war, mit Ausnahme der Lutheraner und Calvinisten, auch im Kloster vom *Sinai* der Fall. *Burckhardt* fand noch die Kapellen der Syrischen, Armenischen, Coptischen und Lateinischen Christen, welche aber schon längst aufgehoben waren. Die der Letztern verfiel schon am Ende des XVII. Jahrhunderts und ist nicht wieder aufgebaut worden. Noch merkwürdiger aber als die Menge so vieler Kirchen ist eine *mohammedanische Moschee*, welche dicht neben der grofsen Kirche steht und so geräumig ist, dafs an 200 Menschen darin Platz haben. Sie soll im XVI. Jahrhundert erbaut worden seyn, um sich den Arabern gefällig zu bezeigen und das Kloster vor Zerstörung zu bewahren.

Die Klosterregeln, besonders in Rücksicht auf Essen, Trinken und Beten, sind sehr streng. Die Ordensmänner müssen zweimal am Tage und zwei Mal in der Nacht der Messe beiwohnen. Das ganze Jahr hindurch dürfen sie kein Fleisch essen, und in der grofsen Fasten dürfen sie sogar weder Butter noch Milch geniefsen, und selbst der Fische und des Oels müssen sie sich enthalten.

Vier Tage in der Woche sind ihnen zu jener Zeit nur Brod und gekochtes Gemüse erlaubt. Das Letzere gewinnen sie selbst in den erwähnten Gärten und in einem gröfsern Garten neben dem Kloster, zu welchem ein unterirdischer Gang führt. Der Boden ist zwar felsig, aber wenn unter diesem Klima nur hinlänglich Wasser vorhanden ist, so gedeiht Alles vortrefflich. Das Obst ist von der herrlichsten Beschaffenheit. Orangen, Citronen, Mandeln, Maulbeeren, Aprikosen, Pfirschen, Birnen, Aepfel, Oliven und einige Cypressen umgeben die Beete, auf welchen Melonen, Bohnen, Salat, Zwiebeln, Gurken etc. gezogen werden. Dieser Garten wird indessen nur selten von den Mönchen besucht, ausgenommen von denen, welche seine Pflege zu besorgen haben. Denn wenn ihn auch hohe Mauern umgeben, so ist er doch den Beduinen nicht unzugänglich, welche in den letzten drei Jahren, ehe *Burckhardt* das Kloster besuchte, sich alles Obst zugeeignet und nur das Gemüse den Mönchen gelassen hatten, so dafs diese genöthigt waren, ihr eignes Obst von den Plünderern zurückzukaufen, oder sich dergleichen aus andern Theilen der Halbinsel zu verschaffen.

Bei der vortrefflichen Luft dieser Berggegend und der einfachen Lebensweise der Klosterbrüder sind Krankheiten sehr selten. Viele erreichen im Besitz aller geistigen und körperlichen Kräfte ein hohes Alter. Jeder hat ein bestimmtes Handwerk gelernt, und das Kloster ist dadurch unabhängig

von Aegypten geworden. Unter den 23 Mönchen, welche *Burckhardt* hier fand, (— in älterer Zeit waren ihrer 300, wenigstens hat das Kloster so viel Zellen —) zählte man einen Koch, einen Destillateur, einen Bäcker, einen Schuhmacher, einen Schneider, einen Zimmermann, einen Schmiedt, einen Maurer, einen Gärtner, einen Lichtzieher etc. etc. Die Lebensmittel werden in grofsen Gewölben aufbewahrt, die von Granit erbaut sind. Von Brod hat man drei Sorten, eine sehr feine, blofs zum Gebrauche des Klosters, und zwei geringere für die Beduinen, welche hier gespeist werden. Branntwein macht man, wie schon oben erwähnt, aus Datteln und sein Genufs ist selbst in der grofsen Fasten erlaubt.

Die meisten Mönche sind Eingeborne der *griechischen Inseln*. In der Regel bleiben sie nur vier oder fünf Jahre im Kloster und kehren dann ins Vaterland zurück, stolz darauf, für den christlichen Glauben unter den Beduinen gelitten zu haben. Der genannte Reisende fand indessen einige, welche schon vierzig Jahre hier waren. Eine kleine Zahl unter ihnen verstand Arabisch, aber keiner konnte es schreiben oder lesen. Da sie zu den untern Klassen der Gesellschaft gehören und nur im Kloster auferzogen worden, so sind sie äufserst unwissend. Selbst das neuere Griechisch konnten sie, ausgenommen ihre gewöhnlichen Gebetbücher, nicht fertig lesen, und *Burckhardt* fand nur einen Einzigen, welcher einige Kenntnifs vom Altgriechischen hatte. Die Biblio-

thek des Klosters enthielt etwa 1500 Bände griechischer Werke und 700 arabischer Handschriften. Die Letztern bestanden sämmtlich in Gebetbüchern, Abschriften der Evangelien, Heiligen-Legenden, Liturgien u. dergl. Ein starker Folioband, welcher die, der arabischen Ueberlieferung zufolge, vom altägyptischen Könige *Hermus* herausgegebnen Werke von *Lokman* enthielt, war das einzige Buch, welches die Aufmerksamkeit des genannten Reisenden an sich zog. Der Prior wollte ihm indessen nicht gestatten, es mit sich zu nehmen, machte ihm aber ein Geschenk mit einem schönen Exemplar der *Odyssee* und einem nicht minder schönen der *Anthologie*. In dem ehemaligen Wohnzimmer des Erzbischofs, welches sehr zierlich mit Marmor getäfelt und überhaupt geschmackvoll eingerichtet, gegenwärtig aber unbesetzt ist, wird eine ungemein schöne alte Handschrift der *Evangelien* in griechischer Sprache aufbewahrt. Sie soll dem Kloster vom Kaiser *Theodosius* geschenkt worden seyn, und ist mit goldnen Buchstaben auf feines Kalbspergament geschrieben und mit Bildnissen der Apostel verziert.

Bei aller Unwissenheit dieser Mönche sind sie dennoch sehr vergnügt, wenn Fremde sie in ihrer wilden Einsamkeit aufsuchen. *Burckhardt* sagt, dafs er weit herzlicher von ihnen empfangen worden sei als in den Klöstern am *Libanon*, welche alle Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens besitzen. Die Mönche vom *Sinai* sind selbst in gewissen Fällen grofsmüthig. Drei Jahre zu-

vor, ehe Burckhardt sie besuchte, war ein serbischer Abenteurer in sehr dürftigen Umständen hieher gekommen, der sich für einen Geistlichen und Vertrauten der russischen Regierung ausgegeben hatte. Das Kloster schenkte ihm 60 spanische Thaler, damit er seine Rückreise bis *Alexandrien* bestreiten könne.

„Gegenwärtig" — heifst es weiter bei *Burckhardt* — „wird das Kloster nur selten besucht. Einige Griechen aus *Kairo* und *Suez* und die Bewohner von *Tor*, die sich jeden Sommer hier aufhalten und mit ihren Familien im Garten lagern, sind die Einzigen, welche es wagen, die Reise durch die Wüste zu unternehmen. Noch im verflossenen Jahrhunderte kamen ganze Pilger-Karawanen sowohl von *Kairo* als von *Jerusalem* hieher. Einem von den Mönchen aufbewahrten schriftlichen Verzeichnisse zufolge sind an einem gewissen Tage allein 800 Armenier von *Jerusalem*, und an einem andern 500 Kopten von *Kairo* angekommen. Gegenwärtig glaube ich, dafs man für das ganze Jahr nicht mehr als 60 bis 80 Fremde rechnen darf, die das Kloster besuchen. In dem kleinen aber saubern Gemach, welches ich bewohnte und welches der Prior jedem Gaste anweist, der einige Auszeichnung verdient, fand ich die Namen der neuesten Reisenden aus Europa, welche das Kloster besucht haben."

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu *Laborde* zurück. Um seine Forschungen in diesem Theile der Halbinsel zu vollenden, mufste er

auch den *Berg Sinai* besteigen. Keiner von den Klosterbrüdern mochte ihn persönlich dahin begleiten; sie gaben ihm aber einen von ihren arabischen Dienstleuten mit, welcher als Führer und zugleich als Träger der nothwendigsten Erfordernisse zu dieser beschwerlichen Wanderung dienen sollte. Der Weg zum Gipfel des Sinai führte durch eine Schlucht an der südwestlichen Seite des Berges. Die Mönche hatten ehemals aus grofsen Steinplatten eine ziemlich gute Treppe errichtet, auf welcher man bequem hinauf steigen konnte. Diese ist indessen nach und nach durch Regengüsse sehr beschädigt worden, und da man seit vielen Jahren alle Ausbesserungen unterlassen hat, so bietet die Treppe an vielen Stellen den Anblick einer Ruine dar. Kurz zuvor, ehe man den Fufs des Sinai erreicht, (welcher sich über dem Horeb, wie hinter einer Brustwehr erhebt) zeigt sich eine Thüre, in der Form eines gewölbten Bogens, auf dessen Schlufssteine ein Kreuz ausgehauen ist. Nach einer unter den Mönchen erhaltnen Sage, die durch die Wallfahrer noch weiter verbreitet worden, soll ein Jude, welcher den Berg Sinai besteigen wollte, durch ein eisernes Kruzifix mitten im Wege aufgehalten worden seyn. Um dieses Hindernifs zu beseitigen, liefs er sich an der Quelle des Baches, welcher das Thal durchströmt, sogleich taufen. Auch pflegte sonst ein Geistlicher des Klosters sich an dieser Thüre aufzuhalten und die Pilger zur Beichte bei ihm *zu nöthigen*, welche demnach das Ziel ihrer

Wallfahrt nicht erreichen konnten, ohne vorher vollständige Absolution erhalten zu haben.

Noch durch eine andere Thüre dieser Art mufste Laborde gehen, ehe er zu einer kleinen flachen Stelle gelangte, von wo er den Gipfel des Sinai und die zwei Gebäude darauf erblicken konnte. Das zunächst liegende ist eine verfallne Klosterkirche, das entferntere eine Moschee. Auf der erwähnten Ebene erhebt sich jetzt nur noch eine Cypresse, während nach Berichten vom Jahre 1722 zwei Cypressen und drei Oelbäume hier standen.

Der letzte Weg zum Gipfel des Berges war steil und sehr beschwerlich zu ersteigen. Bei jeder Felsenkluft oder sonst einem hervorspringenden Theile des Berges wurde ausgeruht, um die Sagen und Legenden zu vernehmen, mit welchen die erfinderischen Mönche diese Stellen bedacht, und welche sich auch unter den Arabern fortgepflanzt haben. Die Luft auf dem Gipfel war aufserordentlich rein. In der Nähe suchte das Auge vergebens einen bemerkenswerthen hervorstechenden Gegenstand. Ueberall lagen rings um den Berg her Felsenmassen durch einander und verschwanden in der Entfernung wie ein Meer von tobenden Wogen. Indessen konnte man deutlich das *Rothe Meer*, die Gebirge von *Afrika* und noch einige andere ferne Berge, die durch ihre Gestalt kenntlich waren, unterscheiden.

Die Ruinen der Moschee, bemerkt *Laborde*, sind nebst denen der christlichen Kirche auf die-

sem grofsen Schauplatz der drei Haupt-Religionen des Erdbodens, ein trauriger Beweis von der Gleichgiltigkeit der Menschen, in Beziehung auf Glaubenslehren, welchen sie einst mit dem gröfsten Feuereifer anhingen. Zu der Zeit, als *Frescobaldi* (1384) diesen merkwürdigen Berg besuchte, war die Kirche mit Gemälden verziert und hatte eine eiserne Thüre. Auch als *Peter Peion*, 1550, und später, 1598 der Böhme *Harant von Poltschitz* sie besuchte, war die Thüre noch da. Aber die Pilger hatten die Wände bereits mit ihren Namen und allerlei Bemerkungen, wie man sie überall an stark besuchten Plätzen zu finden pflegt, voll geschrieben. Im Jahre 1610 fand *Sandy* die Kirche schon verlassen und im baufälligsten Zustande.

Auf der Rückreise vom *Sinai* nach *Kairo* schlug *Laborde* einen ganz andern Weg ein als den, auf welchem er nach *Akaba* gekommen war. Er besuchte den *Dschebel Serbal*, ein hohes Granitgebirge, welches in seinen tief eingeschnittenen Thälern viele Ruinen von Klöstern, verödete Gärten und verfallne Treppen enthält, die einst mit wundersamer Beharrlichkeit in den Felsen ausgehauen worden, um dem Pilger jede Erleichterung in der Ausführung seines frommen Vorhabens zu gewähren. „Da diese Gebirgsgegend" — sagt *Laborde* — „ziemlich entfernt von der gewöhnlichen Strafse liegt, welche Pilger und Reisende einzuschlagen pflegen, so ist sie natürlich ihrer Aufmerksamkeit entgangen. Indessen ver-

dient sie, trotz allen mit einer solchen Wanderung nothwendig verbundenen Beschwerlichkeiten, dennoch besucht zu werden, obschon es nichts weiter zu bewundern giebt, als prachtvolle und seltsame Felsgebilde, die tiefe Stille, welche ringsum herrscht, und die Ueberreste jener bescheidnen Einsiedeleien, die uns an die Zeiten erinnern, wo religiöse Schwärmerei so manchen Pilger aus ferner Heimath hieher führte und ihn mitten in dieser weiten Einöde sein Leben ruhig und glücklich beschliefsen liefs."

Der Rückweg ging abwärts durch das *Wady Scheick*, welches hier den Namen *Faran* annimmt und mitten in seinen überschwänglich fruchtbaren Fluren die Ruinen einer alten Stadt enthält, deren Name (*Pharan*, auch *Phara*,) häufig in der Geschichte vorkommt.*) Man zog längs der Thalvertiefung hin, welche als Abzugskanal für alle Gewässer des *Serbal* und der Gebirge gegen Norden bis auf eine Entfernung von mehr als 12 Stunden weit dient. Endlich kam man zu einer Ecke, wo der Weg in das *Wady Mokatteb* einlenkte.

Dieses letztere Thal ist wegen seiner Inschriften berühmt, die seit mehr als hundert Jahren die Aufmerksamkeit der Reisenden an sich gezogen haben. *Das Wady Mokatteb*, eine Fortsetzung verschiedener Bergschluchten, unter welchen das *Wady Magara* die merkwürdigste ist, unter-

*) Bei *Ptolemäus*, *Stephanus Byzantinus*, auch, als *Paran*, im 5. *Buch Mosis*, I., 1.

scheidet sich sehr von den meisten übrigen Thälern der Halbinsel, namentlich von *Scheick*, *Feiran* und *Zakal*. Der Boden dieses Thales ist in grofsen Massen von Quadersandsteinen ausgehöhlt, die sich längs dem Fufse hoher Granitberge ausdehnen. Die strömenden Bergwässer, so wie die Feuchtigkeit der Atmosphäre bewirken, dafs nach und nach die Grundlage dieser mürben Felsmassen unterwaschen und ausgehöhlt werden, so dafs sie zusammenfallen und eine sanfte und gleichförmige Oberfläche zurücklassen. Der erste Anblick dieser Felsengebilde ist sehr überraschend und erklärt die grofse Menge von Inschriften, die man in diesem Thale antrifft, während in andern nur hie und da zerstreut dergleichen gefunden werden.

Die frühesten Nachrichten über die s. g. *Sinaitischen Inschriften* haben *Cosmas* (in der *Topographia Christiana*), *Belon*, *Neitschitz*, *Monconys* und *Kirscha* mitgetheilt; indessen waren sie von geringer Wichtigkeit und bezogen sich nur auf einige wenige Inschriften, wie sie in jedem Thale der Halbinsel, besonders in der Umgebung des *Sinai* zu finden sind. Im Jahre 1722 nahm der Superior der *Franziskaner*, als er von dem Kloster am Sinai, das er mit mehren andern Geistlichen besucht hatte, zurückkehrte, seinen Weg durch das *Wady Mokatteb*. Er erstaunte nicht wenig, zwei Reihen von Felsen mit Inschriften zu erblicken, die sich eine ganze Wegstunde weit ausdehnten. Seine eignen Worte bei dieser Gelegenheit sind: „Diese Berge heifsen *Dschebel*

el Mekatteb, d. h. die *Beschriebenen* (mit Schrift bedeckten) *Berge*. Sobald wir die Berge von *Faran* verlassen hatten, zogen wir eine ganze Stunde lang an andern vorüber, die mit Inschriften in einer unbekannten Sprache bedeckt waren, deren Charaktere man in dem harten Marmorfelsen an manchen Stellen wohl in einer Höhe von 10 bis 12 Fufs über dem Boden erblicken konnte. Und obgleich Leute unter uns waren, welche Arabisch, Griechisch, Hebräisch, Syrisch, Koptisch, Lateinisch, Armenisch, Türkisch, Englisch, Illyrisch, Teutsch und Böhmisch verstanden, so hatte doch keiner von uns auch nur die geringste Kenntnifs von den Schriftzügen, die in diese Felsen mit so unsäglicher Mühe eingegraben worden, und zwar in einer Gegend, wo es weder etwas zu essen noch zu trinken giebt. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dafs diese Charaktere tiefe Geheimnisse enthalten, und dafs sie lange vor der Geburt Jesu Christi von den Chaldäern oder andern Leuten in diese Felsen eingegraben worden seyn mögen."

Obschon diese Beschreibung in Ansehung der Beschaffenheit der Felsmassen, welche keineswegs harter Marmor, sondern mürber Sandstein sind, sehr unrichtig ist, so erregte sie doch zu einer Zeit, wo alles mit der heiligen Schrift zusammenhangende von der gröfsten Wichtigkeit war, das lebhafteste Interresse. Der irländische Bischof von Clogher, *Robert Clayton*, bot Jedem, der nach der Peträischen Halbinsel reisen und eine Copie dieser Inschriften zurückbringen würde, eine an-

schnliche Geldbelohnung an. Seiner Meinung nach mufsten sie noch aus den Zeiten der Israeliten herstammen, als diese aus Aegypten durch die Wüste nach Canaan zogen. — *Pococke* und nach ihm *Montague*, brachten wirklich Abschriften davon nach Europa; aber was man von ihnen darüber erfuhr, war höchst ungenügend. Auch *Niebuhr*, welcher 1762 Arabien besuchte, nahm Copien von den Sinaitischen Inschriften. Vierzig Jahr später copirten die Herren *Coutelle* und *Rozière* 75 derselben. Aehnliches geschah in den Jahren 1808 bis 1820 durch *Seetzen*, *Burckhardt* und *Henniker*. Zuletzt machte *Grey* (in den *Transactions of the Royal Society*, 1832) nicht weniger als 187 Inschriften bekannt, die er 1820 im *Wady Mokatteb* und dessen Umgebungen abgezeichnet hatte. Darunter sind 9 griechische und eine lateinische.

Die Inschriften selbst sind auf den röthlichen Steinflächen mehr eingeritzt als eigentlich ausgehauen. Die Unregelmäfsigkeit der Zeilen verräth, wie ungeschickt die Leute waren, die ihr Andenken auf diese Weise zu verewigen suchten. Verschiedene Sprachgelehrte haben sich vergebens bemüht, die Inschriften zu übersetzen. Ehe diefs vollständig gelingen kann, müssen noch gröfsere Fortschritte als bisher in der Kunde der alten Schriftzüge und der Sprachen des Morgenlandes gemacht werden. Meistens nimmt man jetzt an, dafs sie von Wallfahrern nach dem Berge *Sinai*, und zwar beiläufig aus dem sechsten Jahrhunderte

nach Christi Geburt herrühren. Die Abbildungen von Menschen und Thieren, welche neben und unter den Schriftzügen vorkommen, sind zum Theil eben so alt, als diese Letztern selbst; andere mögen aus neuern und selbst aus unsern Zeiten stammen. Alle verrathen das Kindesalter der Kunst, wenn überhaupt von Kunst hier die Rede seyn kann. In diesen Ländern scheinen die ersten Versuche und das Rückschreiten in der Zeichenkunst zusammen zu fallen, ohne dafs ein Zeitpunkt der Blüthe oder des Stillstandes zwischen Beiden zu bemerken gewesen wäre. Der Beduine wird, indem er seine weidenden Kameele bewacht, noch ebenso Menschen und Thiere auf die Felswände zeichnen, wie es seine Vorfahren in uralter Zeit zu thun pflegten. Capitain *Tuckey* fand, als er den Flufs *Zaire* (oder *Congo*) in Afrika hinauffuhr, unterhalb *Lombe* neuere Skulpturen auf den Felsen, welche den ältesten Charakteren auf der Halbinsel ähnlich waren.

Laborde folgte der Richtung des Thales *Mokatteb* aufwärts und kam in das Thal *Magara*. Es haben hier in uralter Zeit Kupfer-Bergwerke bestanden, wovon man noch Spuren in einer langen unterirdischen Reihe von Pfeilern findet, welche man wahrscheinlich als Stützen der obern Felsdecke hat stehen lassen, die aber jetzt gröfstentheils in herabgestürzten Sandmassen vergraben *sind*. Man findet auch hier *hieroglyphische Inschriften*, welche die Arbeiter, entweder zum *Zeitvertreib* oder zur Erinnerung an merkwürdige

Begebenheiten, in die Felsenwände eingegraben haben. Die Karawane hielt in einer kleinen Ebene nächst dem Meere an, wo der Ueberlieferung nach die Israeliten durchgezogen seyn sollen. Hierauf ging es das *Wady Taibé* aufwärts und in kurzer Zeit befand sich der Reisende im Angesichte von *Suez*. Eine Barke kam herüber und brachte ihn nach kurzer Fahrt wieder an die Küste von Afrika, von wo er in 17 Stunden nach *Kairo* gelangte. „Ich mufste mich nun" — schliefst der Verfasser seinen Bericht — „von meinen *Tohrats* trennen, diesen herrlichen Menschen, welche mir auf der ganzen Reise die gröfste Freundlichkeit und Dienstwilligkeit bewiesen hatten. Namentlich war mir *Hussein* sehr zugethan. Er weinte, als er Abschied von mir nahm und ich mufste ihm versprechen, dafs ich einst wiederkommen und unter seinem Zelte von seinen Datteln essen und von der Milch seiner Kameele trinken wollte. Gott ist grofs! sagte er, vielleicht könnte ich einst in Unglück gerathen und aus meinem Vaterlande verbannt werden; dann sollte ich mich an Hussein erinnern. Er würde gewifs immer ein Zelt für mein Nachtlager, eine Ziege für meine Mahlzeit und Kameele in Bereitschaft haben, die mich zu den „Alten Steinen" bringen sollten."

II.

NEU - SEELAND.

NACH YATE. *)

Die unter dem Namen *Neu - Seeland* bekannten Inseln Australiens erstrecken sich von 34° 25′ bis 47° 20′ südlicher Breite und von 167° bis 178° östlicher Länge von Greenwich. Sie bestehen aus zwei grofsen, durch die Cooks-Strafse von einander getrennten Inseln und einer kleinern. Von den beiden grofsen Inseln ist uns die nördliche durch den berühmten Seefahrer, *James Cook*, unter dem einheimischen Namen *Eaheinomauwe* bekannt geworden. Die Engländ-

*) *An Account of New Zealand, and of the formation and progress of the Church Missionary Society's Mission in the Northern Island.* By the Rev. *William Yate*, Missionary of the Church Missionary Society, Second Edition. London, 1835. (Mit einer Karte der nördlichen Insel und 10 Abbildungen.) Der Verfasser hat sieben Jahre in Neu-Seeland gelebt.

der nennen sie *Nord-Insel (North Island)*. Die südliche grofse Insel heifst bei den Eingebornen *Tawaipunamu*, bei den Engländern die *Mittlere Insel*. Die kleinere Insel *Stewart* am südlichen Ende der vorigen wurde bis in neuere Zeiten für eine Halbinsel derselben gehalten. Sie ist aber durch die Foveaux-Strafse ganz davon getrennt und heifst nun auch die *Süd-Insel*. Aufserdem sind noch mehre andere kleinere Eilande längs den Küsten der gröfsern Inseln und in einiger Entfernung davon vorhanden, welche mit jenen zusammen den *Archipel von Neu-Seeland* bilden.

Die erste Entdeckung dieser Inseln wird allgemein dem holländischen Seefahrer *Tasman* (1642) zugeschrieben, welcher sie anfänglich *Staatenland* nannte, später aber ihnen den noch jetzt gebräuchlichen Namen beilegte. Man hatte sich indefs lange Zeit nicht um diese Inseln bekümmert, so dafs ihr Wiederauffinden durch *Cook* (auf seiner ersten Reise um die Welt, in den Jahren 1768 — 1771) für eine neue Entdeckung derselben gelten konnte. Die Aufnahmen, welche dieser grofse Mann von den Küsten und verschiedenen Häfen machte, gehören nebst seinen Karten davon noch unter die richtigsten, welche man besitzt, so dafs selbst die neuesten Aufnahmen im Wesentlichen nichts zu verbessern gefunden haben. „Ich verglich" — sagt der französische Seefahrer *Crozet* — „die Karte, welche ich von dem uns sichtbar und zugänglich gewor-

denen Theile der neuseeländischen Küste gezeichnet hatte mit der von *Cook* und seinen Offizieren gemachten Aufnahme, und fand die Letztern so äufserst genau und vollständig, dafs ich mein Erstaunen darüber nicht auszudrücken vermochte. Es ist die Frage, ob unsere französischen Küsten mit mehr Genauigkeit dargestellt seyn dürften.“ Auch die von dem englischen Seefahrer über die Sitten und Gebräuche der Einwohner mitgetheilten Nachrichten sind von bewundernswürdiger Richtigkeit, um so mehr, wenn man die kurze Zeit seines Aufenthalts in Neu-Seeland erwägt und die Nachtheile eines ersten Besuchs bei einem fremden Volke mit unbekannter Sprache und barbarischen Sitten, welches nie zuvor andere Menschen als die des eignen Stammes gesehen haben mochte. Viele spätere Reisende, durch gröfsere Vortheile begünstigt, sind zwar weitläuftiger, aber keinesweges genauer und richtiger in ihren Beschreibungen.

Kein Land in der Welt kann sich vielleicht gröfserer Naturschönheiten rühmen, als die herrlichen Inseln der südlichen Halbkugel, unter welchen Neu-Seeland einen der ersten Plätze einnimmt. Andere Gegenden besitzen vielleicht eine gröfsere Verschiedenheit des Klimas oder bringen eine gröfsere Mannichfaltigkeit süfslicher Tropenfrüchte hervor; aber keine wird Neu-Seeland in dem allgemeinen Ansehen des Landes, in Hinsicht auf reiche und mannichfach abwechselnde Landschaften, und überhaupt auf Alles, was in

der Natur dem Auge als schön und erhaben erscheint, übertreffen. In den südlichen Theilen der nördlichen Insel sind die ersten Gegenstände, welche die Blicke auf sich ziehen, die mit Wolken umgürteten oder mit Schnee bedeckten Gipfel der Gebirge, welche in riesenhafter Gröfse über die bescheidnern Hügel rings um sie her emporsteigen. Einige von diesen Bergen erheben sich mehr als 14,000 Fufs über den Meeresspiegel. Ihre Abhänge sind mit Waldungen von Stammholz bedeckt und ihr ganzes Aussehen ist auffallend reich und grofs. Zu dieser Klasse gehört der *Edgecombe (Mount Edgecombe)*. und der etwas niedrigere *Hikurangi,* welcher sich aus dem Thale von *Waiapu* erhebt und die herrliche Aussicht begränzt, die sich vom Meere aus, wenn man das Thal hinauf sieht, dem Auge darbietet. „Ich sah ihn" — bemerkt der Verfasser — „mit allen seinen Abwechselungen von Licht und Schatten; in seinen lieblichsten Formen bewunderte ich ihn; und wenn die von seinem Gipfel abwärts ziehenden schwarzen Wolken auf der Hälfte des Abhanges stehen blieben, so betrachtete ich mit Staunen die stille Majestät, mit welcher er die Last seiner Krone zu tragen schien."

Das ganze Land ist voller Hügel und Berge. Die Ketten streichen von Norden nach Süden. Einige sind kahl oder blofs mit Farnkräutern bedeckt, andere dagegen mit den herrlichsten Waldungen in mannichfaltigem und herrlichem Blätterschmucke bekleidet. Die Gipfel und Abhänge

einiger von diesen Bergen enthalten tiefe und furchtbare Höhlen. *Putahi* ist ein solcher Berg. Er liegt am westlichen Ufer des Sees *Mawe*, etwa auf der Hälfte des Weges von *Waimate* nach *Kaikohi*. Der Verfasser bestieg auf einer Reise nach dem letztern Orte den Gipfel dieses Berges, um die auf demselben und an den Abhängen befindlichen eilf Höhlen zu untersuchen. Die Oeffnungen sind ganz mit Strauchwerk bedeckt, so dafs es gefährlich ist, sich ihnen zu nähern. Nachdem das Gesträuch weggebrannt war, rollte man grofse Steine in eine von den Höhlen. Man hörte, wie sie von einem Absatze zum andern sprangen, bis sich das Echo in der Entfernung verlor oder man das letzte Geräusch vernahm, als sie auf dem Boden der Höhle in ein Gewässer fielen, welches in den See am Fufse des Berges abgiefst. Auch viele Leichen sah man in einigen dieser Höhlen. Die Eingebornen hatten sie, als an einen sichern Begräbnifsplatz, hieher gebracht. Andere enthielten die Ueberreste ermordeter Menschen, die sorglos, um das Einscharren zu ersparen, hineingeworfen worden waren. Alle diese Höhlen sind übrigens einander gleich und ihre Oeffnungen sind alle gegen den See gerichtet. Der Durchmesser einer solchen Oeffnung wurde gemessen und betrug beinahe 33 Fufs. Sie schien sich weiter einwärts, so weit das Auge in den dunkeln Abgrund zu schauen vermochte, allmählig zu verengern.

Es giebt noch viele andere solche Berge wie

der *Putahi*. Einer davon, welcher *Poherua* heifst, ist ganz und gar hohl. Es sieht aus, als ob der Gipfel durch einen gewaltsamen vulkanischen Ausbruch weggerissen worden wäre. Die äufsere Seite ist mit hohem Farnkraut und einer Baumgattung *Kahikatoa*, *(Leptospermum scoparium)*, welche eine weifse Blüthe und eine harte runde Beere trägt, bewachsen. Es leidet keinen Zweifel, dafs dieser Berg, wie auch der *Pukenui* und mehre andere in der nächsten Umgebung, ehemals ein Vulkan gewesen, dessen Ausbrüche das Land meilenweit mit Asche und Lava bedeckt haben mögen. Doch ist von diesen Stoffen nichts mehr vorhanden und nur die Verwüstungen, die sie angerichtet, geben Kunde von der alten Zeit. Es ist indessen noch jetzt ein grofser Vulkan, der *Tongariro*, zwischen Mahia oder dem Tafel-Cap und der Seeküste, in Thätigkeit. Man sieht diesen sehr hohen Berg in einigen Gegenden von *Waikato* in gewaltiger Entfernung. Dafs überhaupt die Eingeweide der Erde von vulkanischer Beschaffenheit sind, erkennt man an den zahlreichen warmen und schwefelsauren Quellen, welche innerhalb weniger (engl.) Meilen um den Fufs dieser Berge hervorsprudeln. Ein starker und übler Geruch verbreitet sich in der Nähe mancher dieser Quellen und der Boden ist ringsum sumpfig und hohl. Kein Pferd ist dahin zu bringen, dafs es auch nur einige Fufs über den Rand hinausginge, wo der Grund locker zu werden und der ungesunde Dampf der Quellen sich zu äufsern beginnt.

In der Nähe dieser schwefelhaltigen Wasser befindet sich eine merkwürdige *kalte* Quelle. Das Wasser ist klar, aber roth gefärbt, und wenn es eine Zeit lang ruhig steht, schlägt sich rothe Erde nieder, mit welcher die Eingebornen ihren Körper bemalen und auch die Kleider färben.

Neu-Seeland hat mehre grofse und schöne *Seen;* die bei *Rotorua* haben einen Durchmesser von 12 bis 15 (engl.) Meilen und die Quellen, aus denen sie ihr Wasser erhalten, sind stets warm. Mitten im Winter setzen sich die Bewohner der nächsten Umgebung ganze Stunden lang in diese Seen, um sich darin zu wärmen. Auch liegt ein recht schöner und klarer See zwischen der *Insel-Bay* und *Hokianga*, welcher fast 8 Meilen lang und nicht weniger als 6 Meilen breit ist. Er enthält eine zahlreiche Menge von einer Gattung Aale, die von den Eingebornen sehr geschätzt wird. Der Abflufs dieses Sees ist der kleine aber reifsende Flufs *Waitangi*, welcher eine Reihe tiefer Thäler durchströmt und sich zuletzt mittelst eines Falls von 20 Fufs senkrechter Tiefe in die Insel-Bay ergiefst.

Was die fliefsenden Gewässer betrifft, so ist *nördlich* von der *Themse (Thames)* keines, welches den Namen eines Flusses verdiente. Es sind Bäche, welche nur zur Bewässerung der Felder und Gärten dienen und den Einwohnern das nöthige Trinkwasser liefern. Auch ist kein einziges dieser fliefsenden Gewässer, etwa zur Fluthzeit ausgenommen, für ein Boot oder einen Kahn

schiffbar. Ein schöner rauschender Bach ist der *Kerikeri*, welcher seinen Weg hier durch eine weite und flache Ebene, dort durch ein tiefes und schattiges Thal nimmt, auch wohl Fälle von 90 bis 100 Fuſs macht und sich am Fuſse der Felsen in Schaum auflöst. Der *Mangakahia*, der *Punaketere*, der *Otaua*, der *Waima*, der *Waikari*, der *Kawakawa* und fast alle übrigen Bäche haben denselben Charakter. Sie entstehen und verstärken sich durch die vielen kleinen Wasserrinnen, welche Neu-Seeland auf eine so erstaunenswürdige Art durchziehen. Die *Themse*, deren Mündung etwa 100 Meilen von der Spitze der Insel-Bay liegt, ist ein prächtiger Fluſs, welcher von *Aotea* bis *Kopu*, einem festen Platze der Eingebornen, innerhalb der Meerenge, für Fahrzeuge von 100 bis 130 Tonnen schiffbar ist. Wenn man bis zu dem schmalen Theile des Flusses kommt, so findet man Schlammbänke, die aber bei niedrigem Wasser trocken liegen. Das niedrige Flachland an der weiten Mündung der Themse hat in Hinsicht auf landschaftliche Reize viel Aehnliches mit *Tonga* und den *Freundschaftsinseln*, obschon Klima und Pflanzenwuchs ganz verschieden sind. Aber in der Ferne gleicht die Kokospalme der letztern Inseln sehr der *Kahikatea* oder Weiſsen Tanne von Neu-Seeland; eben so erinnert der Anblick der weiten Flächen zu beiden Seiten des Flusses, auf welchen diese und andere Bäume wuchern, sehr an die Küsten der Freundschaftsinseln. Das Einzige, was den Genuſs dieses Anblicks vermin-

dert, ist die Schwierigkeit des Landens, welche, des an beiden Ufern angehäuften Schlammes wegen, nur bei hohem Wasserstande möglich ist. Von der Mündung 50 oder 60 Meilen aufwärts ist die Landschaft freilich sehr einförmig; man sieht auf der einen Seite nur Hügel und auf der andern nur eine unermefsliche waldbedeckte Fläche. Aber das Ganze ist so friedlich, so zum Nachdenken einladend und den Sturm der Leidenschaften beschwichtigend, dafs jedes für die Schönheiten der Natur nur einigermafsen empfängliche Gemüth sich diesen Eindrücken gewifs nicht entziehen kann. Unterholz und Flachs, nebst Röhricht und Gesträuch aller Art gedeihen aufs üppigste an den Ufern dieses prachtvollen Flusses. Enten und andere Wasservögel schwimmen munter und ungestört auf seiner stillen Oberfläche hin und sind so wenig scheu, dafs man sie vom Boote aus mit dem Ruder erreichen kann. Die ganze Atmosphäre ist mit Wohlgerüchen geschwängert; jede Luftwelle bringt süfse Düfte herbei; jeder Athemzug ist erquickend und belebend.

Auch weiter *südwärts* von der Themse sind Flüsse, die bemerkt zu werden verdienen, wie der *Waikato* an der westlichen Küste, und an der östlichen der *Waiapu*, welcher sich etwa 250 Meilen südöstlich von der Themse-Mündung in das Meer ergiefst. Letzterer ist an und für sich ein wasserarmer und unbedeutender Flufs, verdient aber um des schönen Thales willen, das er durchströmt, angeführt zu werden. Im Win-

ter nimmt er zwar ein aufserordentlich breites Bett ein; dieses ist aber im Sommer ganz ausgetrocknet. Ueberschwemmungen des Waiapu sind indessen sehr häufig, da er eine Menge Gebirgsbäche aufnimmt, welche sich oft urplötzlich ergiefsen, aber auch eben so schnell wieder versiegen. Der *Hokianga* ist, so weit die Fluth in ihm hinaufsteigt, ein schätzbarer Flufs, nimmt aber weiter landeinwärts denselben Charakter an wie der *Kerikeri* und andere Gewässer, die sich in die Insel-Bay ergiefsen.

Unter den vielen und schönen *Wasserfällen* ist der vorzüglichste der *Waianiwaniwa*, oder das „Regenbogen-Wasser," wie ihn die Eingebornen sehr poetisch nennen. Es ist diefs ein schöner Fall des Kerikeri, etwa zwei Meilen von der Missions-Station, die an den Ufern dieses Flusses liegt. Er setzt eben so sehr durch seine Gröfse in Erstaunen, als er das Auge durch seine Schönheit ergötzt. Das Wasser stürzt über einen Felsen, dessen senkrechte Höhe etwa 90 Fufs beträgt, und fällt in ein kreisförmiges Becken, dessen Einfassung aus losen, mit Wasserpflanzen und Moos überzognen Steinen besteht. Ueber denselben erheben sich Bäume und Sträuche der mannichfaltigsten Art, welche durch den Wasserdunst und Nebel beständig grün erhalten werden. Etwa 20 Fufs über dem Becken ist hinter dem Wasserfalle eine grofse Vertiefung in dem Felsen, aber so zugänglich, dafs Menschen hineintreten können, was dann, durch das schäumende

Wasser betrachtet, einen ganz eignen Anblick gewährt.

Andere, zwar kleinere, aber nicht minder schöne und romantische Wasserfälle sind der *Wairoa*, der *Waimakomako*, mitten im Walde *Puketotara*, der *Hararu*, an der Mündung des *Waitangi* u. s. w.

Im Innern des Landes sind eine Menge Sümpfe und Moräste, welche das Reisen äufserst unangenehm und zuweilen selbst gefährlich machen. Viele sind von unergründlicher Tiefe und ein falscher Schritt aufserhalb des betretnen Weges, der um gröfserer Sicherheit willen oft mit Farnkraut bestreut wird, kann das gröfste Unglück zur Folge haben. Meistens sind diese Sümpfe mit Rohr und Binsen überwachsen, aus welchen die Eingebornen ihre Häuser und sonstigen Gebäude errichten. Auch der Flachs *(Phormium tenax)* gedeiht auf solchen Gründen, obwohl nicht so gut, als wo die Sümpfe tief und beständig mit Wasser bedeckt sind.

Ein ganz besonderer Zug im Charakter dieses Landes ist das *Farnkraut*, welches überall aufs üppigste wuchert. Es sind von dieser Pflanzenfamilie allein in Neu-Seeland 57 Gattungen aufgefunden worden. Auf gutem Boden wird das Gewächs 9 bis 10 Fufs hoch und die Stengel verflechten sich so dicht in einander, dafs man sich mit dem Messer oder Beile einen Weg hindurch bahnen mufs. Selbst die gewöhnlichen Fufspfade der Eingebornen werden, sobald man sie längere

Zeit nicht betritt, häufig so von diesen Pflanzen bedeckt, dafs man sich ihrer nur mit grofser Beschwerde bedienen kann.

Die Wälder Neu - Seelands sind wahrhaft prachtvoll und im äufsern Ansehen ganz verschieden von denen in Neu - Südwales und Vandiemens-Land. Sie haben einen Ueberflufs an brauchbarem und zum Theil sehr dauerhaftem Stammholz. Es ist unmöglich, sich einen Weg durch das Unterholz zu bahnen. Wer durch einen solchen Wald reisen will, mufs schlechterdings auf dem gebahnten Wege bleiben, und selbst hier ist es bei den vielen Baumwurzeln, über die man fallen, und bei der Menge hervorhangender Zweige und Schlingpflanzen, in welchen der Kopf sich verwickeln kann, nicht ganz gefahrlos, so dafs man nicht leicht mehr als eine (engl.) Meile in der Stunde zurückzulegen vermag. In den letzten Jahren haben jedoch die Eingebornen, auf Zureden der Missionäre, um die Verbindung der Ortschaften zu erleichtern, angefangen, ordentliche Durchhaue zu machen und Wege anzulegen.

Auf den Wipfeln und den obersten Aesten und Zweigen einiger Waldbäume wächst eine binsenartige *(sedgy)* saftige Schmarozer - Pflanze *(Astilia angustifolia)*, welche um des süfsen Stengels der Blüthe willen sehr geschätzt ist. Die Eingebornen erklimmen, um sie zu suchen, die höchsten Bäume und sitzen dann stundenlang am Fufse derselben, um den Saft auszusaugen, welcher besonders an heifsen Tagen eine köstliche

Erfrischung gewährt. Von weitem sehen kleine Büsche dieser Pflanzen auf den Baumgipfeln wie Vogelnester aus. Sie erhalten sich sehr lange und bestehen noch in Kraft und Blüthe, wenn der Baum selbst seit Jahren abgestorben ist. Noch eine Eigenthümlichkeit der neuseeländischen Wälder und Landschaften ist der *Farnkraut-Baum (Fern-tree)*. Er erreicht meistens eine Höhe von 20 bis 30 Fuſs und hat sechs groſse Blätter, welche am Wipfel eine Krone bilden und den Stamm vor den Sonnenstrahlen beschützen. Jedes Jahr brechen neue solche Blätter hervor und die alten sterben ab. Das äuſserst lichte Grün dieser Blätter giebt dem Baume ein sehr gefälliges Ansehen und bringt in die Masse der das Unterholz bildenden Sträuche, welches ihr liebster Standort ist, sehr viel Abwechslung.

Der Waldboden ist höchst fruchtbar. Wäre dieſs nicht der Fall, so schiene es fast unmöglich, daſs er die ungeheure Masse von Pflanzen, welche ihn das ganze Jahr bedecken, tragen könnte. Der Erdboden ist so zu sagen ein vollständiges Wurzelgewebe. Die Wurzeln der kleinen Bäume ziehen sich häufig über die der groſsen und scheinen von diesen ihre Nahrung zu erhalten. So dicht ist die Verschlingung der Zweige und Blätter, vom untersten Stamme bis zum höchsten Wipfel, daſs das Auge nur einige Fuſs weit in das dunkle Dickicht des Waldes eindringen kann. Der Waldboden ist niemals vollkommen trocken, da die Sonnenstrahlen nirgends bis zu

ihm hindurchdringen. Dadurch erklärt sich auch die ungemeine Dichtigkeit und Schönheit des Laubes. Jeder Regentropfen, jedes Bischen Thau wird von den Bäumen aufgefangen. Nur was sie abschütteln, empfängt die Mutter Erde, giebt es aber dem Kinde, wenn es dessen am meisten bedarf, wieder zurück. Das Aussehen dieser Wälder ist zu allen Jahreszeiten dasselbe. Kaum ist ein vertrocknetes Blatt abgefallen, so nimmt auch schon ein neues seine Stelle ein. Die zartesten Sträuche schrumpfen vom Hauche des Südwindes so wenig zusammen, als sie unter den Strahlen der Sonne verwelken, wenn diese ihren höchsten Stand am Himmel erreicht.

Die Waldungen sind so ausgedehnt und so dicht, dafs kein Geräusch von aufsen eindringen und den Wanderer in seinen Genüssen und Betrachtungen stören kann. Kaum wird die Stille durch das Zirpen der Vögel und das Rascheln der vom Winde bewegten Blätter unterbrochen. Kein Tiger lauert hier, um auf seine nichts argwohnende Beute zu springen; kein brüllender Löwe verbreitet durch den Donner seiner Stimme Schrecken in den Herzen Aller, die ihn hören. Die Rohrgebüsche (Dschongles) in Ostindien und die Urwälder Amerika's können keine sicherern Schlupfwinkel für Raubthiere darbieten, als sie hier vorhanden sind; dennoch findet man kein einziges, und der ganze ungeheure Vorrath von Nahrungsmitteln, welchen die Berge, Hügel, Wälder und Ebenen Neu-Seelands spenden, scheint von der

Vorsehung nur für den Menschen und nächst diesem für die Klasse der Vögel aufgehäuft zu seyn.

Die Häfen von Neu-Seeland sind jetzt, da sie seit langer Zeit von zahlreichen Walfischfängern und andern hier Bauholz, Flachs und Erfrischungen einnehmenden Schiffen besucht werden, vollständig bekannt. Die *Insel-Bay (Bay of Islands)*, welche diesen Namen von den vielen Inseln erhalten hat, mit denen sie angefüllt ist, von den Eingebornen aber *Tokirau* oder *die Hundert Felsen* genannt wird, ist ein äufserst schöner und geräumiger Hafen, welcher der gröfsten Zahl von Schiffen zu allen Jahrszeiten und bei jeder Witterung Schutz gewährt. Diese Vorzüge werden noch vermehrt durch die vollkommene Leichtigkeit und Sicherheit, mit welcher die Schiffe einlaufen können. Seine äufsere Breite beträgt von einer Spitze zur andern 11 Meilen und die Küste ist so frei und sicher, dafs die Schiffe, ohne irgend Gefahr zu laufen, bis dicht an den Strand hinfahren dürfen. — Der Flufs *Hokianga* ist ebenfalls ein trefflicher Zufluchtsort für Fahrzeuge; da er aber eine Bank an der Einfahrt hat, so wird er selten und auch nur von sehr kleinen Schiffen besucht. — Die Themse ist, wenn der Wind vom Meere her kommt, sehr den Wellen ausgesetzt; Schiffe, die den Hafen verlassen wollen, müssen daher einen günstigen Wind abwarten, wenn sie nicht auf Sand- und Schlammbänke gerathen wollen. Die *Mahia-*, *Hicks-* und *Hawkes-Bay* sind sämmtlich offen und gewähren

nur dann Sicherheit, wenn der Wind vom Lande kommt. *Port Nicholson* und die *Wolken-Bay (Cloudy Bay)* haben beide guten Ankergrund, aber keiner dieser Häfen übertrifft oder gleicht auch nur der *Insel-Bay*. Der Hafen *Tauranga* in der Ueberfluſs-Bay *(Bay of Plenty)*, einige Seemeilen südlich von der Merkurs-Bay, wird um des Flachshandels willen von kleinen Fahrzeugen besucht. Die Einfahrt ist schmal, voll Klippen und gefährlich; die Schiffe müssen oft lange warten, ehe sie einlaufen können, und nicht selten hält es auch schwer, bald wieder herauszukommen.

Mit Ausnahme der *Insel-Bay* ist keiner von diesen Häfen allgemein bekannt, da bis jetzt weder Karten noch Beschreibungen davon vorhanden waren. Nur einige wenige Europäer, welche eigens Handel dahin treiben, sind genau mit ihnen bekannt. Während der letzten zehn Jahre sind alle Theile von Neu-Seeland, welche Häfen besitzen, von europäischen Schiffen besucht worden. An mehren Punkten hat man Handelsniederlassungen errichtet, welche im Ganzen genommen einen leidlichen Gewinn abgeworfen, in einzelnen Fällen aber auch, wie zu erwarten, fehlgeschlagen sind. Zahlreiche Walfischfänger legen an den Häfen der Ostküste an, um Erdäpfel, Schweinefleisch und andere frische Lebensmittel, welche das Land hervorbringt, einzunehmen. In der *Insel-Bay* sind schon einmal 27 Schiffe, die meisten von 300 Tonnen und darüber, zu gleicher Zeit vor

Anker gegangen, und alle haben von den betriebsamen Einwohnern hinlängliche Vorräthe von Lebensmitteln für ihre weiten Fahrten erhalten. Die Häfen südlich von der *Insel-Bay* werden meist um des Flachshandels willen besucht, und in der *Wolken-Bay* sind verschiedene grofse Einrichtungen für den Walfischfang getroffen, da zu der Zeit, wo die Weibchen gebären, dieser gewaltige Wasserspiegel von unzähligen schwarzen Walfischen besucht wird. Viele davon werden getödtet, und da sie eine ziemliche Menge Thran liefern, so ist dieses Gewerbe, besonders in einem günstigen Jahre, sehr einträglich. Auch für den Robbenschlag sind an den Küsten von Neu-Seeland und den benachbarten kleinen Eilanden, mehre Niederlassungen errichtet. Eine Anzahl Matrosen werden hier ans Land gesetzt, welche binnen einigen Monaten viele Tausend Seehunde erlegen. Das Leben dieser Leute ist nicht das angenehmste. Nur durch eine Rohrhütte vor den Unbilden der Witterung geschützt, täglich mehre Stunden in Schlamm und Wasser zuzubringen genöthigt, mit einem unsichern Vorrath von Lebensmitteln versehen, in Krankheitsfällen ohne Arzneimittel und Pflege, übrigens den Launen, vielleicht sogar der Grausamkeit der Eingebornen Preis gegeben, sehen sie dem Ende ihrer zeitweiligen Verbannung mit der gröfsten Sehnsucht entgegen.

An der westlichen Küste sind keine sichern Schifferhäfen; in die meisten der hier vorhandenen

ist wegen der Sandbänke vor der Mündung entweder gar keine, oder doch nur eine sehr gefährliche Einfahrt möglich. Dieſs gilt vorzüglich von der Mündung des *Hokianga*, wo allein mehr Schiffe zu Grunde gegangen sind, als in allen übrigen Häfen an der Ost- und Westküste zusammen genommen. Indessen hat der Vortheil, sich hier Stammholz verschaffen zu können, viele Seefahrer verleitet, allen Gefahren Trotz zu bieten. Einige Meilen aufwärts an diesem Flusse ist eine Niederlassung, welche ursprünglich zwei Herren *Raine* und *Browne* errichtet haben. Es sind hier zwei ganz vortreffliche Schiffe gebaut worden, ein Schooner von 120, und ein gröfseres Fahrzeug von mehr als 300 Tonnen. Da jedoch Neu-Seeland damals noch keine anerkannte Flagge hatte, und diese Schiffe auch die brittische nicht führen durften, so waren sie eine Zeit lang in Gefahr, als unrechtmäfsige Fahrzeuge weggenommen zu werden. Gegenwärtig aber hat die brittische Regierung dem Archipel eine Flagge gegeben, die auch von den Eingebornen angenommen worden ist. Sie wird durch ein rothes Kreuz in vier weifse Felder abgetheilt. In dem obersten Felde zur Linken sieht man wieder ein rothes Kreuz und in jedem der durch dasselbe abgetheilten vier kleinen blauen Felder einen weifsen (silbernen) Stern. Jedes Schiff, welches eine von einem eingebornen Häuptling ausgestellte und vom brittischen Residenten in Neu-Seeland gegengezeichnete Bescheinigung aufweisen kann und die National-Flagge aufzieht,

darf jetzt nach allen brittischen Häfen Handel treiben und wird von Seiten der englischen Flagge anerkannt und beschützt.

Es giebt an den Ufern des *Hokianga* viele Ansiedler, welche von den Häuptlingen dieses Bezirks Ländereien gekauft haben. Dieser ganze Theil der Küste bietet grofse Vortheile dar, namentlich in Bezug auf den Wasser-Transport und besonders wegen der Leichtigkeit, Stämme und Sparren in Verbindung mit den den Hauptstrom befahrenden Schiffen hinabzuflöfsen. An allen Nebenflüssen des Hokianga wächst das trefflichste Stammholz. Es darf nur gefällt und einige Klafter weit bis an das nächste Ufer geschafft werden, wo es sogleich entweder zur Ausfuhr oder zum Schiffbau an Ort und Stelle zu verwenden ist. Viele mit dem Holzhandel beschäftigte Ansiedler sind bereits seit 10 bis 12 Jahren in Neu-Seeland, und haben aufser ihrem Handel auch Erwerb als Zimmerleute und Tischler gefunden. Andere erhalten sich und ihre Familien durch Versorgung der fremden Schiffe mit frischen Lebensmitteln, die sie entweder von den Eingebornen kaufen oder mit eigner Hand anbauen. Die ungeheure Menge Flachs, welche von hier ausgeführt und gut bezahlt worden, hat die Eingebornen mit einem Erwerbszweige bekannt gemacht, von dem sie früher nichts gewufst. Zugleich aber haben die von den Europäern bei dieser Gelegenheit in grofser Ausdehnung gegen die Eingebornen angewandten betrügerischen Kunstgriffe einen ange-

messenen Grad von wiedervergeltender Schelmerei bei den Letztern hervorgerufen, so dafs jetzt beide Theile wetteifern, einander zu überlisten. Ein Beispiel dieser Art liefert das Schiefspulver, welches nächst den Flinten den vorzüglichsten Tauschartikel ausmacht. Es wird gewöhnlich in Fässern verkauft. Der Eingeborne von Neu-Seeland will das, was er kauft, sehen und untersuchen. Es werden daher kleine Löcher am obern und am untern Ende des Fasses gebohrt. Was der Käufer durch dieselben erblickt, ist ihm ganz unverdächtig und er geht zufrieden mit dem gemachten Handel nach Hause. Aber wer beschreibt seine Wuth, wenn er das Fafs öffnet und findet, dafs nur oben und unten ein wenig Pulver liegt, in der Mitte aber Erde oder Staub ist! Dürfen sich die Europäer wundern, wenn die Neu-Seeländer sie mit gleicher Münze bezahlen? Wenn sie Steine in die Flachskörbe legen, damit sie mehr wiegen, oder Stücke Holz in die Erdäpfelhaufen, damit sie gröfser aussehen?

Der Flachshandel kann, wie er jetzt betrieben wird, von keiner langen Dauer mehr seyn. Die Bedürfnisse der Eingebornen sind gedeckt; ihre natürliche Trägheit wird über das Verlangen nach Luxus-Artikeln die Oberhand gewinnen. Die Flachsfelder sind freilich unerschöpflich, aber es fehlt an Arbeitern und Werkzeugen zur gehörigen Zubereitung. Könnte der Flachs ordentlich zubereitet werden, so würde er eine fast unberechenbare Quelle des Reichthums für diejenigen wer-

den, die sich damit beschäftigen. Wie die Arbeit jetzt von den Eingebornen betrieben wird, ist sie höchst zeitraubend und mühsam. Jedes Blatt wird einzeln zubereitet und mufs verschiedene Prozesse durchlaufen, ehe es zum Verkauf gebraucht werden kann. Die Nachlässigkeit, mit welcher diefs nicht selten geschieht, hat den Werth des Erzeugnisses ansehnlich verringert und seinem Rufe geschadet.

An die Stelle des ehemaligen Tauschhandels tritt allmählig der eigentliche Kauf mittelst Geldes, namentlich brittischer Münzen und der Piaster. Die Eingebornen sehen jetzt ein, dafs sie für Geld fast Alles haben können, was sie bedürfen, und fangen daher an, Werth auf dasselbe zu legen. Sie haben noch einen andern Grund, warum sie Geld höher schätzen als Decken, Tücher, Pulver, Flinten, Beile und dergleichen Artikel. Je mehr sie sichtbares Eigenthum besitzen, desto mehr sind sie nach ihren Begriffen von Ehrenhaftigkeit verbunden, es mit ihren Freunden und Anhängern zu theilen. Thun sie diefs nicht, so müssen sie bei der ersten besten Streitigkeit befürchten, ihrer Kostbarkeiten beraubt zu werden. Gold- und Silbermünzen aber lassen sich leicht verbergen und in so kleine Summen abtheilen, als zum jedesmaligen Gebrauche erforderlich sind. Indessen sind die Neu-Seeländer auch schon durch falsche Münzen betrogen worden, so dafs sie jetzt sehr aufmerksam und vorsichtig zu Werke gehen und, wenn sie nicht die Personen, mit de-

nen sie verkehren, ganz genau kennen, keinen Handel abschliefsen, ohne dafs ein Dritter als Zeuge oder Bürge zugegen ist.

Der Verfasser giebt eine Uebersicht von den *Naturerzeugnissen* Neu-Seelands. Unter den vielen und schönen Bäumen der Insel steht der *Kauri (Dammari australis*, oder *Pinus kauri)* oben an. Er hat die Aufmerksamkeit der Europäer sowohl wegen seiner Gröfse als seines trefflichen Holzes halber auf sich gezogen, indem er nicht nur zu jeder Art von Häuserbau dient, sondern auch Topmaste für die gröfsten Ostindienfahrer und Kriegsschiffe liefert. Der Stamm erreicht an manchen Waldstellen vom Boden bis zum Anfang der Krone eine Höhe von 85 bis 95 Fufs, und einen Durchmesser von 10 bis 12 Fufs. Wenn die Rinde und der Splint weggenommen sind, so bleibt noch immer ein Umfang von 33 Fufs oder eine Dicke von 11 Fufs übrig. So lang der Baum noch jung und klein ist, hat er kein schönes Ansehen; er ist krumm und mifsgestaltet; nur hie und da sieht man an den Aesten einige lange, schmale und blafsgrüne Blätter; hat er aber, so zu sagen, sein Mannesalter erreicht, dann übertrifft ihn kein anderer Baum des Waldes an Schönheit und Majestät. Seine Blätter sind klein, aber sehr zahlreich und haben viel Aehnliches mit denen des Buxbaums. Die Rinde ist dick, weifs und sanf anzufühlen, wird aber, sobald der Baum gefällt ist, schnell hart, so dafs, wenn man sie nicht gleich abschält, sie sich späterhin sehr schwer

ablösen läfst. Das Holz hat eine lichte Farbe, ist schön geädert und läfst sich gut hobeln und sonst bearbeiten. Aus dem Stamme fliefst ein Gummi, welches nicht blofs im Wasser, sondern auch im stärksten Weingeist unauflöslich seyn soll, desgleichen eine Art von Harz, die sich sehr gut beim Schiffbau anwenden läst. Das Gummi wird von den Eingebornen stundenlang gekäut und hinterläfst auf der Zunge einen angenehmen Geschmack. Auch in den Aesten und selbst in den Blättern ist dieses Gummi enthalten. Der Kauri wächst theils auf den Abhängen steiler Berge, theils in tiefen Thälern, verlangt aber einen festen und thonigen Boden.

Der *Tanekaha (Podocarpus asplenifolius* oder *Phyllocladus trichomanoides)* ist ein regelmäfsig gewachsener, äufserst zierlich aussehender Baum, den man auf hügeligem Boden und in trocknen schattigen Wäldern findet. Er erreicht gemeiniglich eine Höhe von 45 und einen Umfang von 10 Fufs. Die Rinde ist glatt und hellfarbig, und besteht aus Ringen von etwa 6 Zoll Breite, die sich schichtenweise bis zu den Aesten des Baumes aufwärts ziehen. Die Blattstengel sind 4 Zoll lang. Jeder hat 9 oder 11 kleine schirmförmige Blätter, ungefähr wie bei der Petersilie. Das Holz ist etwas dunkler als das vom Kauri, ist feiner geädert, riecht stark nach Terpenthin und wird weniger als anderes von der Nässe angegriffen. Man gebraucht es zu allen Arten von Bauwerken, die der Luft ausgesetzt sind; beson-

ders gern zu Verdecken auf den Schiffen. Dieser Baum kommt nicht so häufig vor als der Kauri, und kann auch nur bei kleinen Fahrzeugen zu Masten verwendet werden.

Der *Totara (Taxus)* erlangt, wenn er ausgewachsen ist, einen Umfang von 20 Fuſs (wahrscheinlich ist damit der Umfang der Krone gemeint) und eine Höhe von 50 bis 60 Fuſs. Er hat eine grobe, lichtfarbige, sehr dicke und schwere Rinde und sieht aus, als ob man in kleinen Entfernungen von einander mit einem Beile hineingehauen hätte. Am besten gedeiht er auf trocknem und hochliegendem Boden, doch findet man ihn auch zuweilen an den Ufern der Flüsse. Das Holz fällt etwas ins Röthliche, ist zwar hart, spaltet sich aber leicht und läſst sich gut bearbeiten. Die Blätter bilden am Wipfel des Baumes eine schöne Krone und gleichen dem des Eibenbaumes. Der Totara scheint den Krankheiten anderer Bäume seiner Gattung nicht unterworfen zu seyn; man findet ihn meistens in einem sehr gesunden Zustande. Die Wurzeln ragen weit über den Boden empor und ihre Zasern sind auffallend stark und fest; sie breiten sich weit über den Erdboden aus und werden dadurch dem Wachsthume des Unterholzes verderblich, welches einen so ansehnlichen Bestandtheil der Neu-Seeländer Waldungen ausmacht.

Der *Puriri (Vitex littoralis)* ist wegen seiner Härte und Dauerhaftigkeit die Neuseeländische Eiche genannt worden. Auch scheint er wirklich

in jeder Hinsicht diesem Könige der Bäume zu entsprechen. Das Holz ist von dunkelbrauner Farbe und nimmt eine gute Politur an; es läfst sich gut spalten und bearbeiten und kann mit Vortheil zu allen der Luft ausgesetzten Gegenständen verwendet werden, da es durchaus nicht von der Feuchtigkeit leidet. Eine zwanzigjährige Erfahrung hat bewiesen, dafs es selbst im Erdboden und fortwährend der Nässe ausgesetzt, nicht fault. Besonders brauchbar ist es daher zum Schiffbau. Selbst die Löcher, die es hie und da enthält und welche von einer dem Baume eigenthümlichen Insectenlarve herrühren, thun dieser Brauchbarkeit keinen Eintrag, nur verhindern sie die Anwendung des Holzes zur Verfertigung von Hausgeräthen etc. Dagegen liefert kein Baum in Neu-Seeland so treffliche Pfosten und Latten zu Einzäunungen, und zum Täfeln der Hausflure, als der Puriri. Der Stamm wird bis zur Krone 15 bis 30 Fufs hoch und die Letztere hat an 20 Fufs Umfang. Die Aeste sind stark, aber krumm und weit von einander abstehend, die Blätter breit und glänzend dunkelgrün, immer zu drei und fünf beisammen; die graue Rinde fühlt sich rauh an und ist mit einem kurzen trocknen Moos bedeckt. Man findet diesen Baum am häufigsten auf fettem Boden, wo er im September und October blüht.

Der Verfasser beschreibt noch mehre andere schöne und nützliche Bäume, wie den *Kahikatea (Treniperus* oder *Dacrydium excelsum)*; den *Rimu (Dacr. cupressinum)*, den *Kawaka (D.*

plumosum), den *Mairi* (zur Gattung *Podocarpus* gehörig), den *Torairi* (*Laurus macrophylla*), den *Tawa* (*L. Tawa*), den *Kohekohe* (*L. kohekohe*), den *Rewarewa* (*Knightia excelsa*), den *Miro* (*Podocarpus ferruginea*), den *Pohutukaua* (*Callistemon ellipticus*), den *Aki*, den *Kahikatoa* (*Leptospermum scoparium*), den *Mahoe*, (*Melicytus ramiflorus*), den *Hinau* (*Dicera dentata*), den *Matai* (*Taxus matai*) und den *Rata*, dessen Geschlecht noch nicht bestimmt ist.

Alle diese ausgebreiteten und schönen Waldungen der Insel sind mit zahlreichen und nicht minder als die Pflanzenwelt merkwürdigen *Vögeln* bevölkert, deren Gesang in den frühesten Morgenstunden als äufserst anmuthig beschrieben wird. Der Verf. unternimmt es nicht, sie naturhistorisch darzustellen und zu classificiren, sondern spricht blofs von denjenigen, welche er besonders kennen gelernt hat.

Der *Tui* ist wegen seiner Geschicklichkeit, fremde Laute nachzuahmen, von den Europäern der „Spottvogel" und wegen seines sonderbaren Gefieders der „Pfarrervogel" (*Parson Bird*) genannt worden. Er ist äufsert unruhig in seinen Bewegungen und kann keinen Augenblick unbeschäftigt seyn. Es giebt keinen Laut anderer Vögel, den er nicht nachahmen könnte, und in einen Käfig eingesperrt, lernt er leicht und mit grofser Richtigkeit ganze lange Sätze nachsprechen. Auch Hunde, Katzen, Enten, Gänse etc. ahmt er nach. Er wird so grofs wie eine Drossel und hat

ein glänzend schwarzes Gefieder, mit einigen schönen weifsen Federn am Kopfe und an der Brust; auch hangen ihm zwei Büschel langer weifser Federn vom Halse auf die Brust herab, welche wie die Ueberschläge der protestantischen Geistlichen aussehen. Das Auge ist durchdringend und die Stimme besonders sanft. Er lebt gewöhnlich von Fliegen und andern kleinen Insecten, die er sehr geschickt zu fangen weifs. Auch frifst er verschiedene Beeren und verschmäht selbst Regenwürmer nicht. Der *Tui* gehört unter die Vögel, die am häufigsten in Neu-Seeland angetroffen werden, und mischt sich gern unter die übrigen Sänger des Waldes. Er ist ziemlich empfindlich gegen Hitze und Kälte und erreicht kein hohes Alter. Sein Fleisch ist eine köstliche Speise.

Der *Pomaitere* gehört zum Geschlecht der Papagaien. Es giebt verschiedene Gattungen derselben auf Neu-Seeland; alle sind von kleinem Wuchse und haben, mit Ausnahme des Kaka, fast alle ein hellgrünes Gefieder; nur sind sie unter der Kehle, dem Schwanze und am Kopfe theils gelb, theils roth. Sie nisten in hohlen Bäumen und leben heerdenweise beisammen. In ihren Gewohnheiten gleichen sie den Vögeln ihres Geschlechts im südlichen Asien und Neu-Südwales.

Der *Kaka* gehört ebenfalls zu den Papagaien, ist aber gröfser als die übrigen Gattungen auf Neu-Seeland. Seine Geschicklichkeit, die menschliche Stimme und Sprache nachzuahmen, ist erstaunenswürdig. Das Gefieder ist stark dunkel-

braun. Um den Hals, an den Schenkeln und unter dem Schwanze ist er schön dunkelroth gefleckt. Er hat ein grofses, rundes und schwarzes Auge, welches von gelb und roth schattirten Federn umgeben ist. Der Kaka lebt von allerlei Früchten, Beeren und mehligen Wurzeln. Er macht sich, um zu nisten, Löcher in die Bäume und legt 4, zuweilen auch 5 ganz weifse Eier. Gewöhnlich findet man drei oder vier solche Vögel, worunter ein Männchen, in einem Loche beisammen. Die Nester sind, obwohl jedes für sich, so nahe an einander, dafs beim Brüten jedes Weibchen zugleich die Jungen der Nachbarinn füttern kann, ohne ihr eignes Nest zu verlassen. Das Geschrei der Kaka's, wenn sie schaarenweise in den Wäldern herumfliegen, ist äufserst grell und unangenehm.

Der *Kokorimako* ist ungefähr so grofs wie ein Sperling. Er hat ein kleines längliches und dunkles Auge, dunkelbraune grüngefleckte Federn und einen langen etwas gekrümmten Schnabel, der allmählich in eine scharfe Spitze ausläuft. Er legt sieben braune blaugefleckte Eier. Sein gellendes Geschrei *Ti ti ti ti* dauert ohne Unterbrechung oft mehre Minuten lang. In den Morgenstunden mischt er sich unter die andern Vögel des Waldes. Das Männchen ist gröfser, und hat mehr Glänzendes und Grünes an seinem Gefieder als das Weibchen.

Der *Tataiato* ist ein sehr kleiner Vogel ungefähr wie ein Zaunkönig. Seine Federn sind sehr zart und von dunkelbrauner Farbe; Kopf und

Brust spielen ins Weifsliche. Der Schwanz ist gabelförmig, lang und lichtbraun; die Augen klein und scharf, der Schnabel schwarz und sehr kurz. Die Schenkel und Füfse sind wie beim Goldfinken, nur dafs sie stärkere Klauen haben. Dieser Vogel lebt von Beeren und Früchten.

Der *Tiaki* oder *Pureurou* ist ein schöner Vogel von der Gröfse unserer Feldlerche. Besonders schön ist sein glänzend schwarzes Gefieder; nur die Federn auf dem Rücken und die Enden der Flügel sind stark dunkelroth. Die Füfse sind ebenfalls schwarz; der Schnabel ist wie beim Staar. Er lebt von Gewürm und Beeren, und ist in beständiger Bewegung, stets von einem Zweige zum andern hüpfend; dabei macht er fast unaufhörlich ein glückendes Geschrei, ungefähr wie eine Henne, die ihre Küchelchen ruft. Der Tiaki legt sieben schneeweifse Eier in ein dichtes Nest, auf den untern Aesten des Totara-Baumes. Sein Fleisch ist zart und wohlschmeckend.

Der *Piwakawaka* oder *Tirakaraka* ist gleichfalls ein sehr unruhiger kleiner Vogel. Er hat einen Kopf wie der Gimpel, mit einem schwarzen und weifsen Streifen unter dem Halse, welche beide mitten an der Kehle in eine Spitze zusammenlaufen. Wenn er von einem Zweige zum andern hüpft, breitet er den Schweif wie einen Fächer aus. Das Gefieder ist schwarz und weifs. Er lebt von Fliegen und andern kleinen Insecten, die er sehr schnell fängt. Vor Menschen hat er keine Furcht, sondern kommt ihnen so nahe, dafs

man ihn mit der Hand fangen kann. Unstreitig rührt dieſs daher, daſs kein Eingeborner diesem, durch die Vernichtung so vieler Sandfliegen und Muskiten wohlthätigen Geschöpfchen etwas zu Leide thut.

Der *Parera* oder die wilde Ente kommt ganz mit der gemeinen europäischen Wildente überein. Man findet ihn auf allen Flüssen und Gewässern Neu-Seelands, besonders auf der Themse, wo er sehr zahm ist und sich leicht erlegen läſst. Dagegen sind die Pareras nördlich von diesem letztern Flusse sehr scheu. Das Fleisch ist sehr wohlschmeckend.

Der *Kiwi* ist der merkwürdigste aller neuseeländischen Vögel. Er wird beiläufig so groſs wie ein Truthahn von drei Monaten, und ist mit groben und langen Federn bedeckt, ungefähr wie der *Emu* in Neuholland. Der Schnabel ist genau so wie beim Brachvogel und er hackt damit den Erdboden auf, um Regenwürmer und Larven zu suchen, von denen er lebt. Mit den Augen blinzelt er unaufhörlich. Der Kopf ist im Verhältniſs zur Gröſse des Vogels sehr klein. Von den Nasenlöchern gehen seitwärts verschiedene lange, starke und schwarze Haare aus, wie der Schnurrbart bei einer Katze. Die Beine sind kurz, aber verhältniſsmäſsig sehr stark. Flügel und Schwanz sind fast gar nicht sichtbar. Wenn er auf Beute ausgeht, so macht er ein zischendes Geräusch und stampft mit seinen starken Füſsen auf den Boden, um die Würmer aufzustören und herauszutreiben.

Sein Geruch scheint sehr scharf zu seyn. Am Tage verbergen sich diese Vögel und erst in der Nacht kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln heraus, die in kleinen Erdlöchern bestehen. Sie laufen sehr schnell und können nur mit Hunden gefangen werden, welche sie zuweilen schlagen und schwer verwunden. Die Eingebornen schätzen sie sehr hoch und sammeln ihre Häute bis sie so viel haben, dafs sich ein Kleidungsstück daraus machen läfst. Da jedoch die Kiwis schwer zu fangen sind, so giebt es wenig solche Kleider und *Yato* sagt, er habe während seines ganzen Aufenthalts in Neu-Seeland nur ein einziges gesehen, welches der Mann, dem es gehörte, um keinen Preis verkaufen wollte. Das Fleisch ist schwarz, sehnig, zäh und unschmackhaft. Die meisten und gröfsten Kiwis trifft man beim *Hikurangi*, einem Gebirge in der Nähe des Ost-Caps; nördlich davon sind sie selten.

Der *Kahu*, ein grofser Vogel aus dem Falkengeschlecht, besitzt in den Flügeln und Klauen eine aufserordentliche Stärke, und schiefst mit solcher Gewalt auf seinen Raub, dafs er mit einem Schlage einer Ente den Kopf abreifst oder einen Truthahn auf der Stelle tödtet. Seine gewöhnliche Nahrung besteht in Ratten und jungen Wildenten. Selten besucht er Höfe und niemals greift er das Hausgeflügel an, er müfste denn ungewöhnlich hungerig seyn.

Der *Huia* ist ein kleiner Vogel, welcher nur in den gebirgigen Gegenden von *Taranaki* und

weiter südlich von *Waiapu* oder dem Ost-Cap, gefunden wird. Er hat die Gröfse einer Nachtigall und lange dünne gelbliche Schenkel und Füfse. Das Gefieder ist glänzend schwarz und sehr fein; statt des Schweifes hat er vier lange und breite, schwarze, an den Enden weifs getüpfte Federn, welche von den Eingebornen sehr hoch geschätzt und als Geschenke an ihre Landsleute in der Insel-Bay geschickt werden, wo sie bei feierlichen Gelegenheiten, oder wenn man in den Krieg zieht, als Haarschmuck dienen. Das Merkwürdigste aber an diesem Vogel ist die Form seines Schnabels, welcher ganz dünn und zart und genau halbkreisförmig gebogen ist. Der Huia hält sich in dichtem und hohem Grase auf, wo er von Gewürm und Insekten lebt. Auch eine kleine Beere, *Ponga* genannt, frifst er gern. Sein Fleisch ist sehr wohlschmeckend.

Der *Pukeko* ist eine Gattung von Wasserhühnern, etwa so grofs wie ein ausgewachsener Kapaun. Er lebt in Sümpfen, und hat sehr lange rothe Beine, mit drei langen und einer kurzen Zehe an jedem Fufse. Das Auge ist ungemein klein, der Schnabel breit, sehr stark und tief dunkelroth, die Stirn kahl und eben so dunkelroth wie der Schnabel. Das Gefieder ist ziemlich grob, dunkelbraun mit Grün gemischt, ausgenommen am Halse und an der Brust, welche tief und glänzend purpurroth sind. Unter dem sehr kurzen Schweife hat er einen kleinen Büschel sehr zarter weifser Federn. Die Flügel sind

sehr schwach und zu keinem weiten Fluge geeignet. Diese Vögel kommen auf die Kartoffelfelder in der Nähe ihres Aufenthalts und werden dann leicht in grofser Menge gefangen. Das Fleisch ist grob und von bitterm Geschmack, und wird nicht gegessen.

Einer der schönsten Vögel Neu-Seelands ist der *Kukupa*, eine grofse Holztaube, überall sehr häufig anzutreffen. Er ist gröfser als die gröfsten Vögel seiner Gattung in Europa, und übertrifft an Glanz und Mannichfaltigkeit seines Gefieders das ganze Taubengeschlecht. Grün, Purpur und Gold sind indessen die vorherrschenden Farben. Sein Flug ist schwerfällig, daher er auch den zahlreichen Habichten leicht zur Beute wird. Man tödtet sie ohne Mühe mit einem Wurfspiefs oder einer Flinte. Sie sind so träge oder auch so einfältig, dafs wenn zwei beisammen auf dem nämlichen Baume sitzen und einer davon getödtet oder verwundet wird, der andere nicht wegfliegt. Sie leben von den Beeren des Miro und haben ein köstliches Fleisch, daher ihnen auch von den Eingebornen eifrig nachgestellt wird.

Der *Pipiwawaroa* ist ein Zugvogel, der von den nördlich von Neu-Seeland gelegnen Inseln hieher kommen soll, obschon viel Eingeborne behaupten, dafs er sich im Winter in hohle Bäume oder Felsenspalten verkrieche und also nicht wegziehe. Man findet ihn nur in den drei Sommermonaten (Dezbr., Jänner und Febr.). Es ist ein kleiner, äufserst schön und buntfarbig gefiederter

Vogel; doch sind Grün, Weifs, Purpur und Gold die vorherrschenden Farben. Die Federn unter dem Schweife sind weifs und braun gefleckt; auf der Brust und Kehle haben sie breite Streifen von Weifs und Dunkelbraun. Die Flügel sind ungemein schön purpurroth und mit Gold gemischt. Das Auge ist glänzend nufsbraun. Dieser Vogel hat keinen Gesang und ist leicht zu fangen. Er lebt von kleinen Insekten, die sich in der Rinde des Kauri-Baumes aufhalten.

Der Verfasser beschreibt noch mehre andere Vögel. Von den bekannten Geschlechtern und Gattungen der *Seevögel* sagt er, dafs keine davon diesem Archipel eigenthümlich sei. Die Klippen und Felsen in den Buchten und Flüssen haben einen Ueberflufs an Vögeln dieser Art, welche hier nisten und brüten. Auch der *Albatrofs* findet sich ein und oft von einer Gröfse, dafs er von einer Flügelspitze bis zur andern 16, auch wohl 19 Fufs mifst. Sein Gefieder ist weifs, mit einem Anstrich von Blafsroth. Die Eingebornen stellen diesem Vogel wegen seiner Federn eifrig nach. Sie fahren ganze Tage auf dem Meere herum und halten sich höchst belohnt für ihre Mühe und Beschwerde, wenn sie einen erlegen. Der Flaum auf der Brust wird am meisten geschätzt. Sie ziehen ihm die Haut ab und hängen sie mit den Federn zum Trocknen an die Sonne. Dann rupfen sie die grofsen Federn aus, um ihre Kähne damit zu verzieren; die Haut aber zerschneiden sie mit dem Flaum daran in runde Stückchen, die

sie sich an den Ohren befestigen. Man kann sich denken, wie dieser schneeweifse Schmuck gegen das schmutzige Gesicht und die schwarzen Haare absticht. Nächst dem Albatrofs sind die *Rothgans* und die *Fettgans* diejenigen Vögel, deren Federn am meisten gesucht werden. Alle Kriegsboote der Eingebornen sind am Hintertheile damit verziert, und sehen, wenn die Federn frisch aufgelegt sind, wirklich recht artig aus. Die Federn, welche man zur Verzierung der Griffe an den Keulen anwendet, werden unter den Flügeln des *Kaka* oder des grofsen braunen Papagaien, ausgerupft.

Das einzige *vierfüfsige* Thier, welches als ein auf Neu-Seeland ursprünglich einheimisches betrachtet werden kann, (— denn eine kleine Gattung *Feldratte* ist, wie die Eingebornen versichern, mit *Tasmans* Schiffe hingekommen —) ist eine *Eidechse* von etwa 6 Zoll Länge. Sie hält sich unter morschen Bäumen und Steinhaufen auf und ist sehr scheu und furchtsam, obwohl ihr Niemand etwas zu Leide thut. Mit Eintritt des Frühlings wirft sie die alte Haut ab und ist dann mit glänzenden emaillirten Schuppen bedeckt, welche von der Sonne beschienen wie der schönste polirte Panzer aussehen. Die Farben sind sehr verschieden. Einige Thiere dieser Gattung haben ein schönes Grün, mit Roth und Gelb untermischt, andere sind braun, gelb und purpurroth; doch ist der Bauch bei allen weifs. Die Eingebornen haben vor diesem harmlosen Thiere eine

abergläubische Furcht, indem sie glauben, dafs der „böse Geist", wenn er in einen Menschen fahren und ihn verderben will, die Gestalt des Thieres annehme. Viele erschrecken daher bei seinem Anblick und hüten sich sehr, ihm etwas Leides anzuthun. Doch fängt dieser Aberglaube bei den jüngern Bewohnern der Insel an zu verschwinden.

Weit zahlreicher ist die Menge der *Fische*, aber auch nur in dem Meere zunächst um die Insel, denn in den Flüssen und Seen findet man blofs Aale. Am häufigsten und bemerkenswerthesten sind unter den Seefischen die Zunge *(Pleuronectes solea)*, die Makrele, eine Gattung Lachs, der Weifsfisch, der Schnäpel, *(? snapper)*, die Meeräsche, der Brassen, der Engelfisch, der Seehahn, und einige kleinere Gattungen, worunter manche nicht gröfser als eine Sardelle; desgleichen eine Fülle von Austern, Krebsen, Garnelen, Krabben und Muscheln. Eine gewaltig grofse Muschel, 11 bis 12 Zoll im Durchmesser, wird in zahlreicher Menge bei *Kaipara*, einem Hafen an der westlichen Küste, gefunden. Diese verschiednen Bewohner der Meerestiefe bilden einen unerschöpflichen Vorrath natürlicher Lebensmittel. Indessen sind die Eingebornen der Fischerei eben nicht besonders eifrig ergeben, ausgenommen zur Makrelenzeit, wo sich verschiedene Stämme gemeinschaftlich nach den kleinen von den Makrelen besuchten Baien verfügen und meistens mehre Hundert, auch wohl Tausende der-

selben fangen. Der gröfste Theil davon wird als Vorrath für den Winter aufbewahrt.

Von *Insekten* giebt es keine grofse Mannichfaltigkeit. Die häufigsten und bekanntesten sind die Heuschrecke und der Grashüpfer, welche in den Sommermonaten unaufhörlich und keineswegs angenehm zirpen; ferner die Stechfliege, die Skorpionfliege; eine kleine Sandfliege, nicht gröfser als ein Floh, aber sehr lästig; ihr Bifs ist scharf und hinterläfst mehre Stunden lang ein heftiges Jucken und Brennen; sie sind längs dem Strande und den Ufern mancher Flüsse so häufig, dafs sie oft eine wahre Landplage werden; am heftigsten stechen sie, wenn es regnen will. Muskiten findet man häufig in den Wäldern und an den Flufsufern; sie sollen aber, wie die Eingebornen versichern, erst in neuern Zeiten durch die Europäer nach Neu-Seeland gekommen seyn. Indessen fand sie schon *Cook* häufig in den Wäldern, als er die Insel zum ersten Male besuchte. Ferner hat man einige Schmetterlinge, Käfer und Waldwanzen, welche Letztere in ihrer Nähe einen sehr unangenehmen Geruch verbreiten. Spinnen halten sich in überschwänglicher Menge unter dem Farnkraute auf; eine Gattung Raupen ist den Pflanzungen sehr verderblich. Unter allen diesen Insekten ist indefs keines, dessen Bifs oder Stich gefährliche Folgen hätte. Man braucht sich, wenn man des Nachts im Bette liegt, nicht vor einigen Spinnen zu fürchten, welche dem Schlafenden über den Leib kriechen; sie fürchten sich

mehr vor dem Menschen, als der Mensch vor ihnen.

Die *Schalthiere* an den Küsten von Neu-Seeland würden dem Naturforscher kaum die Mühe des Nachsuchens belohnen. Die französischen Reisenden *Quoy* und *Gaimard*, welche die Expedition des Capitän *Dumont d'Urville* in den Jahren 1826 bis 1829 begleiteten,*) fanden hier keine Gelegenheit, ihre Conchylien-Sammlung bedeutend zu vermehren. Die Eingebornen sind keine guten Taucher und bringen nicht gern so viel Zeit im Wasser zu, wie die Bewohner der weiter nordwärts gelegnen australischen Inseln. *Yate* giebt am Schluſs seines Werks als Anhang ein Verzeichniſs von Schalthieren, die er an der Ostküste von Neu-Seeland gesammelt und dem brittischen Museum zu *London* überschickt hat. Es sind deren 29, worunter der Custos *Gray* 10 neue Spezies gefunden zu haben versichert.

Das *Klima* von Neu-Seeland ist recht eigentlich gemäſsigt zu nennen; es ist weder erstickender Sommerhitze, noch erstarrender Winterkälte ausgesetzt, also besonders dem Bewohner des mittlern Europa ganz angemessen und zuträglich. Wer kränklich hieher kommt, wird bald gesund; und der Gesunde wird stark und wohlbeleibt. Nördlich von der Themse ist Schnee etwas Unbekanntes, und wenn es auch in Win-

*) S. den VII. Jahrgang dieses Taschenbuchs (1829), S. XCII. u. f.

ternächten friert, so ist schon bis neun Uhr Morgens Alles wieder aufgethaut.* Sechs Monate lang ist die Insel heftigen Winden aus Osten und Nordosten ausgesetzt, welche drei Tage anzuhalten und mit furchtbaren Regengüssen verbunden zu seyn pflegen. Gewöhnlich beginnen diese Winde in Osten und ziehen sich dann allmählich, immer heftiger werdend, an der nördlichen Seite des Horizonts bis nach Nordwesten, wo sie in einen heftigen, fast orkanähnlichen Sturm übergehen. Im Winter tritt selten ein Mondwechsel ohne Wind ein und auch in den übrigen Monaten entsteht bei jedem Voll- und Neumond wenigstens auf einige Stunden ein Ostwind.

Der Frühling und Herbst sind äufserst angenehm, obschon öfters Regenschauer aus Westsüdwesten kommen. Auch im Sommer wird die Luft häufig von Regen erfrischt. Daraus erklärt sich die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses und die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens. Uebrigens beginnt der Frühling schon um die Mitte des August, der Sommer im Dezember, der Herbst im März und der Winter im Juli. Die meisten Bäume haben das ganze Jahr hindurch frisches Laub; auch die einheimischen Gräser geben zu allen Jahrszeiten einen mehr als hinlänglichen Futtervorrath. Der Verfasser ist überzeugt, dafs alle grasfressenden Thiere, sowohl wilde als zahme, in Neu-Seeland einheimisch gemacht werden könnten und daselbst recht wohl gedeihen würden.

Es giebt fast alle Arten von Boden auf Neu-

Seeland, einerseits grofse Strecken guten Ackerlandes zum Anbau von Waizen, Gerste, Mais, Bohnen, Erbsen etc. geeignet; andererseits weitläuftige Thäler mit dem trefflichsten, von den Hügeln und Bergen zu beiden Seiten herabgeschwemmten Erdreich, welches das ganze Jahr mit der üppigsten Vegetation bedeckt ist. An manchen Stellen ist unter der Dammerde ein fester Mergel, der sich aber durch Farnkraut-Asche auflockern und auflösen läfst. Alle englischen Gräser kommen gut fort, nur trägt der weifse Klee niemals Saamen. Wo das Farnkraut ausgerottet worden, kommt an derselben Stelle sogleich eine einheimische, dem Canarien-Grase ähnliche Pflanze zum Vorschein und verhindert das Wiederaufsprossen des Farnkrauts. Auch das europäische Gemüse und Obst gedeihen auf Neu-Seeland, und belohnen den Fleifs des Anbauers sehr reichlich. Indessen ist die Urbarmachung einer Landstrecke für denjenigen, dem es an Betriebs-Capital mangelt, und der nicht ein paar Jahre auf Erstattung seiner Auslagen warten kann, ein sehr gewagtes Unternehmen. Das Aufbrechen des Bodens ist äufserst beschwerlich und braucht viel Geduld. Die Wurzeln des Farnkrauts sind so dicht unter einander verschlungen, dafs sie das Pflügen sehr hindern, oder oft ganz unmöglich machen; auch von vielen Sträuchen fassen die starken Wurzeln nicht selten die Pflugschar und brechen sie entweder ab oder biegen sie so, dafs sie ganz unbrauchbar wird. Bei der Missions-

Niederlassung *Waimate* mufsten die allerstärksten Pflüge zur Urbarmachung des jungfräulichen Bodens angewandt werden. Die aus England eingeführten Pferde, Pflüge, Karren und Wagen sind eingebornen Jünglingen zur Wartung und Behandlung übergeben, und es war viel Geduld nöthig, ehe sie gehörig damit umgehen lernten. Indessen ist man glücklich zum Ziele gekommen, und Reisende, welche mit der Landwirthschaft wohl vertraut waren, haben sich durch den Anblick eines europäischen Maierhofes mitten unter Menschenfressern sehr überrascht gefunden.

Von den *Mineralien* Neu-Seelands ist noch Vieles unbekannt. Es hat bis jetzt an schicklichen Gelegenheiten zu mineralogischen und geologischen Forschungen gefehlt. Man glaubt indessen, dafs die Gebirge viel Eisenstein enthalten. Auch Granit, Quarz, Kalkstein, schöner Marmor und noch einige Steinarten sind gefunden worden.

Als diese Inseln zuerst von den Europäern entdeckt wurden, waren die Bewohner derselben ein ganz wildes und barbarisches Volk. Selbst in neuerer Zeit, bis vor wenig Jahren, konnte man nur eine geringe oder vielleicht gar keine Verbesserung ihres National-Charakters wahrnehmen. Diese ist bei den Bewohnern der Ostküste und nördlich von der Themse erst in Folge des Verkehrs, welchen sie mit gesitteten Völkern angeknüpft haben, und durch die Bekehrung zum

Christenthume entstanden. Aber auch die grofse Masse selbst dieser Klasse von Eingebornen besitzt noch immer einen grofsen Theil ihrer ursprünglichen Sitten und Gebräuche und hangt noch dem Aberglauben ihrer Vorältern an.

Sobald ein Kind zur Welt kommt, wird es in Decken eingewickelt und in die Veranda, welche sich bei den meisten Häusern in Neu-Seeland befindet, zum Schlafen hingelegt, bei welcher Gelegenheit die Mutter ihm die Nase entweder reibt oder platt drückt. Wenige Stunden nach der Geburt versieht die Mutter schon wieder ihre gewöhnlichen Arbeiten. Die armen Kleinen müssen viel leiden. Schon die groben Decken, in welche sie eingewickelt werden, machen ihnen grofses Ungemach. Kann die Mutter das Kind nicht stillen, oder will kein anderes Weib dieses Geschäft übernehmen, so mufs es, da es keine für so zarte Kinder taugliche Nahrungsmittel giebt, ohne Barmherzigkeit verhungern. Nicht selten herrscht der Aberglaube, dafs es der Mutter schädlich, ja wohl gar tödtlich sei, das Kind selbst zu säugen. In die Ohrläppchen des Kindes werden grofse Löcher geschnitten, in welche man ein Stückchen Holz von $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser steckt. Die Wunde braucht mehre Monate, ehe sie heilt, und wird jeden Tag erweitert, um das Ohr in den Stand zu setzen, die verschiednen Zierrathen zu tragen, welche man späterhin hineinsteckt.

Mit dem fünften, häufiger aber am achten Tage wird das Kind, dem alten Herkommen zu-

folge, getauft, bei welcher Gelegenheit die Familie ein grofses Fest feiert. Das Taufen geschieht durch einen Priester, welcher dafür reichlich belohnt wird. Ein Weib trägt das Kind zum nächsten Flufs, wo der Priester bereits einen kleinen Stab, der mit fünf Einschnitten versehen ist, in den Boden gesteckt hat. Vor diesen Stab tritt er nun und hält das Kind einige Minuten lang in aufrechter Stellung. Sollte sich unterdessen etwas Unangenehmes ereignen, so wird diefs als ein übles Vorzeichen betrachtet, dafs das Kind entweder noch in der Jugend sterben oder ein feiger und schlechter Mensch werden wird. Im entgegengesetzten Falle weissagt man Günstiges. Nach dieser Ceremonie wird das Kind entweder ins Wasser getaucht oder nur damit besprengt, und erhält einen Namen. Zugleich murmelt der Priester einige unverständliche Worte, ein Gebet an irgend ein unbekanntes geistiges Wesen, von dem man glaubt, dafs es die Schicksale der Menschen und der Vögel in seiner Hand habe. Der Priester betet zu diesem Geiste, dafs er — seltsam genug und fast unglaublich — das Kind nicht blofs tapfer, kriegerisch, sondern auch grausam, mörderisch, ehebrecherisch, lügnerisch, diebisch, mit Einem Worte, durchaus lasterhaft machen möge. Als sinnbildlich damit übereinstimmend, werden dem Kinde kleine Steinchen, etwa so grofs wie die gröfsten Stecknadel-Köpfe, in den Hals gesteckt, um sein Inneres hart und des Mitleids unfähig zu machen. Nach vollendeter Feierlichkeit trägt man

das Kind wieder nach Hause, giebt ihm den Namen irgend eines grofsen im Kriege berühmten Mannes und überreicht es den anwesenden Freunden vom Hause, damit sie es verzehren mögen. Das Kind wird nämlich, indem es den Namen eines grofsen Kriegers angenommen, so betrachtet, als ob es ein fast unverzeihliches Verbrechen begangen hätte und dafür bestraft werden müsse. Indessen lassen sich die Freunde durch reichliche Gaben von Lebensmitteln bewegen, dem Kinde das Leben zu schenken, worauf ein fröhliches Fest in echt neuseeländischem Style die ganze Feierlichkeit beschliefst.

Der Gebrauch des *Tapu* oder die Sitte, irgend eine Sache für heilig zu erklären, welche auf allen Inseln des Stillen Meeres herrscht, wird nirgends in so grofser Allgemeinheit und Ausdehnung wie auf Neu-Seeland angetroffen. Alle Arbeiten, alle Unternehmungen stehen damit in Verbindung und das *Tapu* gewährt, in Ermangelung eigentlicher Polizei-Anstalten, die beste Sicherheit für Personen und Eigenthum. Es wird bald für politische, bald für religiöse Zwecke angewendet. Zuweilen dient es zur Rettung des Lebens, dagegen giebt es aber auch bei andern Gelegenheiten einen scheinbaren Grund zu Mord und Todtschlag. Wer ein ganz kleines Kind berührt, einem Leichnam zu nahe gekommen, oder einem verstorbnen Freunde die letzten Liebesdienste erzeigt hat, ist auf mehre Tage streng tapuirt; er darf keine Speise mit den Händen anfassen und

kann seine Nahrung auf keine andere Weise zu sich nehmen, als indem er sie von der Erde mit dem Munde aufhebt. Zu der Zeit, wo die *Kumera (Convolvulus batatas)*, oder die Süfskartoffeln *(Bataten)* gepflanzt werden, befinden sich alle Arbeiter, welche den Boden umgraben und zubereiten, unter dem nämlichen Tapu. Auch das Feld wird geheiligt; Niemand, der nicht ausdrücklich zu diesem Behuf tapuirt ist, darf sich der Pflanzung nähern oder das Unkraut ausjäten. Eben so sind bei der grofsen Makrelen-Fischerei alle mit der Verfertigung der Netze beschäftigten Personen, die Stelle, wo die Netze gemacht werden, der Flufs, an dessen Ufern die Arbeit vor sich geht, im Zustande des Tapu. Kein Mensch darf diesen Boden betreten, kein Kahn oder Schiff den Flufs befahren, kein Feuer darf innerhalb der bezeichneten Schranken angezündet, keine Speise zubereitet werden, bis das *Tapu* nicht aufgehoben ist, d. h. nicht eher, als bis das Netz vollendet, in heiligem Wasser gewaschen und damit ein Fisch gefangen und vom Eigenthümer des Netzes gegessen worden ist. Die strengsten Arten von Tapu aber sind mit dem Sterben und mit der Stelle, wo die Leiche begraben oder die Gebeine des Todten aufbewahrt worden, verbunden. So heilig wird der Platz, wo z. B. ein Häuptling gestorben, gehalten, dafs man Alles daselbst durch Feuer zerstört. Indessen sind die Leute in der *Regel so besorgt* für ihr Eigenthum, dafs sie den *Sterbenden* an das Ufer eines Flufses bringen,

und ihn hier unter ein kleines Schirmdach legen, wo er geschützt vor Regen und Sonnenstrahlen seinen letzten Athem aushauchen kann. Durch diese Vorsicht wird die Wohnung der Seinigen und was ihnen sonst gehört, vor den Folgen des Tapu gesichert. Die letzte Pflege des Kranken besorgt ein altes Weib, damit die Männer nicht an ihren Geschäften gehindert werden.

Es giebt verschiedne Weisen, Personen und Dinge unter das Tapu zu stellen oder dasselbe wieder aufzuheben. Jedes Mal werden dabei gewisse Formeln, aber so schnell gesprochen, dafs man sie nicht verstehen kann und über den Zweck der ganzen Ceremonie in Zweifel bleibt. Bei der Aufhebung fährt man mit einem geweihten Stück Holz über die rechte Schulter, um die Lenden und zurück über die linke Schulter, bricht das Holz hierauf entzwei und verscharrt oder verbrennt es, oder wirft es ins Meer. Alte Weiber werden am häufigsten tapuirt, eben so alle Arbeiten, welche sie verrichten. Der Kopf eines Häuptlings wird stets als etwas höchst Heiliges betrachtet, und wenn ihm die Haare gekämmt oder geschnitten werden, darf weder er selbst, noch die Person, die dieses verrichtet, eine andere Arbeit vornehmen oder irgend etwas essen, ausgenommen in der für Tapuirte vorgeschriebnen Weise. Die Scheere oder die Muschel, mit welcher das Geschäft verrichtet worden, zu einem *andern Zwecke* oder bei einer andern Person zu *gebrauchen*, würde die furchtbarste Entweihung

des heiligen Werkzeuges seyn und den Verwegnen, welcher es sich zueignen wollte, der strengsten Bestrafung aussetzen. Am meisten und vielfältigsten sind die Häuptlinge dem Tapu unterworfen. Die Menge der Fälle, wo das Tapu eintritt und die Unmöglichkeit, es nicht bisweilen zu übertreten, hat zur Folge, dafs es den Eingebornen von Neu-Seeland niemals an Entschuldigungen fehlt, einander anzufallen und zu berauben. Wenn jeder andere Vorwand zu einem Raubzuge fehlt, so ist es der Bruch eines Tapu, der ihn rechtfertigen mufs.

Es giebt einige vornehme Personen, die in Hinsicht des Tapu besondere Auszeichnungen geniefsen. Wenn irgend ein besonderes Geschäft vollbracht worden, so schickt man einem solchen verehrten Manne das *Poapoa* oder die „heilige Speise," wohl auf 60 Meilen weit, damit er sie essen und dadurch tapuirt seyn möge. Wollte er diese Ehre ausschlagen, so würde er in den Augen des Volks aufserordentlich an Achtung verlieren. Der Mann, welcher das *Poapoa* überbringt, darf auf dem ganzen Wege, wie lang derselbe auch seyn möge, weder essen noch trinken. *Yate* erzählt, dafs es ihm zuweilen gelungen sei, Leute, die auf diese Weise der Ohnmacht und dem Verschmachten nahe waren, zu bewegen, von der Strenge des lächerlichen Gebrauchs abzugehen. Er öffnete seinen eignen Vorrath von Lebensmitteln und theilte dem Armen davon mit. Dieser tröstete sich damit, dafs es ei-

ropäische Kost sei, die er genieſse, und daſs er folglich keinen Bruch des Tapu begehe. „Erwägt man“ — fährt der Verfasser fort — „den allgemeinen Charakter des Tapu, die trübe Gemüthsstimmung, in welche er die damit Belegten versetzt, die schrecklichen Verbrechen, zu welchen er bisweilen verleitet, und (obwohl er bei den Verständigsten als etwas Lächerliches betrachtet und nur aus Rücksichten der Klugheit beibehalten wird) die Herrschaft, welche er über das Gemüth, die Neigungen und Befürchtungen der groſsen Volksmasse ausübt, so kann man das Tapu nur für eine höchst fluchwürdige Einrichtung ansehen. Gewiſs konnte der groſse Feind der menschlichen Seelen, um das menschliche Herz in ewiger Sklaverei zu erhalten, keine strengere Fessel der Täuschung erfinden.“

Die Stelle ärztlicher Heilmittel und wundärztlicher Verrichtungen vertreten abergläubische Gebräuche. Wenn Jemand Schmerzen im Rücken oder im Kreuze hat, so legt er sich auf die Erde und ein Anderer muſs auf ihn springen und ihn treten. Eine Wunde wird mit einem Steine gequetscht, damit sie recht bluten möge, und dann läſst man das verwundete Glied einräuchern. Das Einzige, was man eigentlich eine Arznei nennen kann, ist das Blatt oder die Wurzel der *Flachspflanze (Phormium tenax)*; diese wird zu einem Brei geschlagen, gewärmt und heiſs aufgelegt. *Dasselbe geschieht* auch mit der Wurzel der *Rengarenga (Arthropodium cirratum)*, welche man, in

derselben Weise anwendet, um Geschwülste zu zertheilen oder Geschwüre zu öffnen. Bei allen innerlichen Uebeln, Entzündung, Auszehrung etc. legt sich der Kranke nieder, schickt nach einem Priester, ergiebt sich in sein Schicksal und stirbt.

Auf *Träume* wird sehr viel gehalten, und sie haben einen erstaunlichen Einfluſs auf die Handlungen der Eingebornen. Wenn etwas Wichtiges vorgenommen werden soll, so träumt gewiſs ein alter Mann oder ein altes Weib davon, und der Traum wird von diesen Leuten nach Gutdünken ausgelegt. Ein ganzes Dorf wird nicht selten mitten in der Nacht furchtbar aufgeschreckt durch das Geschrei einiger alten Weiber, welche den Geist des Häuptlings im Traume gesehen haben wollen, wie er vor ihnen getanzt habe, oder wie sein Kopf auf eine Stange gesteckt worden sei. Dieſs bedeutet nämlich, daſs er todt ist, oder daſs ihn irgend ein schweres Unglück betroffen hat.

Ferner glauben die Neu-Seeländer an gute und böse *Vorzeichen* und haben eigne abergläubische Mittel, die Zukunft zu erforschen. Am meisten wird das Benehmen der *Vögel* als Vorzeichen betrachtet. Wenn bei einer Berathschlagung eine Eule zu schreien anfängt, so ist dieſs ein übles Zeichen. Fliegt dagegen ein Habicht über die Köpfe derjenigen, welche sich zum Kriege rüsten, so verkündigt dieſs unfehlbar glücklichen Erfolg. Das Gurren einer Taube in dem Augenblicke, wo ein Knabe geboren wird, bedeutet,

dafs grofse Dinge durch ihn vollbracht werden sollen.

Was das Erforschen der Zukunft betrifft, so scheint diefs nur in solchen Fällen vorgenommen zu werden, wo mehre Stämme sich vereinigen, um einige entfernte Stämme, mit welchen sie in Feindschaft leben, anzugreifen. Der jüngste Sohn einer Familie, der aber schon mannbar seyn mufs, ist diejenige Person, welche zur Befragung des Schicksals ausersehen wird. Er wählt eine vor dem Winde geschützte Stelle, und reinigt sie ungefähr sechs Fufs ins Gevierte von Farnkraut und andern Gewächsen. Hierauf sucht er eine Anzahl Stäbe von gleicher Gröfse aus, gerade so viel, als wahrscheinlich von beiden Seiten Stämme mit einander in Kampf gerathen werden. Der Himmel mufs ganz heiter seyn und kein Lüftchen darf sich rühren. Nun steckt der Jüngling die Stäbe locker in die Erde, und zwar in zwei Reihen, um die streitenden Heere damit anzudeuten. Auch giebt er jedem Stabe den Namen des entsprechenden Stammes. Hierauf murmelt er einige Sprüche und zieht sich dann auf einen entfernten Platz zurück, um zu warten, bis der Wind sich erhebt und welchen Einfluss er auf die Stäbe haben wird. Bläst dieser so, dafs die feindliche Reihe rückwärts fällt, so ist an ihrer gänzlichen Vernichtung nicht zu zweifeln. Fallen sie in schiefer Richtung um, so werden sie nur theilweise in Unordnung gerathen; fallen sie aber vorwärts, so dafs sie der gegenüber stehenden Reihe nahe

kommen, so bedeutet dieſs, daſs sie Sieger seyn werden. Die nämliche Auslegung gilt für die Stöcke, welche die eignen Stämme vorstellen. Es läſst sich leicht denken, daſs der wirkliche Ausgang der Schlacht nicht immer mit dem Orakelspruche übereinstimmt, was jedoch dem Glauben daran keinen Eintrag thut.

Die Neu-Seeländer finden auch groſses Wohlgefallen an wunderbaren, besonders schauderhaften Erzählungen und Mährchen. Zur Nachtzeit fürchten sie sich sehr, im Freien zu seyn und jedes Ungewohnte, das sie sehen oder hören, verursacht ihnen Schrecken. Es giebt auch gewisse Zeiten, wo sie abergläubischer sind als zu andern. Besonders seltsame Vorstellungen machen sie sich über Unfälle zur See. Wenn ein Schiff beim Einlaufen in den Hafen von Hokianga zu Grunde geht, so wird dieſs der Bosheit des *Taniwa* zugeschrieben, eines Seeungeheuers oder bösen Geistes, welcher sich unter dem Schiffe empor richtet und es umstürzt. Hat irgend Jemand etwas Böses gethan, ist er über einen tapuirten Grund gegangen, oder hat er nur im Mindesten ein Tapu gebrochen oder verletzt, so fürchtet er sich ganz entsetzlich vor dem *Taniwa* und bildet sich ein, daſs er sich schlechterdings nicht aufs Meer begeben könne, ohne von ihm beschädigt oder vielleicht gar getödtet zu werden. Auf diese Weise sind oft sehr wichtige Unternehmungen zur See theils über den schicklichen Zeitpunkt hinaus aufgeschoben, theils gänzlich unterlassen worden.

Auch der Glaube an *Zauberei* ist allgemein verbreitet. Wenn ein Häuptling, sein Weib oder sein Kind, krank wird, so glaubt man ohne Bedenken, dafs diefs eine Folge von Zauberei sei. Indessen wird der Name des muthmafslichen Zauberers noch verschwiegen, bis der schickliche Augenblick gekommen ist, wo man Rache an ihm nehmen kann. Es giebt selbst Leute, welche sich ohne Furcht für Zauberer erklären und diese werden oft aufgefodert, irgend Jemanden, dem man übel will, Böses zuzufügen. Sie schlagen dieses Verlangen, freilich nicht ohne gut belohnt zu werden, selten ab und murmeln dann gewisse Gebete und Flüche gegen die bezeichnete Person. Sollte die Letztere um diese Zeit wirklich krank werden oder gar sterben, so hat der Zauberer nichts Eiligeres zu thun, als zu entfliehen und sich eine Zeit lang zu verbergen. In der Regel sterben auch die wenigsten dieser Leute eines natürlichen Todes, und Niemand bedauert sie.

Heirathen werden meist unter den Gliedern eines und desselben Stammes, also unter Verwandten und Freunden geschlossen; selten nimmt Jemand ein Weib von einem andern, oder gar von einem fremden Stamme. Wenn ein Häuptling sich verheirathen will, so trifft er seine Wahl nach Gutdünken, ohne sich um die Wünsche und Neigungen der Braut zu bekümmern. Sollte sie sich weigern oder ihre Aeltern und Verwandten nicht einwilligen, so macht er Anstalt, sie mit Gewalt zu nehmen. Es entsteht ein Handgemenge, bei

welchem die arme Braut am schlimmsten wegkommt, da beide Theile sich um sie reifsen, der eine, um sie zu entführen, der andere, um sie zurückzuhalten. Ist dem Bräutigam die Entführung gelungen, so wird ein Fest veranstaltet, und das ohne weitere Ceremonien neuverehelichte Paar begiebt sich ruhig nach Hause.

Vielweiberei ist im ausgedehntesten Sinne des Wortes gestattet, doch ist nur Eine Frau die eigentliche Gattinn; die übrigen werden mehr als Beischläferinnen betrachtet, obwohl die Kinder ohne Unterschied gleiche väterliche Liebe geniefsen. Ehebruch wird an beiden Schuldigen äufserst streng bestraft. Sollte man sie auch nicht zum Tode verurtheilen, so werden sie doch so furchtbar geschlagen und verwundet, dafs sie für ihr ganzes übriges Leben höchst elend bleiben. Uebrigens hat die Vielweiberei in diesem schlecht regierten Lande viel Böses gestiftet und die entsetzlichsten Mordthaten kommen zum Theil auf ihre Rechnung. Die verschiedenen Frauen werden auf einander eifersüchtig, und daraus entstehen Zwistigkeiten, die, einmal begonnen, nicht so leicht wieder beizulegen sind. Eine Folge derselben war eine Zeit lang der Kindermord, welcher in sehr beunruhigender Weise um sich zu greifen anfing. *Yate* sagt, dafs er mehrmals Augenzeuge gewesen sei, wie die eigne Mutter ihr Kind umgebracht habe. Doch widerspricht er der in einem *neuern Berichte* über diesen Archipel enthaltenen *Behauptung*, dafs die neuseeländischen Mütter ihre

Kinder verzehrten. Ein anderes Uebel, welches aus der Vielweiberei hervorgeht, ist, dafs die Erzählungen von den Zänkereien der eifersüchtigen Weiber unter andern Stämmen verbreitet werden, wo diese oder jene Frau Verbindungen hat. Dadurch entsteht Hafs und Groll unter dem Volke, welcher bei der ersten Gelegenheit, wo mehre Personen versammelt sind, in Thätlichkeiten ausbricht und langwierige Feindschaften zur Folge hat. Obwohl Verheirathungen mit andern Stämmen als etwas Unrechtes betrachtet werden, so ist es doch in der Mission mehrmals gelungen, die Aeltern junger Leute von verschiednen Stämmen zu bewegen, dafs sie zur Verehelichung der Kinder ihre Einwilligung gaben. Die Folge davon ist gewesen, dafs die Leute sich besser haben kennen lernen, und dafs mehre Stämme, die seit undenklichen Zeiten in Feindschaft mit einander lebten, sich versöhnt haben. Auch die Vielweiberei findet unter ihnen nicht mehr in solcher Ausdehnung wie früher Statt. Kinder- und Selbstmord sind unter den Eingebornen in der Nachbarschaft der *Insel-Bay* fast ganz verschwunden.

Alle Gefühle der Neu-Seeländer sind äufserst lebhaft. Eben so leicht, als sie aufbrausen und selbst in Wuth gerathen, überschreiten sie auch nicht selten in ihrer Zuneigung und Liebe alle Gränzen. In Beziehung auf die letztern Gesinnungen sind sie auch zuweilen gewaltige Heuchler. Sobald *sie einen* Fremden erblicken, bewillkommnen *sie ihn mit dem* gewöhnlichen Zuruf Haere mai

(Komm her)! und bewirthen ihn mit Allem, was eben im Hause oder im Dorfe vorräthig ist. Ist er der Freund von Leuten, mit welchen sie bekannt sind, so bestürmt man ihn mit Fragen nach ihrem Befinden und ihren Verrichtungen. Auch wird er nicht eher fortgelassen, als bis man weifs, wohin er geht, was er dort zu thun hat, wenn er wiederkommen wird, auf welchem Schiffe (wenn er ein Europäer ist) er angekommen, wie viel Vermögen er besitzt und was in Beziehung auf sie und ihr Land der Zweck seiner Ankunft ist.

Zärtliche Gefühle werden besonders bei der Abreise und Wiederkunft von Freunden an den Tag gelegt. Unternimmt ein Freund eine Reise nach *Port Jackson* oder *Van Diemens-Land*, so sucht man seine Betrübnifs darüber so kräftig und laut als möglich zu äufsern. Den Anfang macht ein halb liebkosender, halb schmollender Seitenblick, begleitet von Aechzen und Seufzen und irgend einem lebhaften Ausruf. Eine Thräne glänzt im Auge; mit verzerrtem Gesicht nähert man sich langsam dem Freunde und fällt ihm endlich um den Hals. Hierauf beginnt ein übermäfsiges Geschrei, das in ein wahres Brüllen übergeht, und der Arme wird unter Küssen und Thränen fast erdrückt und erstickt. Bei der Rückkunft, oder auch wenn man Besuche von entfernten Freunden empfängt, erfolgt derselbe leidenschaftliche Auftritt. Indessen sind dergleichen Ausbrüche des Gefühls oft nur erkünstelt. Der Neu-Seeländer sieht seinen Freund oft schon von

weitem kommen und bleibt ganz kalt bei seinem Anblick. Erst wenn er ganz nahe an ihn herantritt, fährt er plötzlich auf; packt (dies ist der passendste Ausdruck) sein Opfer mit beiden Händen und beginnt nun seine Liebe und Zärtlichkeit an ihm auszulassen.

Die Neu-Seeländer sind keinesweges mifstrauisch gegen Fremde. Freilich lieben sie die Franzosen nicht und zwar seit der Zeit, wo Capitän *Marion* in der Insel-Bay ums Leben kam; aber die Engländer und die Amerikaner sind, ungeachtet der vielen Beleidigungen, welche sie zu Zeiten den Eingebornen zugefügt haben, stets herzlich willkommen. *Yate* sagt: „Ich habe im März 1834 an Tausend Europäer und Amerikaner zu gleicher Zeit in der Insel-Bay beisammen gesehen; aber es war von Seiten der Eingebornen nicht die mindeste Besorgnifs wahrzunehmen, dafs diese Menge von Fremden etwa Besitz von der Insel nehmen möchten, oder dafs sie wenigstens etwas dieser Art für die Zukunft wünschten. Gewifs würde es zu einem harten Kampfe kommen, ehe die Eingebornen irgend einer fremden Macht gestatteten, sich der Insel oder auch nur eines Theils derselben zu bemächtigen, ohne dafür eine angemessene Entschädigung zu geben. Das Eigenthumsrecht wird überhaupt sehr heilig gehalten. Jeder kennt genau die Gränzen seines Grundes und Bodens, und er bleibt ihm bis an seinen Tod oder bis er ihn durch Kriegsunfälle verliert. Ein stärkerer Stamm kann nämlich einen schwä-

chern mit Krieg überziehen, und wenn er diesen besiegt, so eignet er sich alles Land zu, welches der Ueberwundene besitzt. Hat dagegen ein Stamm Eigenthum in einer von seinem Wohnplatze entfernten Gegend, so läfst er es wohl zuweilen geschehen, dafs Andere diese Ländereien in Besitz nehmen; aber er vergifst nicht, sein Recht darauf jedes Jahr in Erinnerung zu bringen.

Die öffentlichen *Strafen* sind in Neu-Seeland gewöhnlich nicht sehr streng. Die Eingebornen mifsbilligen die bei den Europäern gebräuchlichen Strafen, indem sie solche höchst grausam nennen. Mehrmals wiederholter Diebstahl wird zuweilen nur dadurch bestraft, dafs man den Dieb mit einem Stock oder einem Ruder tüchtig über den Kopf schlägt. Auf die Verletzung des Tapu folgt Entziehung des Eigenthums; nur auf den Ehebruch ist Todesstrafe gesetzt. Die Neu-Seeländer finden die brittische Art, Verbrecher hinzurichten, namentlich dafs dem Verurtheilten der Tod erst förmlich angekündigt und ihm Zeit gelassen wird, mehre Tage darüber nachzudenken, sehr tadelnswerth. Sie halten es für zweckmäfsiger und menschlicher, den Verbrecher unversehens, durch einen Schufs oder Schlag zu tödten. Auf ihrem Standpunkte als Heiden, die von einem künftigen Leben und von den Tröstungen der Religion in der Todesstunde nichts wissen, können sie freilich nicht anders urtheilen.

Als ein Barbarenvolk betrachtet, sind die *Neu-Seeländer* sehr thätig und betriebsam, be-

sonders wenn man sie mit den Bewohnern der mehr nördlich gelegenen australischen Inseln vergleicht. Sie müssen aber auch wirklich arbeiten, wenn sie essen wollen. Sie haben keine Yams, keine Kokosnüsse, keine Bananen, die ohne Pflege wachsen. Selbst die Wurzel des Farnkrautes, die in frühern Zeiten ihr Haupt-Nahrungsmittel war, kann nur durch äufserst angestrengte Arbeit gewonnen werden. Unter dem üppigen Himmelsstriche der *Freundschaftsinseln* z. B. bedarf der Mensch kaum einer Arbeit, um alle Bedürfnisse des Lebens und selbst vieles Ueberflüssige zu erhalten. Der Müfsiggang ist also dort gleichsam durch die Natur zum Gesetz gemacht. Der Verfasser sagt, dafs selbst das Christenthum bis zum J. 1830 die dortigen Einwohner nicht dahin gebracht hatte, durch Betriebsamkeit ihren Zustand zu verbessern oder die Güter des Lebens dadurch zu vermehren. Diefs ist in *Neu-Seeland* keineswegs der Fall. Es gibt hier, mit wenig Ausnahmen, keine Früchte, welche die Natur freiwillig hervorbrächte. Alles mufs angebaut und anhaltend gepflegt werden. Neun Monate im Jahre ist ein grofser Theil der Eingebornen mit der Bearbeitung der Felder beschäftigt, und nur etwa zwei Monate können sie sich dem Nichtsthun überlassen. Sie bringen diese Zeit mit Besuchen, Bewirthen, Plaudern, Spielen und Schlafen zu, nehmen aber diese zwei Monate gar nicht in ihren Kalender auf, *indem sie sagen*, dafs sie, als unnütz zugebracht, *einer solchen* Ehre gar nicht würdig seien.

Sie rechnen nämlich die Zeit nach *Monden*, von welchen sie aber nur zehn für das ganze Jahr annehmen, indem der letzte Monat, am Ende des Herbstes, so lang ist, wie drei der übrigen.

Die *Nahrungsmittel* der Neu-Seeländer sind jetzt sehr mannichfaltig. Ehemals waren sie auf Süfskartoffeln, Farnkraut-Wurzeln und Fische beschränkt, wozu noch als Leckerei der süfse Stängel des *Tawara (Astilia angustifolia)*, kam, einer Schmarozerpflanze, die sich zwischen den Aesten des Kahikaton- und Puriri-Baumes findet. Jetzt haben sie verschiedene Knollengewächse, eine gröfsere Gattung von *Convolvulus batatas* als die ehemalige, Melonen, Kürbisse, grüne Flaschenkürbisse (Kalabassen), Kohl, Zwiebeln, Yams, Pfirsiche, Mais und mancherlei efsbare Wurzeln; ferner eine grofse Menge Schweinefleisch, welche in Verbindung mit den Vögeln, auf welche sie Jagd machen, und der ungeheuern Masse von Fischen, die an den Küsten gefangen werden, einen gewifs nicht zu verachtenden Küchenzettel liefern. Die Methode der Inselbewohner, das Fleisch zu kochen, ist sehr einfach. Ein rundes Loch wird in den Erdboden gegraben, unten beckenförmig ausgehöhlt und dann mit trocknem Brennholz und kleinen Steinen angefüllt. Wenn die Steine durch und durch erhitzt sind, nimmt man sie aus dem Loche heraus und reinigt dasselbe von der Asche und den Kohlen des verbrannten Holzes. Hierauf wird wieder ein Theil der heifsen Steine hineingethan, auf diese das

Fleisch gelegt, mit andern heifsen Steinen zugedeckt, und oben um den Rand eine Einfassung von nassen Baumblättern gelegt, damit keine Erde hineinfallen möge. Den Beschlufs macht eine obere Lage von Blättern, worauf eine Kalabasse voll Wasser auf das Ganze geschüttet und Alles zusammen mit Erde bedeckt wird, so dafs von dem Dampfe des erhitzten Wassers nichts entweichen kann. Man weifs sehr genau, wie viel Zeit es braucht, bis die Speisen gar gekocht sind. Zu einer Mahlzeit für acht oder zehn Personen bedarf es etwa anderthalb Stunden.

Die Neu-Seeländer essen auch gern gerösteten Mais und dergleichen Erdäpfel, so wie gebackne oder auf dem Rost gebratene Tauben und Fische. In der Regel werden täglich nur zwei Mahlzeiten gehalten, eine um eilf Uhr Vormittags und die andere Abends. Indessen pflegen sie beständig etwas zu knaupeln, und gewöhnlich haben sie etwas Kaltes in Bereitschaft, im Fall sie vor der nächsten Eßstunde hungrig werden sollten. Gefräfsig sind sie übrigens nicht. Da sie aber wenig und selten Fleisch essen, so braucht es allerdings eine ansehnliche Menge von Pflanzenkost, um einen hungrigen Menschen, der den ganzen Tag im Freien zubringt und wenigstens sechs Mal in der Woche unter freiem Himmel schläft, vollständig zu sättigen. Uebrigens nimmt der Anbau ihrer Küchengewächse, der Fischfang und die Zubereitung der mancherlei Speisen keinen geringen *Theil ihrer* Zeit in Anspruch.

Auch für mancherlei Leckereien sind die Neu-Seeländer sehr eingenommen. Der Verfasser beschreibt folgendes Mischgericht, welches er selbst in einer Art von hölzernem Gefäfs zubereiten sah. Die Bestandtheile waren: der Stängel der obenerwähnten Schmarozerpflanze *Tawara*, welcher zu einem Brei gestofsen wurde; einige klein gehackte Pfirsiche und Zwiebeln; einige gekochte Erdäpfel und Kumera (Früchte des *Kohutuhuta*, *Fuchsia excorticata*); ein Schweinsgehirn; ein wenig Speck und Fischthran; der Saft des *Tupakisi* (*Coriaria sarmentosa*), einer an Geschmack dem Holländer ähnlichen Beere, deren Blätter, Aeste und Samen aber giftig sind; endlich ein wenig Zucker. Alles dieses wurde durch einander gemischt und mit den Händen zu einem Brei geknetet.

Der Gebrauch des *Tabaks* ist allgemein in ganz Neu-Seeland. Er wird aber meistens geraucht. Der Verfasser meint, dafs dieser Gebrauch bei den häufigen Wechseln der Temperatur, der oft rauhen und naſskalten Witterung und der übrigen Lebensweise der Eingebornen, ihrer Gesundheit zuträglich sei. Auch habe das Tabakrauchen sie bis jetzt vor dem Laster der Trunkenheit bewahrt, welchem in der Regel die wenigen Nichtraucher an den Küsten ergeben seien.

Von den Spielen und Vergnügungen der Eingebornen ist wenig zu sagen. Ihre Lieblingsunterhaltung ist Plaudern und wundervolle Geschichten zu erzählen, mit welchen sie die meisten ih-

rer müfsigen Stunden und oft einen Theil der Nacht, anstatt zu schlafen, hinzubringen pflegen. Ehe sie mit der Flinte bekannt waren, bedienten sie sich der Wurfspiese, um damit zur Unterhaltung kleine Vögel im Walde, oder Enten auf den Seen und Flüssen zu erlegen. Jetzt wird natürlich dem Feuergewehre der Vorzug gegeben und das Schiefsen ist eine Lieblingsbeschäftigung aller jungen Männer auf der Insel. Sie geben freilich ziemlich linkisch mit der Flinte um, treffen aber, wenn der Gegenstand in Ruhe ist, sehr gut. Vom Schiefsen im Fluge scheinen sie noch nichts zu verstehen. *Ti* ist ein Fingerspiel, welches viel Aehnliches mit dem italienischen Mora-Spiel hat. Es wird erfordert, dafs der Eine in dem Augenblicke, wo der Andere ein gewisses Wort ausspricht, schnell seine Finger in eine bestimmte Stellung bringt, welche nach den Gesetzen des Spiels diesem Worte entspricht. Da das Spiel von Jugend auf getrieben und geübt wird, so giebt es grofse Meister darin. Laufen, Klettern, Schwimmen, Ringen, Drachen fliegen lassen und Ballschlagen sind gröfstentheils einheimische Spiele. Dagegen sind das Scheibenwerfen, Bogenschiefsen und noch einige andere von den Engländern hieher verpflanzt worden. Die Neu-Seeländer sind auch sehr geschickt im Nachahmen, und würden, bei gehörigem Unterricht, gute Zeichner werden. Sie können sowohl auf dem Papier mit dem Pinsel als an einer Mauer mit Kohle oder Kreide ein *Schiff recht genau* darstellen. Einige zeichnen

auch Menschen, Pferde, Rinder, Schafe, Häuser u. s. w. Nicht selten pflegen sie damit ihre Erzählungen zu erläutern, z. B. ein Haus abzubilden, das sie auf der Reise in *Port Jackson* gesehen haben.

Eine bekannte Sache ist die *Kriegslust* der Neu-Seeländer, welche sie, so zu sagen, schon mit der Muttermilch einsaugen. Indessen kann man ihnen doch nicht eigentliche Tapferkeit zuschreiben, wenn man nicht einige Beispiele von blinder Tollkühnheit so nennen will. Freilich kämpfen sie, wenn sie angegriffen werden, mit gröfster Wuth für die Sicherheit ihrer Familien und nächsten Anverwandten, so wie für die Erhaltung ihrer Wohnplätze, Felder und Gärten. Aber es ist kein eigentliches National-Gefühl anzutreffen. Jeder ist eifersüchtig auf das Ansehen und die Gewalt seines Nachbars, und hier wie überall, wo nur das Recht des Stärkern gilt, läfst der Letztere selten eine Gelegenheit vorbeigehen, den Schwächern zu berauben oder gar zu vernichten.

Der Neu-Seeländer wird nicht leicht angreifen, wenn er nicht im Voraus des Sieges gewifs ist. Vorzüglich findet man grofsen Wohlgefallen an Raubzügen, d. h. an solchen Unternehmungen, welche die Plünderung der Aerndten zum Zweck haben. Gewöhnlich werden sie mit einem Schein *des* Rechts ausgeführt; es ist z. B. ein Ehebruch *begangen*, ein falscher Eid geschworen, ein Tapu *gebrochen* worden u. s. w., so dafs dafür Rache

genommen werden mufs. Was man nicht mit fortschleppen kann, wird meistentheils zerstört. Die Folgen einer Anfangs unbedeutenden Fehde sind gewöhnlich sehr ernst und führen Krieg zwischen ganzen Stämmen herbei. Wehe besonders den Besiegten! Wer nicht getödtet oder gefressen wird, kommt wenigstens unter das Joch der Sklaverei, und dieses ist in Neu-Seeland ein sehr schweres Joch. Der Sklav mufs jedem Winke seines Herrn gehorchen, sich jede erdenkliche Mifshandlung gefallen lassen, ja sogar gewärtig seyn, dafs er als Ersatz für den Tod irgend einer bedeutenden Person oder für die geringste Verletzung irgend eines Gesetzes umgebracht werde. Allerdings giebt es Ausnahmen. Es fehlt nicht an Herren, die besonders gütig gegen ihre Kriegsgefangnen sind. Sie gestatten ihnen für Andere zu arbeiten und sich dafür bezahlen zu lassen, und sind zufrieden, wenn ihnen der Sklav zuweilen einen Theil seines Verdienstes zum Geschenk macht. Man weifs sogar, dafs Sklaven grofsmüthig ihre Freiheit erhalten haben und ihren Aeltern, Verwandten und Freunden ohne Entgeld zurückgeschickt worden sind. Sehr viel zur Verbesserung des Zustandes der Sklaven haben die englischen Missionen beigetragen.

Ein *Pa*, oder eine neuseeländische Festung, ist ein Ort, wohin sich die Eingebornen eines Stammes, oder auch mehrer Stämme, welche nahe und freundschaftlich beisammen leben, zurückziehen und ihre Weiber, Kinder und Sklaven und

dem Feinde in Sicherheit bringen. Gemeiniglich wählt man dazu eine Stelle an einem Flusse, auf dem flachen Gipfel eines Hügels, so dafs man sich leicht mit Wasser versehen kann. Manche Festungen dieser Art haben aufserordentliche Mühe gekostet und sind sehr stark. Sie haben an jeder angreifbaren Seite eine doppelte Einzäunung, welche von einem Feinde, der nur mit Flinten bewaffnet ist, nicht genommen werden kann, vorausgesetzt, dafs die Belagerten gleichfalls mit hinlänglichen Vertheidigungsmitteln versehen sind. Die innere Einzäunung ist 20 bis 30 Fufs hoch, und besteht aus langen und starken Pfählen und Pfosten, welche mit den strickartigen Wurzeln des *Torotoro*, einer sehr häufig vorkommenden Waldpflanze, fest zusammengeflochten sind. Jede sechs Fufs von einander ist eine ziemlich kunstreich aus Holz geschnitzte, fürchterlich aussehende Figur angebracht, welche in der Hand ein *Patu* (eine Art Waffen der Eingebornen) hält und dem angreifenden Feinde drohend entgegen blickt. Etwa 60 Fufs von einander entfernt sind kleine viereckige Vorsprünge, gleichsam Bastionen, mit Schiefslöchern, so dafs man im Fall des Angriffs ein Kreuzfeuer machen kann. Die äufsere Einzäunung ist weniger fest als die innere, und hat zunächst den Zweck, den Feind zu beschäftigen, damit er die innere Verschanzung nicht sogleich durchbrechen könne. Man hat Beispiele, dafs ein *solches Pa* fünf bis sechs Monate lang vergeblich *und nicht ohne* grofsen Verlust an Mannschaft be-

lagert worden ist. Das Innere dieser festen Plätze kann eine Stadt genannt werden. Die Häuser stehen in Vierecken beisammen. Als Ausgänge dienen in Kriegszeiten kleine Löcher in der äufsern Verschanzung, durch welche ein Erwachsener nur mühsam kriechen kann. Eigentliche Thore hat nur die innere Einzäunung. Sie bestehen aus starkem Holz, sind mit Riegeln und Pflöcken versehen und werden nur im höchsten Nothfalle geöffnet.

Was die einheimischen *Waffen* der Neu-Seeländer betrifft, so sind diese in neuerer Zeit allerdings durch die Einführung der Flinte und der Axt ziemlich nutzlos geworden. Bei der Belagerung eines festen Platzes bedient man sich vornehmlich der Schleuder. Es werden mittelst derselben glühend heifse Steine auf die Häuser geworfen, und wenn man diese nicht alsogleich wegschafft, so geräth das Strauchwerk, aus welchem die Dächer bestehen, schnell in Brand und der ganze Ort kann in Flammen aufgehen. Ehemals waren auch der Wurfspiefs, die Keule und das *Meri* sehr gebräuchliche Waffen. Das Letztere ist aus grünem Talkstein verfertigt und hat die Form eines Biberschwanzes. Man bedient sich seiner, um dem erlegten Feinde den Kopf abzuschlagen und das Gehirn aus dem Schädel zu werfen. Es ist die einzige Waffe, die noch immer in Ansehen steht und durch die europäischen *nicht verdrängt* worden ist. Man betrachtet es *als eine Art* von Auszeichnung, wenn man unter

dem Oberkleide oder am Gürtel herabhangend, ein solches Meri trägt, welches dann unter die schönsten Arbeiten des einheimischen Kunstfleifses gehört. Es erbt auf Kinder und Kindeskinder fort, und schwerlich wird sich eine Familie um irgend einen Preis davon trennen wollen. Die aus Holz, Walfischknochen oder aus etwas Anderm als Talk gemachten Meris werden nicht sehr geschätzt, und man kann dergleichen für ein Messer, eine Scheere oder selbst für ein Bischen Tabak kaufen.

Die Art der Kriegführung der Neu-Seeländer ist sehr roh und unregelmäfsig. Gewöhnlich beginnen sie das Gefecht mit einem Angriff in Masse. Dann flüchten sie sich hinter Bäume, Häuser, Schiffe etc. und unterhalten ein Lauffeuer. Meistens feuern sie, ohne zu zielen, nur aufs Gerathewohl, und sie richten nicht selten unter den eignen Freunden die Zerstörung an, welche sie dem Feinde zugedacht hatten. Den Erschlagnen behandelt man aufs grausamste. Aus den empfindlichsten Theilen des Körpers saugt man das Blut, um den Durst nach Rache damit zu stillen. Das Siegesfest schliefst gewöhnlich mit lautem Klaggeschrei über die gefallnen Freunde, worauf man die Köpfe der Feinde abschneidet und die Leichname für das Siegesmahl zubereitet. Es ist leider aufser Zweifel, dafs die Neu-Seeländer Menschenfresser sind. Sie verzehren, mit wenigen Ausnahmen, die Leichname der Häuptlinge, welche sie im Kriege getödtet haben. Indessen be-

schränkt sich dieser gräfsliche Gebrauch nur auf den Krieg und scheint blofs aus glühendem Rachedurst, nicht aus eigentlicher sinnlicher Begierde nach Menschenfleisch, hervorzugehen.

Rachsucht ist überhaupt die erste aller Leidenschaften des Neu-Seeländers. Auch die kleinste Beleidigung wird nicht vergessen und bleibt nicht unvergolten. Von Geschlecht zu Geschlecht erbt das Andenken derselben fort und wird noch in später Zeit als Vorwand zu einem feindlichen Angriff benutzt, sobald sich nur eine passende Gelegenheit dazu darbietet. Aus demselben Rachegefühl entspringt der Gebrauch, die abgeschnittnen und zubereiteten Köpfe der Feinde als Siegesdenkmähler aufzubewahren. Bei manchen Festlichkeiten werden diese Köpfe auf den Dächern der Häuser in Reihen aufgestellt. Sollten sich aber Missionäre bei dieser Gelegenheit einfinden, so verhüllt man sie mit tapnirten Tüchern. Es sind gräfsliche Gegenstände, diese Köpfe. Die Gesichtszüge sind auf höchst wunderbare Weise wohl erhalten; Haar und Bart ganz unversehrt; nur die Augen sind geschlossen und geben dem Ganzen das Ansehen einer Leiche. — Der Gebrauch, die Köpfe der Feinde aufzubewahren, ist erst in neuerer Zeit entstanden. Ehemals beschränkte sich diese Sitte nur auf die Köpfe der verstorbenen Freunde, denen man selbst eine Art religiöser Verehrung bezeigte. Als aber die Europäer dergleichen Köpfe begierig zu kaufen suchten, um sie als Merkwürdigkeiten mit nach Hause zu brin-

gen, und man sich doch von denen der Freunde nicht gern trennen mochte, fing man an die Köpfe der Feinde für diesen Zweck vorzurichten. Dieser schändliche Handel mit Menschenköpfen hat jetzt auf ganz Neu-Seeland eine grofse Ausbreitung erhalten. Selbst nach *Sidney*, in Neu-Süd-Wales, wurden sie förmlich zu Markte gebracht. Doch hat der dortige brittische Statthalter dem Unwesen in letzter Zeit durch ein strenges Verbot gesteuert.

Das Verfahren bei der Zubereitung der Köpfe wird von unserm Verfasser in folgender Weise beschrieben, wie sie ihm ein Häuptling mittheilte, der darin grofse Geschicklichkeit besafs. Nachdem der Kopf vom Rumpfe abgeschnitten worden, wird durch eine an der hintern Seite gemachte Oeffnung das Gehirn herausgenommen und der Schädel inwendig von allen fleischigen Theilen sorgfältig gereinigt. Hierauf nimmt man die Augen heraus und wirft den Kopf in siedendes Wasser, welches durch glühende Steine in steter Hitze erhalten wird. Nachdem die Haut so weich geworden, dafs man sie abstreifen könnte, wird der Kopf plötzlich in kaltes Wasser gesteckt, wieder herausgenommen und in einen geheizten Ofen gethan, damit die Wärme und der Dampf das Innere des Schädels ganz durchdringen können. Nachdem dieses gehörig geschehen, steckt man ihn auf eine Stange zum Trocknen, legt ihn dann abermals in den Ofen und entfernt nun das Fleisch von allen knochigen Theilen. Hierauf wird der

leere Raum unter der Haut mittelst kleiner Stäbchen mit Flachs oder zarter Baumrinde (wohl Moos) ausgefüllt, so dafs das Gesicht seine vorige Gestalt wieder empfängt und die Gesichtszüge erhalten werden. *) Die Nasenlöcher werden sorgfältig mit Farnkrautwurzel ausgestopft, und die Lippen gewöhnlich zusammengenäht; doch läfst man diese zuweilen auch geöffnet, so dafs die Zähne zu sehen sind. Zuletzt hängt man den Kopf noch einige Tage lang an die Sonne, damit er vollkommen austrockne. Wenn der so zubereitete Kopf nunmehr gut aufbewahrt und besonders vor Feuchtigkeit geschützt wird, so erhält er sich äufserst lange.

Gewöhnlich hebt man den Kopf eines Häuptlings, wohl eingewickelt, an einem tapuirten Orte auf. Kommt aber ein Freund oder ein naher Verwandter des Todten in das Dorf, so holt man den Kopf hervor, damit der Freund über ihn weinen, ihn liebkosen und die Geister der Rache gegen den, welcher ihn getödtet, heraufbeschwören könne. Man stellt in diesem Falle den Kopf meistens an irgend einer besonders weithin sichtbaren Stelle des Ortes auf, z. B. auf einem Zaunpfahle, einem Dachgiebel oder über einer Hausthüre. Man führt nun den Fremden zu dieser Stelle und zeigt ihm den Gegenstand seiner Betrübnifs. Er be-

*) Es ist schwer zu begreifen, wie das Fleisch unter der Haut weggeschafft, und diese doch unverletzt erhalten werden kann.

trachtet ihn mit Zeichen des tiefsten Schmerzes. Heifse Thränen rollen ihm über die Wangen und in lauten Klagetönen macht er seinem gepreſsten Herzen Luft. An die Stelle der Trauer tritt bald der heftigste Zorn, der in Wuth überzugehen droht. Alle Sklaven beiderlei Geschlechts suchen sich jetzt vor ihm zu verbergen, denn es könnte leicht geschehen, daſs er dem ihn anblickenden Haupte seines erschlagnen Freundes einen oder den andern zum Sühnopfer brächte. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit hüllt man den Kopf wieder in seine Decken ein und bewahrt ihn sorgfältig bis zu einer ähnlichen Gelegenheit auf.

„In keinem Lande“ — sagt *Yate* — „kann überhaupt den Todten mehr Achtung bewiesen werden, als in Neu-Seeland. Selbst der Bösewicht, der der Fluch seiner Landsleute und seiner Verbrechen wegen allgemein gehaſst war, so wie der Arme, der bei Lebzeiten umsonst nach Hilfe und Unterstützung rief, wird, sobald er gestorben ist, laut beweint und öffentlich geehrt. Alle gewöhnlichen Feierlichkeiten, das Tapu u. s. w., finden bei seiner Leiche eben so Statt, als wenn er ein reicher Mann, ein gewaltiger Krieger, ein Segen seines Volks und allgemein geliebt gewesen wäre.“

Der Tod eines Häuptlings wird sogleich durch ein lange anhaltendes Flintenfeuer bekannt gemacht. An seine entfernter lebenden Verwandten und Freunde werden Boten geschickt, damit sie sich schleunigst her begeben mögen. Die Augen

werden dem Todten vom nächsten Verwandten, Vater, Mutter, Bruder oder Schwester geschlossen und die Leiche wird mit den besten Kleidern geschmückt, welche die Angehörigen besitzen. Nachdem der erste Tag verflossen, peitscht man die Leiche mit frischem Flachse, welcher eigens für diesen Zweck gesammelt worden ist. Diefs geschieht, um alles Böse wegzujagen, was etwa noch in seiner Nähe sich aufhalten könnte. Hierauf stimmt man Gesänge an, unter welchen die Seele, wie man glaubt, den Körper verläfst und sich entweder in die himmlischen Reiche nach oben, oder in die Abgründe der Tiefe begiebt. Nun werden die Füfse hinaufgebunden, so dafs die Kniee bis an das Kinn zu liegen kommen. Die Haare werden zierlich aufgeputzt und mit Federn geschmückt, worauf man die Leiche in einen Sarg legt, welcher inwendig mit Tüchern ausgefüttert und von aufsen roth und weifs bemalt ist. In diesem Sarge stellt man den Verstorbnen öffentlich aus, so dafs ihn Alle, die es wünschen, sehen können. Zugleich beginnt ein heftiges Weinen und Klagen, welches Tag und Nacht anhält, bis die Sonne drei Mal auf- und untergegangen ist. Die nächsten Verwandten und Freunde des Verstorbnen, so wie die Sklaven und andere Dienstleute, verwunden sich dabei aufs schwerste und bieten dem Auge eines gesitteten Europäers das grauenvollste Schauspiel dar. Mit einem scharfen Stück Kieselstein zerschneidet man sich die Stirn, die Wangen, die Brust, die

Arme und die Füfse, und dieser Kieselstein wird in der Folge als ein tapuirter Gegenstand betrachtet und sorgfältig aufbewahrt. Nachdem diese ganze Zeit über auch verschiedene Gebete gesprochen worden, hängt man den Sarg mit der Leiche entweder an einem Baumaste auf, oder stellt ihn auf ein eignes zu diesem Behuf erbautes Gerüst, welches ungefähr neun Fufs hoch ist. Hierauf beginnt ein neues Wehklagen, Heulen und Schreien. Diejenigen, welche die Leiche getragen, das Haar geschmückt, den Sarg zubereitet und überhaupt irgend etwas bei dieser Feierlichkeit verrichtet haben, begeben sich zu dem nächsten Flusse und stürzen sich mehre Male bis über den Kopf ins Wasser. Nun bereiten die vornehmsten Einwohner des Orts die heilige Trauermahlzeit, von welcher aber Niemand etwas geniefsen darf, als bis zwei Tage verflossen sind. Dann wird die Speise von Männern, Weibern und Kindern in buntem Gemisch verzehrt, und das Tapu ist beendigt.

Von diesem Augenblicke an bekümmert man sich nicht weiter um den Todten, bis das *Hahunga*, ein grofses jährliches Fest heranrückt. Dann werden die Gebeine aller Verstorbnen der verschiednen Stämme gesammelt und zu ihrer letzten Ruhestätte in oder bei einem heiligen Haine gebracht. Viele Stämme kommen dann selbst aus weiter Ferne zu der Versammlung, und es geht dabei sehr fröhlich und festlich her. Manche öffentliche Angelegenheiten werden besprochen und

Verabredungen für das künftige Jahr in Betreff der grofsen Fischerei oder der etwa zu unternehmenden Kriegszüge getroffen.

Ein nicht minder wichtiges Fest, welches zu einer andern Jahreszeit gefeiert wird, ist das *Hakari*. Es scheint zu einer bestimmten Zeit nur an Einem Orte gefeiert zu werden. Die Bewohner fremder Orte kommen dann als Gäste dahin und werden von den Einheimischen auf eine ganz eigne Weise bewirthet. Es wird nämlich eine ungeheure Pyramide, wohl an 80 Fufs hoch und unten 20 Fufs ins Gevierte, von lauter Lebensmitteln aufgerichtet. Diese bestehen entweder in getrockneten Fischen oder in Süfs-Kartoffeln, je nachdem der Zweck ist, um dessentwillen das Fest gerade gefeiert wird. Gemeiniglich veranstaltet man es als eine Wiedervergeltung für ein Fest derselben Art, welchem man das Jahr vorher an einem fremden Orte beigewohnt hat. Die Pyramide wird auf folgende Art gebildet. Man richtet eine Anzahl Stangen auf und macht nun rings umher wagrechte Gestelle oder Bühnen, jede 8 bis 10 Fufs von der andern entfernt, bis zum Gipfel hinauf. Zugleich aber hat jedes obere Gestell einen geringern Durchmesser als das zunächst unter ihm befindliche, und eben dadurch entsteht die Gestalt einer Pyramide, oder auch, wenn die Bühnen rund sind, eines Kegels. Auf den Bühnen werden nun die Speisen aufgestellt und das Ganze mit Fahnen geschmückt, so dafs es, besonders wenn es auf

einer Anhöhe steht, von weitem einen wahrhaft imposanten Anblick gewährt. Die für einen jeden einzelnen Stamm bestimmten Speisen werden eigens bezeichnet. Nachdem sie eine Zeit lang um der Schaulust der Menge willen aufgestellt gewesen, nimmt Jedermann seinen Antheil zu sich, und das Gebäude bleibt nun stehen, bis es von selbst zerfällt, oder es wird eingerissen, um das Holz zu verbrennen; denn für das nächste *Hakari* mufs ein ganz neues Gerüst und auf einer andern Stelle aufgebaut werden.

In Bezug auf den Zustand des Menschen nach dem Tode giebt es keine allgemein angenommenen Glaubenslehren unter den Neu-Seeländern. Eine sehr weit verbreitete Meinung ist indessen, dafs, wenn der Mensch stirbt, der Geist nicht zu leben aufhört, sondern sich nach gewissen fernen Gegenden begiebt, wo ihm entweder Glück oder Unglück zu Theil wird. Einige glauben, dafs alle Seelen nach *Reinga*, d. h. an den Ort der Qual kommen. Der Eingang zu demselben soll am *Nord-Cap* seyn, einer schroffen Klippe mit einer grofsen Höhle, in welche die Fluth mit ungemeiner Heftigkeit einströmt und ein furchtbares Geräusch verursacht. Hier nimmt man an, dafs *Wiro*, der böse Geist und Verderber der Menschen, seinen Wohnsitz habe und diejenigen, welche in seine Gewalt kommen, in steter Gefangenschaft halte. Nur zuweilen erhalten sie die Erlaubnifs, wieder auf die Erde und zu ihren Freunden auf kurze Zeit zurückzukehren. Uebri-

gens ist die Lebensweise in diesem *Reinga* ganz so, wie sie früher auf der Erde war. Daher wurden auch sonst, und werden zum Theil noch jetzt, beim Tode eines Häuptlings mehre Sklaven getödtet, damit sie ihrem Gebieter nachfolgen und dienen könnten. Auch war es nichts Ungewöhnliches, dafs ein Weib von ihren Verwandten angetrieben wurde, sich selbst an einem Baume zu erhängen und sich mit ihrem Gatten auf diese Weise auch im Tode zu vereinigen. Indessen hat dieser grausame Gebrauch in den letzten Jahren allmählich aufgehört.

Obwohl die Bewohner von Neu-Seeland äufserst abergläubisch sind, so haben sie doch keine Götzenbilder, welche sie verehren. Ueberhaupt sieht man nirgends etwas, das eine Gottheit vorstellen sollte. Sie denken sich aber einen grofsen Geist, welcher den Donner und den Sturm hervorbringt und die Ursache alles den Menschen auf unbekannte Weise treffenden Schadens an seinem Leben oder Eigenthum ist. Er ist daher ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens. Krankheit aber bringt der *Atua*, welcher, wenn er zornig ist, die Gestalt einer Eidechse annimmt, und in den Leib des Menschen kriecht, welchen er dann so lange peinigt, bis er stirbt. Daher laufen auch alle Mittel, welche man bei schweren Krankheiten anwendet, darauf hinaus, den Atua entweder zu versöhnen, dafs er gutwillig den Körper verläfst, oder ihn durch Drohungen dahin zu bringen, indem sie in den gräfslichsten Flü-

chen und Ausdrücken betheuern, dafs sie ihn fressen oder zu Asche verbrennen werden, wenn er nicht augenblicklich Folge leistet. Ein alter Mann versicherte den Verfasser, dafs er nach diesen Drohungen den *Atua* in Gestalt einer Eidechse aus dem Munde des Kranken habe hervorkriechen sehen, worauf dieser sogleich gesund geworden sei.

Ueber den *Mawe* oder dasjenige Wesen, welches die Insel vom Grunde des Meeres heraufgefischt haben soll, haben sie verschiedene Erzählungen, die aber im Wesentlichen übereinstimmen. Dieses besteht in Folgendem. Mawe wohnte auf einem kahlen Felsen mitten im Meere, angeblich etwas nordwärts von den unter dem Namen der *drei Könige* bekannten Eilanden am Nordcap der nördlichen Insel. Sein Weib *Hina* und sein Bruder *Taki* waren seine einzigen Gesellschafter. Er hatte zwei Söhne, die er aber beide in ihrer Jugend umbrachte, um Fischangeln aus ihren Kinnbacken zu machen. Das rechte Auge eines jeden aber versetzte er an den Himmel, und machte aus dem einen den Morgenstern, aus dem andern den Abendstern. So grofs war seine Stärke, dafs er mit Leichtigkeit die gröfsten Walfische aufheben und sie ans Land bringen konnte. Als er eines Tages fischte, indem er sich des Kinnbackens seines ältesten Sohnes als Angel und eines Stücks von seinem eignen Ohre als Köder bediente, blieb die Angel an etwas aufserordentlich Schwerem hangen, welches er sogleich für ein Stück Land

erkannte. Er brauchte drei Monate, seinen Fang über das Wasser herauf zu ziehen, und es würde ihm dieses auch dann nicht gelungen seyn, wenn er nicht eine Taube gefangen, ihr seinen Geist mitgetheilt, die Angelschnur, an welcher das Stück Land befestigt war, an ihrem Schnabel befestigt und sie gen Himmel fliegen gelassen hätte, wodurch nunmehr die Insel über das Wasser herauf gebracht wurde. Diese heilige Taube erscheint noch jetzt zuweilen auf der Erde, und wenn sie bei der Nacht girrt, so bedeutet dieſs einen heftigen Sturm oder sonst ein groſses Unglück für Alle, die es hören. Nachdem Neu-Seeland aus der Tiefe des Meeres emporgehoben war, begab sich *Mawe* ans Land und fand hier Dinge, welche ihn in Erstaunen setzten, — Menschen und Feuer; keines von beiden hatte er jemals gesehen. Unbekannt mit der Wirkung des Letztern nahm er etwas davon in die Hand; als es ihn aber heftig zu brennen begann, lief er damit fort und sprang ins Meer. Bald darauf kam er wieder empor und brachte die jetzige *Schwefel-* oder *Weiſse Insel* (eine vulkanische Insel, von den Eingebornen *Puhiawakari**) genannt, in der Plenty-Bay) auf seinen Schultern mit herauf, welche seit dieser Zeit fortwährend brennt. Als er sich wieder ins Wasser begab, ging die Son-

*) Diese Insel enthält sehr viel und schöne Schwefelkrystalle, die aber so klein und zart sind, daſs man sie kaum einsammeln kann.

Anm. d. Verf.

ne zum ersten Male unter, und dichte Finsternifs bedeckte die Erde. *Mawe* machte sich sogleich auf, die Sonne wieder aufzusuchen und brachte sie am nächsten Morgen glücklich zurück. Es fehlte ihm aber an Kraft, sie festzuhalten und sie lief am nächsten Abend abermals auf und davon. *Mawe* wufste sich zu helfen. Er band an die Sonne eine Schnur und befestigte diese an dem Monde, so dafs derselbe, wenn die Sonne unterging, auf der andern Seite aus dem Meere herausgezogen wurde und die Erde, während ihrer Abwesenheit, erleuchtete. Zuweilen, wenn die Menschen auf Neu-Seeland ihn beleidigt haben, streckt er seine Hand zwischen der Erde und der Sonne oder dem Monde aus, so dafs diese Himmelskörper eine Zeit lang verfinstert werden. *Mawe* hält auch die Winde in seinen Händen (nur den Westwind nicht) oder sperrt sie in Höhlen ein, aus welchen er sie nach Belieben hervorläfst. Den Westwind konnte er leider nicht fangen und eben so wenig seine Höhle entdecken, sonst hätte er gewifs einen Stein davor gerollt. Daher hat er keine Gewalt über diesen Wind, und dieser ist der herrschendste auf Neu-Seeland. Da er indessen doch aufhört zu blasen, so glaubt man, dafs *Mawe* ihm auf die Spur gekommen sei, der Wind sich aber versteckt halte, bis er sich entfernt habe. — Man denkt sich den *Mawe* unter dem Bilde eines riesenhaften Menschen; nur seine Augen sind anders, das eine ist ein Aal *(? an eel)*, das andere ein Stück grüner Talk-

stein, wie er auf *Tewaiponamu*, oder der südlichen Insel gefunden wird.

Mawe hat einen Bruder, welcher *Taki* heifst. Dieser stand ihm in allen seinen Arbeiten bei und wurde zur Belohnung dafür in den Himmel emporgehoben. Aus seinem rechten Auge machte *Mawe* den Polarstern und vergönnte ihm, niemals unterzugehen, sondern stets am Himmel zu leuchten.

Die Begriffe, welche sich die Neu-Seeländer von *Wiro*, dem bösen Geiste, machen, haben manches Aehnliche mit den Lehren der heiligen Schrift von dem Fürsten der Finsternifs. Er ist Lügner und der Vater der Lüge. Er reizt die Menschen zu Mord, Ehebruch, Diebstahl und überhaupt zu jedem Verbrechen. Selbst böse Träume kommen von Wiro, welcher zur Nachtzeit um das Lager der Schlafenden herschleicht. Er lacht, wenn die Menschen weinen, freut sich, wenn sie traurig sind, und tanzt, wenn sie in den Krieg ziehen. Da Blut seine liebste Nahrung ist, so hat er auch die Neu-Seeländer gelehrt, die Körper der getödteten Feinde zu verzehren.

Uebrigens haben die Neu-Seeländer keine Bilder von den wenigen Göttern, an welche sie glauben. Auch erweisen sie ihnen keinerlei Verehrung, und ein grofser Theil des Volks hält selbst die obigen Erzählungen nur für Mährchen. Die Apostel des Christenthums haben also hier ein leichteres Geschäft gehabt, als auf manchen andern australischen Inseln.

Die Schönheit und Regelmäfsigkeit, mit welcher die Gesichter und Oberschenkel der Neu-Seeländer *tättuirt* sind, ist schon von frühern Reisenden anerkannt und bewundert worden. Indessen bemerkt unser Verfasser, in Widerspruch mit fast allen bisherigen Berichterstattern über dieses Volk, dafs das *Tättu* keineswegs ein besonderes Kennzeichen der *Häuptlinge* sei. Es giebt sehr viele dergleichen, selbst vom ersten Range, welche nicht eine einzige Linie am Leibe haben; andere, selbst schon sehr alte Personen, sind nur theilweise tättuirt, während sich dagegen mancher Sklav die gröfsten Schmerzen gefallen läfst, um seinem gemeinen Antlitz diese Zierde zu verschaffen. Eben so wenig bezeichnen die einzelnen Muster und Zeichnungen den Rang und Stand der Person, oder den Stamm, zu welchem sie gehört. Alles hangt von dem Geschmack des Künstlers oder von der Weisung ab, die er darüber empfängt. Es giebt überhaupt einen grofsen Unterschied zwischen dem Tättu der Neu-Seeländer und dem der Bewohner der Schiffer-, Fidschi- und Freundschafts-Inseln. Bei den Letztern wird mit einem kleinen spitzigen Werkzeug die Haut nur eben durchstochen und der färbende Stoff hineingebracht, so dafs, wenn man mit der Hand über die tättuirte Stelle fährt, die Haut sich eben so glatt und eben anfühlt, wie zuvor. Dagegen werden in Neu-Seeland sehr tiefe Einschnitte gemacht, welche tiefe Furchen und starke Schwielen hinterlassen. Es giebt eigne Personen in Neu-

Seeland, welche sich vornehmlich mit dieser Verrichtung beschäftigen. Sie wandern von Dorf zu Dorf und werden reichlich bezahlt. Wer die schmerzhaften Stiche und Schnitte des Instruments ruhig und bis zu Ende aushält, wird für einen tüchtigen und tapfern Mann angesehen. Auch unterwerfen sich Viele aus Eitelkeit dieser Marter, indem sie dadurch an Schönheit zu gewinnen und gröfsern Eindruck auf die Herzen der Weiber zu machen hoffen. Die Letztern selbst begnügen sich mit einigen zerstreuten Zeichen im Gesicht und am Leibe.

Wenn Jemand sich tättuiren läfst, so legt er sich nieder, indem er den Kopf zwischen die Beine des Operateurs giebt und die Füfse gegen einen festen Gegenstand, eine Wand etc. stemmt. Die Linien auf dem Gesicht werden zuerst mit einem Stück Kohle gezeichnet, verschwinden aber bald durch das Blut, welches aus den Wunden fliefst. Dieses wird indessen beständig mit ein wenig am Zeigefinger der linken Hand befestigten Flachs abgewischt. Die Einschnitte geschehen mittelst eines kleinen, sehr roh gebildeten Meifsels. Er wird in der linken Hand gehalten und mit einem kleinen Hammer, welcher sich nebst dem färbenden Stoffe in der rechten Hand befindet, schlägt man gelind darauf. Nach jeder Wunde taucht man den Meifsel vom frischen in die Farbe. Die Letztere ist die Flachswurzel, welche zu Kohle gebrannt, gepülvert und mit Wasser vermischt wird. Der Schmerz und die schnell dar-

auf folgende Entzündung der Wunden sind so bedeutend, dafs nur kleine Theile des Körpers auf ein Mal tättuirt werden können. Man findet daher nur selten einen Neu-Seeländer, der vor Erreichung des funfzehnten Jahres am ganzen Leibe so vollständig, als es das Herkommen erfordert, tättuirt wäre. Es ist nicht möglich, das Tättu wieder auszulöschen. Keine Krankheit, ja selbst der Tod nicht, vermag es zu vertilgen. Man sieht diefs an den oben beschriebenen Köpfen der Verstorbenen, deren Zeichnungen noch eben so frisch sind, als sie im Leben waren. — Uebrigens findet man bei den Eingebornen am *Ost-Cap (Waiapu)* tiefere und breitere Einschnitte auf der Haut, als bei den Anwohnern der *Insel-Bay*. Die Letztern, welche in neuerer Zeit gröfsern Verkehr mit den Fremden treiben, sind im Besitz eiserner Werkzeuge, während jene das Geschäft noch immer mit den alten plumpen steinernen Meifseln verrichten. Auch unterwerfen sich die südlichern Eingebornen viel frühzeitiger als die nördlichen, der Operation.

Die Missionäre haben auf allen ihren Stationen das Tättuiren untersagt. Wer sich bei ihnen niederlassen will, darf diese barbarische Sitte nicht länger beobachten. Es leidet keinen Zweifel, dafs mit der weitern Verbreitung des Christenthums der Gebrauch allmählich ganz aufhören wird. — Andere Verzierungen des Körpers, deren der Verfasser noch gedenkt, wollen wir hier, da sie meistens schon bekannt sind, übergehen.

Die Häuser der bessern Art sind gut gebaut und reichlich mit Bildern und anderm Schnitzwerk verziert. Man errichtet sie aus Schilfrohr und deckt sie mit Palmblättern, welche zierlich an einander gefügt werden. Es giebt solche Häuser von 16 Fufs Länge und 10 Fufs Breite. An der Vorderseite ist eine Verandah oder ein durch das vorragende Dach bedeckter Gang. Die geringe Höhe, welche nur 4 oder höchstens 5 Fufs beträgt, macht den Aufenthalt darin sehr unbequem. Den Eingang bildet eine Schubthüre am Ende der Verandah. Ein kleines Fenster, etwa 9 Zoll lang und 6 Zoll breit, hat die doppelte Bestimmung, Luft und Licht einzulassen. Es kann durch einen Schubladen geschlossen werden. Die Häuser der ärmern Klasse sind nicht so gut gebaut, aber doch wind- und wasserdicht. Merkwürdig ist, dafs die Vorrathshäuser schöner gebaut und verziert sind, als selbst die besten Wohnhäuser. Sie stehen zu der Zeit, wo sie gefüllt sind, unter dem Tapu, und Niemand darf hineingehen, der nicht ebenfalls tapuirt ist.

Hausgeräthe findet man nicht. Ein wenig Rohr und Binsen auf dem Boden ausgebreitet, dient als Bett. Eine Kalabasse enthält das nöthige Wasser, und ein kleiner mit Schnitzwerk verzierter Kasten verschiedene Kleinigkeiten. Zum Kochen braucht man nichts weiter als einige Steine, und die Werkzeuge zum Arbeiten bestehen in einer kleinen Axt und einem Beil, beide aus Stein verfertigt. Indessen treten an deren Stelle

jetzt immer mehr europäische Werkzeuge, die von den Britten etc. eingetauscht werden.

Die Dörfer der Neu-Seeländer bestehen gemeiniglich aus einer Menge von Häusern, die ohne Plan und Ordnung über eine weite Fläche zerstreut sind. An einem beliebigen Platze erhebt sich das Wohnhaus des Stamm-Häuptlings. Einige Ellen von der Thüre desselben sieht man einen Schweinstall, welcher einem seiner Sklaven gehört, und vielleicht eine Strecke weiter, aber nach einer andern Seite, etwa 20 Fuſs über dem Erdboden, ein Gerüst, auf welchem 200 — 300 Körbe mit Korn aufgestellt sind. Hier und da erblickt man eine Hütte, einen Stall, ein Vorrathshaus oder eine Ruine; auch nach allen Seiten kleine Stückchen Feld mit Flachs, welchen die Eingebornen unter Andern auch zur Befestigung der Lasten gebrauchen, die sie auf den Schultern tragen. Der Verfasser begegnete oft ganzen Zügen von Männern und Weibern, welche auf diese Weise mit Lasten von 90 Pfund beladen waren und diese 12 bis 20 englische Meilen weit fortschafften.

Was am meisten in die Augen fällt, wenn man sich einem Dorfe der Eingebornen nähert, das sind die auf den Kronen der höchsten Bäume angelegten Vorrathsbehältnisse. Es sind flache Gestelle, aus starken Stangen bestehend, welche sehr dauerhaft mit Baumzweigen an einander befestigt werden. Die darauf gestellten Vorräthe von Korn und Kartoffeln werden dadurch nicht bloſs vor den Ratten, sondern auch vor Dieben,

gesichert; denn es würde schwer halten, sie, ohne bemerkt zu werden, von diesem Gestelle herabzuholen.

Die Felder der Eingebornen liegen nicht unmittelbar bei den Wohnungen, obschon jeder eine kleine Pflanzung bei der Hand hat, um die Bedürfnisse des Augenblicks zu befriedigen und nicht nöthig zu haben, die Hauptärndte anzugreifen. Die Pflanzungen eines einzelnen Einwohners liegen sehr zerstreut, oft mehre (englische) Meilen weit von einander. Man versteht den Boden gut zu bearbeiten, zu düngen, ja selbst schlechten Boden durch Beimischung anderer passender Erdarten zu verbessern. Hiezu dient auch das Bestreuen mit Asche und das Niederbrennen von Waldstrecken, die man urbar machen will.

Es giebt verhältnifsmäfsig wenig alte Leute in Neu-Seeland. Selbst solche, die das funfzigste Jahr überlebt haben, sind selten. Kriege, Krankheiten und andere Unglücksfälle haben grofse Lücken gemacht. Die Zahl der Einwohner in der Nachbarschaft der *Insel-Bay* ist augenscheinlich im Abnehmen. Die Bevölkerung der ganzen Nördlichen Insel kann zu etwa 160,000 Seelen angenommen werden, von welchen höchstens 28,000 in der Gegend zwischen der Insel-Bay und dem Nord-Cap leben. *Yate* berechnet die gesammte Zahl aller streitbaren Männer der Nördlichen Insel auf 40,000. Wie grofs die Volksmenge der Mittlern und Südlichen Insel seyn möge, darüber fehlt es an Nachweisungen; man

hält sie indessen für sehr gering und sehr zerstreut.

Wir lassen nun Einiges über die Entstehung und den Zustand der christlichen *Missionsanstalten* auf Neu-Seeland folgen.

Die Aufmerksamkeit der *anglikanischen Missionsgesellschaft (Church Missionary society)* zu London wurde auf Neu-Seeland zuerst durch die Vorstellungen gerichtet, welche der Senior-Caplan der Colonie in Neu-Südwales, *Samuel Marsden*, von Zeit zu Zeit an die Gesellschaft ergehen liefs. Auch trug dieser warme und uneigennützige Freund der Neu-Seeländer wesentlich zur ersten Gründung dieser Missionen bei. Der Verwaltungsausschufs der Gesellschaft hatte Anfangs Mühe, die rechten Männer zu finden, welche Beruf und Neigung fühlten, sich in so weit entfernte Gegenden des Erdbodens zu begeben und sich bei einem Volke niederzulassen, welches nach allen bisherigen Nachrichten, der rohesten Wildheit preisgegeben war. Indessen schickte man, gleichsam versuchsweise, drei Missionäre ab, stellte sie unter die Leitung des Herrn *Marsden* und wies ihnen für den ersten Anfang die Summe von 500 Pfd. Sterl. jährlich an. Die Zerstörung des Schiffes Boyd und die Ermordung seiner Mannschaft durch die Eingebornen von Wangaroa bestimmte die Missionäre, einstweilen nicht weiter als bis Neu-Südwales zu gehen. Erst am Schlusse des

Jahres 1814 erreichten sie den Schauplatz ihrer künftigen Wirksamkeit.

Rangihoua, ein Dorf an der nordwestlichen Seite der *Insel Hay*, auf der nördlichen Insel, unter der Herrschaft des Häuptlings *Tuatara*, war der Ort, wo man landete, und, da aus Mangel an Kommunikation der Insel keine weitere Wahl statt finden konnte, sich sogleich niederließ. Auch besteht die hiesige Mission noch bis auf den heutigen Tag. In den ersten Jahren mußten die Missionäre nur trachten, sich auf ihrem Wohnplatze zu behaupten. Die Drohungen, welche die Eingebornen häufig gegen sie ausstießen, würden sie vielleicht weggetrieben haben, wenn sie damals schon ihre Sprache verstanden hätten; zum Glück aber war dieß nicht der Fall. Entbehrungen jeder Art, namentlich Mangel an gehörigem Obdach, Nahrung, Kleidung und Gesellschaft, ließen sich verhältnißmäßig noch leicht ertragen, aber um die Kränkungen und Drohungen derjenigen zu erdulden, welchen man doch nützen wollte und zu deren Besten man allen Bequemlichkeiten und Genüssen des Lebens entsagte, dazu bedurfte es einer ganz ungewöhnlichen Dosis von Geduld, Beharrlichkeit und Glauben.

In den ersten Jahren konnten, da auch die Geldmittel beschränkt waren, keine viel umfassende Pläne zur Ausbreitung der Missionen gemacht werden. Als aber der kleine Schooner *Active* für die Mission angekauft war, sah man sich im Stande, Bauholz anzuschaffen und dauerhafte Wohn-

gebäude zu errichten. Diejenigen Feinde der Anstalt aber, welche am meisten zu fürchten waren, gehörten zu ihrer eigenen Haushaltung. Die Zahl der Arbeiter im Missionsgeschäft hatte sich vermehrt und leider auch einige schlechte Menschen befanden sich darunter. Zum Glück entdeckte man sie bald und sie wurden von der Liste der Gesellschaft ausgestrichen. Unterdessen hatten die Uebrigen fortwährend mit Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen. In so ungeheurer Entfernung von dem Sitze ihrer Hülfsquellen, auf geringe Geldsendungen aus England beschränkt, noch sehr unbekannt mit der Sprache und den Eigenthümlichkeiten der Einwohner, besonders häufig gegen ihre abergläubischen Gebräuche verstofsend und unfähig, ihnen begreiflich zu machen, dafs man es unvorsätzlich gethan habe, schienen alle Bestrebungen der frommen Männer vergeblich zu seyn. Erst bei gröfserer Bekanntschaft mit der Sprache und als man den Eingebornen begreiflich machen konnte, warum man hergekommen sei, brach eine schwache Morgenröthe für das Gedeihen der Mission an.

Um jene Zeit begab sich der berühmte *Hongi* mit *Waikato*, einem nicht unbedeutenden Häuptling zu *Rangihoua*, nach England. Sie wurden beim Prinzen Regenten (nachmaligen König Georg IV.) eingeführt, und von diesem sehr freundlich empfangen und reichlich beschenkt. Nachdem sie mehre andere Städte und Provinzen Englands besucht hatten, sorgte die Regierung für ihre be-

queme Rückreise, und sie landeten an ihrer heimathlichen Küste, reichlich mit Gegenständen aller Art versehen, die für sie und ihre Freunde von Nutzen waren. Von diesem Augenblicke an stiegen die Missionäre in der Achtung vieler Eingebornen und wurden von *Hongi* unter seinen Schutz genommen. Indessen verging noch eine lange Zeit, ehe sich die Masse des Volkes überzeugen konnte, dafs sie nur zum Besten der Eingebornen und nicht im eigenen Interesse nach Neu-Seeland gekommen seien. Einer der frühesten Missionäre, welcher noch 1834 seinen Posten in *Rangihoua* versah, war Herr *King*. Er hat in diesen zwanzig Jahren am meisten für das geistige und leibliche Wohl der Neu-Seeländer gearbeitet.

Da die Häuser in Rangihoua so baufällig geworden, dafs sie in den letzten Jahren nicht länger bewohnt werden konnten; so hat man vorgeschlagen, die Mission nach *Tepuna*, an der andern Seite des Berges, in einem kleinen Thale, zu verlegen. *Yate* glaubt indessen, dafs dieser Ort, so romantisch auch seine Lage seyn möge, nicht wohl dazu geeignet sei. Die Landung an der Küste ist unbequem und wegen der Steilheit des Strandes und der starken Brandung bei Ost- und Südwinden zuweilen sogar gefährlich.

Kerikeri, die nächste Station nach Rangihoua oder Tepuna, wurde erst bei der Ankunft der Herren *Butler* und *Kemp* aus England errichtet. Auf dem kleinen Berge bei der Niederlassung

stand ein grofses Dorf, welches dem Stamme *Ngaite-waki* unter dem kriegerischen Häuptlinge *Hongi*, gehörte. Es hat eine malerische Lage an der Mündung des Flusses Kerikeri, in einem kleinen halbkreisförmigen Thale, rückwärts und vorn durch Berge vor den West- und Nordostwinden geschützt. Der Flufs ist bis auf 4 Meilen aufwärts von der Niederlassung für Fahrzeuge von 150 Tonnen schiffbar. Es sind mehre gute Gebäude hier, welche der Missionsgesellschaft gehören; ein geräumiges öffentliches Magazin steht dicht am Ufer des Flusses und ziert die Vorderseite des Ganzen. Unterhalb desselben können Schiffe von 25 Tonnen sicher vor Anker liegen und ihre Fracht ausladen. Auf einer kleinen Anhöhe im Hintergrunde der Niederlassung steht eine Kapelle von 38 Fufs Länge und 20 Fufs Breite, die sich von der Wasserseite recht nett ausnimmt. Auf demselben Hügel und in gleicher Richtung mit der Kapelle erhebt sich das Wohnhaus des Missionärs *Baker*, mit einer Verandah an der Vorderseite. Rings umher sind eingezäunte Gärten mit Obstbäumen und Küchengewächsen.

Es hielt Anfangs sehr schwer, eine Schule hier zu errichten. Zwar versammelten sich einige Knaben; diese glaubten aber, sie müfsten jedes Mal eine Belohnung erhalten, wenn sie die Schule besuchen sollten, und da diefs nicht immer erfolgte, so blieben sie bald aus. Auch der Gottesdienst am Sonntage wurde lange Zeit sehr schlecht besucht. Die Eingebornen kamen entwe-

der gar nicht, oder wenn sie kamen, betrugen sie sich oft sehr unanständig, unterbrachen den Prediger in seinem Vortrage oder liefen davon. Gegenwärtig hat sich Alles geändert. Die gröfste Strafe, welche die Missionäre einem Eingebornen, der sich vergangen hat, auflegen können, ist die, dafs sie ihm den Besuch der Schule oder der Kirche verbieten. Der Sonntag ist für die Meisten ein wahrer Fest- und Freudentag, und es finden sich oft so viele Kirchengänger ein, dafs kein Platz mehr übrig ist. Selbst Einwohner fremder Dörfer, wenn sie zufällig an einem Sonntage hieher kommen, wohnen dem Gottesdienste bei und benehmen sich recht anständig.

Das Gedeihen der Niederlassung in Kerikeri war theilweise auch dem Häuptling *Hongi* zu verdanken. Bei jeder Gefahr war er auf dem Platze, die Wuth des Volkes zu bändigen und die Missionäre an ihrem Leben und Eigenthume zu schützen. Aber bei aller Kraft, die er entwickelte, und bei allem Ansehen, das er genofs, fand er es oft unmöglich, das Volk im Zaume zu halten. Wenn zur Zeit seines Todes die Lage der Dinge und der Volkscharakter nicht so bedeutend besser geworden wären, so dürfte die Mission in manche Verlegenheit gekommen seyn. Seine letzten Worte sollen gewesen seyn: „Lafst die Missionäre in Ruhe; sie haben viel Gutes gestiftet und Niemanden Böses zugefügt.“

Die Niederlassung zu *Paihia* begann im Monat August 1823. Sie liegt an der südlichen

Seite der *Insel-Bay*, auf einer angenehmen Stelle, mit etwa 15 Acres Flachland, welches zum Anbau geeignet ist. Hier begannen die Herren *Henry Williams* und *Fairburn* und deren Familien, ihre geistlichen Arbeiten mitten unter verschiedenen Stämmen, welche rings umher ihre Wohnplätze hatten. Vorläufig wurde ein kleines Haus errichtet, in welchem beide Familien das erste Jahr lebten. Die ringsum wohnenden Eingebornen befanden sich damals noch in einem äufserst rohen Zustande, und die Missionäre waren grofsen Zudringlichkeiten von ihrer Seite ausgesetzt. Zwar kamen einige Knaben und Mädchen, um sich unterrichten zu lassen, aber beim ersten kleinen Verweis, der ihnen ertheilt wurde, liefen sie wieder davon. Manche kamen auch nur in der Absicht, einige Kleidungsstücke oder Werkzeuge zu stehlen und liefsen sich dann nicht wieder sehen. Dieser Zustand dauerte zwei Jahre; später aber wurde es besser. Die Zahl der Kinder stieg und ihr Betragen änderte sich allmählich. Aus einem Berichte, welchen die Missionäre im Juni 1831 an die Gesellschaft nach England schickten, die ihn öffentlich bekannt machte, geht hervor, dafs *Paihia* grofse Fortschritte gemacht hat. Es waren bis zu dieser Zeit 30 Eingeborne, worunter 10 Kinder, getauft worden. Die Gebäude bestanden in einer Kapelle, zwei Wohnhäusern und einigen Nebengebäuden. Den sonntäglichen Gottesdienst besuchten nicht blofs die zur Gemeinde gehörigen Eingebornen, sondern auch die

an verschiednen Punkten der Bay angestellten europäischen Residenten mit ihren Familien. Es waren Schulen errichtet, 2 für eingeborne und 2 für englische Knaben und Mädchen, aufserdem noch eine gemischte Kleinkinder-Schule *(Infant-School)*. Seit 1823 sind zusammen 472 Kinder unterrichtet worden. Bis zum Juni 1832 hatten die Missionäre 3 Kapitel der Genesis, das Evangelium Matthäi, die Apostelgeschichte, den anglikanischen Katechismus und die meisten Gebete der Liturgie ins Neuseeländische übersetzt. Zu beiden Seiten der Niederlassung sind beträchtliche Grundstücke von der Mission angekauft worden, welche reichen Vorrath an Bau- und Brennholz liefern. Auch viel Acker-, Garten- und Weideland ist dadurch gewonnen worden. Man erzeugt jährlich an 1400 Bushels Kartoffeln.

Ehe die Niederlassung *Waimate* entstand, waren die Missionäre auf die Küsten beschränkt; sie konnten es bei aller Anstrengung nicht dahin bringen, weiter landeinwärts festen Fufs zu fassen. Und doch war dieses, wenn das Geschäft gröfsere Ausdehnung und Bestand gewinnen sollte, schlechterdings nöthig. Die Missionäre mufsten viele Meilen weit zurücklegen, ehe sie ein Dorf der Eingebornen erreichten. Bisher hatten sie nur Gelegenheit gehabt, solchen Partheien, die sich in Geschäften nach der Küste begaben, oder welche durch das Gerücht und die Neugierde zu ihnen gelockt wurden, das Evangelium zu verkündigen. In dieser Hinsicht war *Kerikeri* eine

wichtige Station, da es an dem Wege lag, den alle Partheien aus dem Innern nach der Küste nehmen mufsten. Auch ist es durch die Gründung von Waimate, im Innern der Insel, noch nicht unnütz geworden. Aber obschon der Hauptzweck der Letztern der oben angegebene war, so hatte man doch auch die Absicht dabei, ein passendes Stück Land im Innern zu gewinnen, auf welchem Waizen angebaut werden könnte, damit die Missionäre nicht länger von den aufserordentlich theuern Zufuhren aus Neu-Südwales abhängig seyn möchten. Man wollte zugleich die Eingebornen mit dem Anbau dieser Getraideart bekannt machen und so nicht blofs für ihr geistliches, sondern auch für ihr leibliches Wohl sorgen.

Die Eingebornen hatten sich beinahe funfzehn Jahre lang geweigert, den Missionären einen Wohnplatz bei ihren Dörfern im Innern einzuräumen, und die Missionäre hatten allmählich den Gedanken daran aufgegeben. Indessen zeigte sich unerwartet in neuerer Zeit eine gänzliche Veränderung in den Ansichten der Häuptlinge und anderer einflufsreichen Personen. Sie kamen jetzt von selbst, die Missionäre einzuladen, sich im Innern niederzulassen. Man säumte nicht, dieser Einladung zu folgen und wählte die Gegend am Waima, welche alle oben bezeichneten Erfordernisse besafs. Grund und Boden wurde den Eingebornen von der Missions-Gesellschaft förmlich abgekauft. Es stellten sich zwar der ersten Gründung und Einrichtung manche Hindernisse in den Weg,

RENCONTRE

denen aber abgeholfen wurde. Zuvörderst mangelte es an einer Strafse, auf welcher ein Wagen fahren konnte, um die Vorräthe von der 10 Meilen entfernten Küste herbeizuschaffen. Indessen war man bald so glücklich, einen solchen Weg ausfindig zu machen und brauchbar herzustellen. Es wurde zu dem Ende eine Waldstrecke durchgehauen und über den tiefen und reifsenden *Waitangi*, so wie über zwei andere kleinere Flüsse baute man tüchtige Brücken. Die Spannung der Brücke über den Waitangi ist 60 Fufs, und ihre Höhe über dem Wasser 40 Fufs. Sie wurde von den Eingebornen, unter Leitung der Missionäre, in wenig mehr als drei Monaten gebaut. Schon frühzeitig im Jahre 1830 war die Station *Waimate* eingerichtet.

Ihre Lage war ihrer Bestimmung vollkommen angemessen. Sie befindet sich im Mittelpunkte einer zahlreichen Masse von Eingebornen, und hat hinlängliches zum Ackerbau geeignetes Land. Die Ebene, in welcher sie liegt, ist nach allen Seiten von Bergen und Hügeln umgeben. Den Vordergrund gegen Norden bildet eine lange Hügelreihe, die mit den prachtvollsten Kauri-Bäumen bedeckt ist und einen Ueberflufs an herrlichem Bauholz darbietet. Am Fufse dieser Hügel strömen die klaren Gewässer des *Waitangi* und bewässern ein fruchtbares Thal. Zur Rechten der Station sieht man den schönen Berg *Puke-nui*, welcher, wie die ganze umliegende Gegend, vulkanischen Ursprungs zu seyn scheint. Vom Gipfel

dieses Berges hat man eine der prachtvollsten Aussichten, die man sich nur denken kann. Am äufsersten Rande des Horizonts sieht man das Meer mit seinen mächtigen Wogen, am Fufse des Berges den See *Mawe* mit fast spiegelglatter Oberfläche. Hier blickt das Auge in die Tiefe eines Thales, durch welches zahllose kleine Bäche ihren Lauf nach dem Meere nehmen; dort gewahrt man eine Bergkette, Gipfel hinter Gipfel hervorragend, bis sich der letzte in den Wolken verliert. An der einen Seite zeigen sich regelmäfsig geformte grüne Stellen, augenscheinlich das Werk der Menschenhände, auf der andern ermüdet das Auge, indem es über eine unermefsliche, nur mit Farnkraut bedeckte Wildnifs hinschweift. Zahllose Dörfer der Eingebornen stellen sich dem Blicke nach allen Richtungen entgegen, aber ach! sie gewähren nicht das gefällige Ansehen, an welchem sich das Auge des Gebildeten ergötzt. Die Wohnplätze dieser Kinder der Natur sind so roh, wie sie selbst. Links von der Niederlassung sieht man in der Ferne die Berge an der Küste und die Vorgebirge der Insel-Bay, und etwas näher im Vordergrunde der Landschaft eine fruchtbare Feldermasse, welche dem Stamme *Ngai-te-wiu* gehört. Hinter der Station fliefst ein kleiner Bach und bildet ihre Gränze. Jenseits desselben erblickt man verschiedene kleine Dörfer, zwischen Hügeln zerstreut, und hie und da einen heiligen Hain, so manchem Neu-Seeländer theuer und werth, da er die modernden

Gebeine seiner Verwandten und Freunde enthält. Ein solcher Hain bildet die Gränze des Missions-Gebietes rechts von der Niederlassung und trägt mächtig zur Schönheit der Landschaft bei. „Ich bin" — sagt der Verfasser — „ganz der Meinung des Freiherrn *(Karl)* von *Hügel*, eines österreichischen Cavaliers, welcher uns, als er auf dem königlich-grofsbritannischen Schiffe Alligator nach der Küste von Neu-Seeland kam, einen Besuch in *Waimate* abstattete, und erklärte, dafs diese Landschaft ein eignes Studium verdiene und der Aufmerksamkeit der ersten Künstler würdig sei." Leider wurde die Niederlassung durch den wüthenden Nachtgleichensturm im März 1834 sehr verheert.

Nach allen Wohnplätzen der Eingebornen, welche mit *Waimate* in Verbindung stehen, und zum Theil bis auf 35 (engl.) Meilen weit nach Südwesten entfernt sind, haben die Einwohner Strafsen durch die Wälder gehauen, um den Missionären die Besuche bei ihnen zu erleichtern. In den meisten dieser Dörfer und wo es überhaupt die Stärke der Volksmenge erfodert, sind *Kapellen* aus Schilf etc. errichtet worden, welche 150 bis 200 Personen fassen. Jeden Sonntag wird, insofern das Wetter es nicht schlechterdings hindert, von den Gehilfen der Missionäre Gottesdienst in diesen Kapellen gehalten. Auch der erste Geistliche selbst besucht sie von Zeit zu Zeit. Nicht minder sind in jenen Dörfern theils Sonntags-, theils Wochenschulen eingerichtet worden,

Die Lehrer sind Eingeborne, Zöglinge der Missionäre. Unmittelbar bei der Niederlassung sind 4 Schulen: eine Kleinkinder-Schule, eine Frühschule für Jünglinge und Erwachsene, eine Nachmittags-Schule für Weiber und Mädchen, und eine Schule für die eignen Kinder der Missionäre.

Alle Feld- und andere Arbeiten bei der Niederlassung werden von Eingebornen, unter Leitung der Laien-Mitglieder der Station, verrichtet. Einen Mühlenbauer ausgenommen, der die Mühle errichtete, und einen Grobschmiedt, welcher die nöthigen Eisenarbeiten dazu verfertigte, ist kein Europäer bei der Gründung der Niederlassung verwendet worden. Zwar bedurfte es in den ersten Monaten zur Arbeit mit den Pferden und zur Wartung dieser Thiere ebenfalls eines Europäers. Denn für die Neu-Seeländer war dieſs etwas ganz Neues, und Viele hatten in ihrem Leben kein so grofses vierfüfsiges Thier gesehen. Aber sie lernten bald mit ihnen umgehen und die Dienste der Europäer beim Pflügen etc. konnten nunmehr entbehrt werden. In den letzten Jahren sind von den Eingebornen gegen 50,000 Stück Ziegel gebrannt, an 700,000 Fufs Stammholz gefällt und zu Brettern, Latten etc. gesägt, mehr als 200,000 Schindeln gemacht worden u. s. w. Die Einführung des Pfluges und der Egge, welche in *Waimate* selbst verfertigt wurden, machte Epoche in der Geschichte des Landes. Ehe diese Werkzeuge in Gebrauch kamen, wufste das Volk kaum, was der Boden hervorzubringen im Stande

sei. Sie hatten bei der beschwerlichen und langsamen Arbeit mit der Hacke und dem Spaten überhaupt nur kleine Landstrecken angebaut. Gegenwärtig werden auch alle Schmiedearbeiten zum Behuf der Landwirthschaft, an Wagen, Pflügen, Eggen etc. auf der Niederlassung selbst verfertigt. Drei Brunnen, an 50 Fufs tief, sind gegraben, ein Kanal für die Mühle hergestellt und ein Damm errichtet worden. Alle diese und mehre andere Arbeiten, als Zufuhren der Vorräthe von Kerikeri etc., haben vier Erwachsene und 40 Jünglinge ausgeführt, die vorher nie an dergleichen gewöhnt waren.

Es sind noch zwei andere Stationen der anglikanischen Missions-Gesellschaft, obwohl nur in der Kürze zu erwähnen, da sie ganz neuer Entstehung sind und sich noch wenig von ihnen sagen läfst.

Man war zuerst auf die Errichtung einer Niederlassung in *Kaitaia* bedacht, um welche sowohl die Häuptlinge als das Volk der Stämme *Rarawa*, in der Nähe des Nord-Cap, dringend gebeten hatten. Im Jänner 1834 liefs sich Herr *Matthews* bleibend daselbst nieder und besorgte den Bau der nöthigsten Wohnungen. Bald darauf begaben sich seine Gattinn, so wie Herr *Puckey* und dessen Gattinn dahin und es konnte nun schon eine Schule errichtet werden. *Kaitaia* liegt in dem gleichnamigen Thale, ungefähr auf der Hälfte des Weges zwischen beiden Küsten. Die Insel ist hier so schmal, dafs man von beiden Seiten

die Brandung hören kann. Ein reifsender, aber nicht schiffbarer Flufs windet sich durch das Thal. Es stehen eine grofse Zahl Eingeborner mit dieser neuen Niederlassung in Verbindung, welche man, sobald Reitpfade durch die Wälder gebahnt sind, regelmäfsig wird besuchen können. Sie bezeigen sich der Mission sehr zugethan.

Puriri ist eine andere, erst neu gebildete Niederlassung, die besonders dadurch wichtig wird, dafs sie den Weg unmittelbar nach den sehr volkreichen Bezirken, südlich von der Insel-Bay, öffnet. Die dortigen Einwohner standen bis in die neuere Zeit mit den Bewohnern an der Insel-Bay in so feindseligen Verhältnissen, dafs stete Kriege geführt wurden und alle Hoffnungen der Missionäre, jemals Eingang bei ihnen zu finden, vergeblich schienen. Indessen wurden allmählich von Seiten der Missionäre Besuche in *Haurake*, *Tauranga* und *Rotorua* abgestattet, welche man stets achtungsvoll und freundlich aufnahm. Das Land an der Themse *(Thames)* bot die passendsten Stellen zur Errichtung einer Station dar, und man wählte darunter den Platz *Puriri*, obschon er nicht alle Erfordernisse zu einer grofsen Niederlassung besitzt. Das Volk *Haurake* besteht aus vier grofsen Stämmen: *Nga-ti-maru*, *Nga-ti-wanaunga*, *Nga-ti-paua* und *Nga-ti-tamatera*, welche alle in befestigten Plätzen an den Ufern des Flusses, entweder an dessen weiter Mündung in die Haurake-Bay, oder weiter aufwärts an demselben, leben. *Puriri* liegt dem

Mittelpunkte am nächsten und ist die einzige Fläche von solcher Ausdehnung, dafs darauf hinlängliche Lebensmittel für die Station und die damit verbundenen Eingebornen angebaut werden können. Der Boden ist sehr fruchtbar, die Lage mag aber im Winter feucht und ungesund seyn. Wohl an tausend Acres sind mit wildwachsendem Flachs bedeckt, der nur auf gute Zubereitung mittelst Maschinen wartet, den herrlichsten Handelsartikel zu liefern. Eine kleine Anhöhe ist zur Errichtung der Missionsgebäude ausersehen worden. Am Flusse aufwärts, etwa 10 Meilen, ist auf einer kleinen Insel eine grofse Festung der Eingebornen, mit starker Bevölkerung; noch weiter hinauf sind grofse Kartoffel- und Getraidefelder, nebst hie und da zerstreuten Dörfern. Ein Geistlicher und zwei Laien-Gehilfen sind im Januar und April 1834 in *Puriri* eingetroffen.

Aufserdem werden in Beziehung auf weiter zu errichtende Stationen fortwährend Anstrengungen gemacht. Im Februar 1834 wurden der Geistliche *Brown* von *Paihia* und Herr *Hamlin* von *Waimate*, abgeschickt, um sich zu Lande nach *Waikato*, dem volkreichsten Bezirke der ganzen Insel, zu begeben. Die Eingebornen daselbst haben schon mehrmals um Lehrer gebeten und ihre Bereitwilligkeit ausgedrückt, alles Mögliche für deren Sicherheit und Bequemlichkeit ins Werk zu richten. Die genannten zwei Herren durchwanderten eine grofse Strecke Landes und besichtigten alle Häfen an der westlichen Küste, südwärts bis

Kawia oder die *Albatrofs-Spitze.* Sie fanden, dafs vor allen diesen Häfen, nur *Manukau* ausgenommen, gefährliche Bänke liegen, über welchen das Wasser so seicht ist, dafs grofse Schiffe gar nicht einfahren können. Auch viel grofse Flüsse wurden übersetzt und auf andern fuhren die Abgeordneten, zwischen schönen fruchtbaren Ländereien, weit hinab, und sahen an den Ufern viel zerstreute Wohnplätze der Eingebornen. Die frühern Berichte über die Bevölkerung des Bezirks von *Waikato*, welcher fast das ganze Land von *Kawia* bis zur *Themse* in sich begreift, erwiesen sich im Ganzen als richtig, obschon die Volksmenge nicht so stark war, als man erwartet hatte.

Man kennt jetzt ziemlich genau die Zahl der Eingebornen in allen Theilen des Landes, vom Nord-Cap bis südlich zum Tafel-Cap *(Table-Cape)*, und die Zeit ist nicht fern, wo die Missionäre ihre Forschungen bis zur *Eingangs-Insel (Entry-Island)* in der Cooks-Strafse werden ausdehnen können, so dafs sie dann mit der ganzen nördlichen Hauptinsel des Archipels von Neu-Seeland nach ihrer Länge und Breite bekannt seyn werden.

Der Verfasser hat die zum Christenthum bekehrten Eingebornen dahin zu bringen gewufst, dafs sie ihre Gedanken und Gefühle, hauptsächlich in Bezug auf Religion, zu Papiere bringen, und zu dem Ende einen Briefwechsel mit ihm unterhalten. Er theilt am Schlusse 30 solcher Briefe

in englischer Uebersetzung mit, von welchen wir als Probe einen hier beifügen.

„*Atua Haere*, der Häuptling der *Ngati-tautahi* in *Kaikohi*, ist der, welcher durch seines Sohnes Hand an Dich*) schreibt. Diefs sind meine Worte, welche mein Sohn mit einer Feder aufschreibt. Sieben und dreifsig von uns wünschen schon seit vielen Monaten getauft zu werden. Ich bin der alte Mann und der alte Häuptling dieses Stammes, und alle meine Söhne sagen: Atua Haere schreib — Atua Haere sprich — Atua Haere sei dringend, ehe Herr Yate auf das Schiff geht und die grofse Reise (wir wissen nicht, wie grofs sie ist) nach England macht. Du kennst uns und die Gedanken unserer Herzen. Du hast Dein Zelt bei meinem Hause in *Kaikohi* aufgeschlagen und kennst alle unsere Wünsche. Wir denken bei uns selbst, und unser Mund sagt es auch, es ist gut zu glauben, es ist gut zu beten, es ist gut auf Dich zu hören, es ist gut zu arbeiten. Unsere Kirche, unser Haus zum Beten ist nicht fertig. Wir sind närrische Leute. Wir nahmen die Stützen unter dem Dache weg, ehe es fest stand, und es fiel ein; wir nahmen auch die Seiten, die Enden und Alles herunter. Und als das Haus zum Beten herunter war, welches, wie ich in meinen Gedanken dachte, in zwei

*) Im Englischen steht zwar *to you*; aber der Neu-Seeländer wird wohl *Dir* zu den Missionären sagen.

Wochen für Dich und Herrn Clarke und Herrn Davis und Herrn Hamlin fertig seyn würde, schrie ich laut auf; und mein Herz und meines Volkes Herz war betrübt, und wir sagten: Es hilft nichts, wir können kein Haus grofs genug bauen; und dann schicktest Du *Kohuka*, Deinen Sohn, welchen Du aus der Sklaverei losgekauft hast, dafs er käme und uns zeigte, wie wir's machen müfsten; und unsere Herzen wurden leicht und wir gingen wieder an die Arbeit und das Dach ist nun fest. Herr Yate, Du mufst nach *Kaikohi* kommen. *Mura* und *Wahanga* und *Kaha* werden kommen und Dein Leinwand-Haus (Zelt) und Deine Kleider tragen. *Waha* ist in den Wald gegangen, um einige Tauben und Tuis für Dich zu schiefsen. Ich habe ein kleines Schwein, das will ich schlachten, wenn ich Dein Pferd von weitem sehe; und Piro's Weib wird Deine Erdäpfel waschen, weil Du es nicht gern hast, wenn sie mit der abgekratzen Schale gekocht werden. Komm und sage uns, wer nach *Waimate* gehen soll, dafs Du sie dort taufen wirst. — Nun kein Schreiben mehr von *Atua Haere* an *Herrn Yate*. Lebe in Frieden. *Mura* hat diefs geschrieben; die Worte wurden gesprochen von *Atua Haere*, der neben *Kekeao*, aus *Pukenui*, sitzt."

Die *Sprache* der Neu-Seeländer ist sehr weich und wohlklingend. Ursprünglich ist sie mit den Sprachen verwandt, welche auf den Sandwich-, Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln gespro-

chen werden. Die Neu-Seeländer Mundart zeichnet sich aber vor diesen durch einen bemerkenswerthen Reichthum an Wörtern, Biegungen und Redeformen aus, so dafs sie auf strenge grammatische Regeln zurückgeführt werden kann. Die Abstufungen der Ausdrücke für einen und denselben Begriff sind oft so fein, dafs es schwer hält sie genau zu übersetzen. Es giebt bestimmte Namen für jeden Baum und jede Pflanze, und doch zählt man 6 bis 700 Gattungen derselben. Der Verfasser begleitete den Freiherrn *Karl* von *Hügel* auf seinen botanischen Wanderungen. Sie hatten einen Eingebornen bei sich, welcher ihnen die Namen der Pflanzen nannte. Er wufste jede gleich beim ersten Anblick zu nennen. Um sich zu überzeugen, dafs er die Namen nicht erfinde, wurde am folgenden Tage beim Einlegen der Pflanzen ein Anderer gerufen, welcher an 300 Exemplare, mit Ausnahme eines einzigen, eben so bezeichnete, wie sein Vorgänger. Dasselbe ist der Fall in Hinsicht der Vögel, Fische, Insecten etc. Auch für geistige Gegenstände, Gefühle, Leidenschaften etc. fehlt es den Neu-Seeländern nicht an scharf bezeichnenden Ausdrücken. Die Zahl neuer Wörter, welche durch die Einführung des Christenthums nothwendig geworden sind, ist verhältnifsmäfsig sehr gering, und es hielt nicht schwer, sie zu erklären und bald in Umlauf zu bringen.

III.

SKIZZEN AUS ÄGYPTEN.

NACH WILKINSON UND LANE.

Wir haben schon im Jahrgange 1826 dieses Taschenbuches, S. 249 u. ff., unter dem Titel: *die Länder am Nil*, einen Aufsatz nach *Mengin* und *Minutoli* geliefert, welcher den Zustand des neuern Aegyptens darzustellen bestimmt war. Indessen sind seit der Erscheinung jenes Jahrganges zwölf Jahre verflossen und es hat sich in dieser Zeit in Aegypten theils so viel geändert, theils ist das Land von so viel neuern Reisenden besucht und wissenschaftlich durchforscht worden, dafs ein abermaliger Hinblick auf jenen klassischen Boden und eine Uebersicht dessen, was besonders zwei gelehrte Engländer, *Wilkinson**) und *Lane***), zur Kenntnifs des heutigen

*) *Topography of Thebes and General View of Egypt* etc. etc. with Remarks on the Manners and Customs of the Ancient Egyptians and the Productions of the Country etc. By *J. G. Wilkinson*, Esq. London, 1835. Mit 12 Steintafeln.

**) *An Account of the Manners and Customs of the Modern Egyptians*, written in Egypt during

Aegyptens beigetragen haben, für die Leser nicht ohne Interesse seyn dürfte. Freilich müssen wir uns bei den folgenden Auszügen, aus Mangel an Raum, nur auf einige allgemeine Bemerkungen über Land und Volk, und was das Topographische betrifft, auf die Hauptstadt *Kairo* beschränken. Alles, was auf Alterthümer Bezug hat, bleibt ausgeschlossen.

Unter den Zügen, welche das allgemeine Bild des Landes darstellen, verdient der *Nil*, als der eigentliche Vater und Erhalter des Landes, die vorzüglichste Aufmerksamkeit. Dieser Strom ist auf seinem Laufe sowohl durch das schmale und gekrümmte Thal von Ober-Aegypten, welches zu beiden Seiten von Bergen und Sandwüsten eingefafst wird, als auch durch das Flachland von Unter-Aegypten, allenthalben, nur sehr wenige Stellen ausgenommen, von angebauten Feldern begränzt, die er durch seine Ueberschwemmungen und Niederschläge selbst geschaffen hat. Diese fruchtbaren Fluren sind aber keine vollkommenen Ebenen, sondern fallen zu beiden Seiten etwas gegen die Wüste ab, so dafs sie zunächst am Flusse ein wenig höher liegen. Sie sind mit zerstreuten Dörfern und Palmenhainen bedeckt und werden zum Behuf der Bewässerung von zahlreichen Kanälen durchschnitten. Die star-

---

the years 1833, 34 and 35. By *Edward William Lane*. II Volumes. London, 1836. Mit 107 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

ken periodischen Regengüsse, welche in dem Mafse, als die Sonne vom Aequator her dem nördlichen Wendekreise näher rückt, in *Abyssinien* und dessen benachbarten Ländern niederfallen, äufsern ihre Wirkung auf den von dorther kommenden Nil und zwar am stärksten in Aegypten, wo er bis zum Anfange des Juli so anschwillt, dafs er seine Ufer überschreitet. Die Zeit, wo er am höchsten steht, ist die erste Hälfte des August und dann leitet man, um die Ueberschwemmung zu regeln, das Wasser in die verschiednen Hauptkanäle, welche das Land durchziehen, ihrerseits aber sich durch viele Seitenkanäle entleeren. Hierauf nimmt der Strom, weil die periodischen Regen in Süden unterdessen aufgehört haben, eben so allmählich wieder ab. Da das Wasser auf seinem reifsenden Laufe durch die Gebirgsländer viel fruchtbaren Boden weggeschwemmt hat, so läfst es diesen in dem tiefern Aegypten, wo seine Geschwindigkeit beträchtlich geringer ist und es lange über den von ihm bedeckten Fluren verweilt, nach und nach fallen und macht sie dadurch fruchtbar. Zugleich auch wird in Folge dieser Niederschläge sein Bett und das zunächst angränzende Uferland immer höher. Sobald das Wasser die Felder verlassen hat, was schon im September und Oktober geschieht, werden zuvörderst Klee und verschiedene Hülsenfrüchte, Gersten und Waizen aber erst um die Mitte des Novembers, darauf angebaut. Neben dieser Befruchtung des Bodens durch die natürliche Ueberschwem-

mung bewirkt man auch auf den Feldern zunächst am Strome eine künstliche Bewässerung mittelst der Schöpfräder, um auch aufser den günstigen Jahreszeiten Nutzen von den Fluren zu ziehen. Der ägyptische Landwirth hangt auf diese Weise, da, mit Ausnahme der Meeresküsten, Regen eine äufserst seltene Erscheinung ist, ganz und gar von dem Nil ab, kann aber, bei dem regelmäfsigen Eintreten der Ueberschwemmungen und dem gleichförmigen Verlauf der Jahreszeiten überhaupt, seine Einrichtungen und Anstalten in Bezug auf die Feldarbeiten mit der gröfsten Genauigkeit treffen.

Das Steigen des Nils giebt Veranlassung zu manchen Feierlichkeiten. Die Nacht des 17. Juni, welcher dem 11. des koptischen Monats *Baunih* entspricht, wird von den Aegyptern *Leylet en Nuktah* genannt, welche arabische Benennung so viel als die *Nacht des Tropfens* bedeutet. Man glaubt nämlich, dafs in dieser Nacht ein wunderbarer Tropfen vom Himmel in den Nil fällt, durch welchen sein Steigen bewirkt werde. Die Astrologen berechnen genau den Augenblick, in welchem der geheimnifsvolle Tropfen herabkommen wird. Viele Einwohner von Kairo, so wie in andern Theilen des Landes, bringen diese Nacht an den Ufern des Nils zu, theils in den Häusern ihrer Freunde und Bekannten, theils im Freien. Viele Leute, namentlich die Weiber, haben bei dieser Gelegenheit einen besondern Gebrauch. Sie stellen nämlich nach Sonnenuntergang auf die Ter-

rasse des Hauses so viel Klumpen Teig, als Personen im Hause wohnen, und jeder macht in seinen Klumpen ein Zeichen. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch besieht man diese Teigmassen. Findet man, dafs eine oder die andere aufgeplatzt ist, so hält man diefs für eine Vorbedeutung, dafs diejenige Person, welcher das Stück Teig gehört, noch lange leben oder doch wenigstens nicht in diesem Jahre sterben werde. Ist der Teig nicht aufgesprungen, so bedeutet es das Gegentheil.

Vom 3. Juli an (dem 27. des koptischen Monats *Baunih*) wird das Steigen des Nils alle Tage in den Strafsen von Kairo ausgerufen. Jeder Bezirk der Stadt hat seinen besondern Ausrufer (*Munadih*). Dieser beginnt seinen Gang durch die Strafsen schon am frühen Morgen, zuweilen auch etwas später, und wird dabei von einem Knaben begleitet. Von Zeit zu Zeit bleibt er vor einzelnen Häusern stehen, aus welchen er entweder täglich oder wenigstens am letzten Tage vor der Oeffnung des grofsen Kanals, ein Stück Brod als Geschenk zu erhalten pflegt. Die Art, wie der Ausrufer und sein Knabe das Steigen des Nils verkündigen, ist ungefähr folgende. Den Anfang machen Lobpreisungen Gottes und des Propheten Mohammed, mit einzelnen Stellen aus dem Koran. Dann ruft der Munadih: „Gott hat Ueberfluſs gegeben, den Strom angeschwellt und das Land bewässert;“ der Knabe antwortet: „Und die Berge und die Sandfluren und die Felder.“ Hierauf

folgen wieder Anrufungen Gottes. *M.* „Gott erhalte mir meinen Herrn, den *Emir* . . . (hier nennt er den Namen des Hausbesitzers) und alle gute Menschen in seinem Hause! *Knabe.* O, möge es Gott gefallen! *M.* Gott gebe ihnen allen einen glücklichen Morgen und vermehre ihr Glück! *K.* O, möge es Gott gefallen! *M.* Gott erhalte mir etc. (hier werden die Brüder, Söhne, unverheiratheten Töchter des Hauses etc. genannt). *K.* (wie oben). *M.* Gott erhalte mir meine Gebieterinn (hier wird die Frau vom Hause genannt), die vorzüglichste aller Gemahlinnen! *K.* (wie oben). *M.* Möge Er sie insgesammt mit vollkommenem Ueberflufs segnen und den Nil in reichem Mafse über das Land ausgiefsen! *K.* (wie oben). *M.* Fünf (sechs, sieben etc.) Zoll hoch ist er heute! Der Herr ist gnädig! *K.* Segne Euch Mohammed!“

Im Allgemeinen ist dieses Ausrufen nur eine herkömmliche Sitte, und man schenkt den Worten des Munadih wenig Glauben, da er oft selbst nicht genau von der Sache unterrichtet ist. Gröfser ist die Feierlichkeit am letzten Tage, bevor der die Mündung des Kanals von Kairo verschliefsende Damm durchstochen wird. An diesem Tage durchwandert der Munadih ebenfalls seinen Bezirk und zwar in Begleitung nicht blofs eines, sondern mehrer kleinen Knaben, deren jeder eine kleine bunte Fahne trägt, welche *Rayeh* genannt wird. Der Ausrufer verkündigt das *Wifa en Nil* (die vollkommene Fülle des Nils). So nennt man

nämlich denjenigen Zustand des Stromes, wenn er die sechszehnte Elle des Nilmessers erreicht hat. Das Volk wird aber in dieser Hinsicht immer getäuscht. Es ist nämlich ein altes Gesetz, dafs keine Feld- und Grundsteuer erhoben werden darf, wofern der Nil nicht die obige Höhe erreicht. Die Regierung findet also für gut, den Leuten so bald als möglich zu verkündigen, dafs die sechszehnte Elle wirklich erreicht worden sei. Gewöhnlich geschieht diese Bekanntmachung durch die Ausrufer, wenn der Strom in der Nähe der Hauptstadt 20 bis 22 Fufs hoch gestiegen ist. Diefs ist in der Regel zwischen dem 6. und 16. August (oder dem 1. und 11. Tage des koptischen Monats Misra) der Fall.

Der Munadih geht nun mit seinen Knaben am oben bemerkten Tage vor dem Durchstechen des Kanaldammes durch die Strafsen seines Bezirks und ruft: „Der Strom hat Ueberflufs gegeben und sein Maafs erfüllt!“ Die Knaben antworten im Chor: „Gott hat Ueberflufs gegeben!“ *M.* „Und das *Dar en Nachas* ist voll.“ (Diefs ist ein altes Gebäude bei der Wasserleitung, wo die ehemaligen Sultane und die Statthalter sich sonst niederzulassen und den Stand des Flusses vor dem Oeffnen des Kanals zu beobachten pflegten.) *Die Knaben:* „Gott hat Ueberflufs gegeben.“ *M.* „Und die Kanäle fliefsen.“ *K.* (wie oben). *M.* „Und die Schiffe sind flott!“ *K.* (wie oben). *M.* „Und der Kornaufkäufer hat sich betrogen.“ *K.* (wie oben). *M.* „So hat es der

allmächtige Vergelter gefügt.“ *K.* (wie oben). *M.* „Und es bleibt nichts mehr zu thun übrig.“ *K.* (wie oben). *M.* „Zu der vollkommenen Fülle des Stromes.“ *K.* (wie oben). *M.* „Mögt ihr jedes Jahr leben!“ *K.* (wie oben). *M.* „Und wenn der Kornwucherer Mangel wünscht,“ *K.* (wie oben). *M.* „so möge ihn Gott, ehe er stirbt, mit Blindheit und Elend strafen.“ *M.* „Dieser treffliche Mann“ (d. h. der Herr des Hauses, vor welchem die Ausrufung eben geschieht) „liebt die Trefflichen.“ *K.* (wie oben). *M.* „Und ein wunderbarer Palast ist für ihn (im Paradiese) gebaut.“ *K.* (wie oben). *M.* „Und seine Säulen sind unvergleichliche Juwelen.“ *K.* (wie oben). *M.* „Und er hat tausend offene Fenster.“ *K.* (wie oben). *M.* „Und vor jedem Fenster ist ein *Selsebil*“ (Springbrunnen). *K.* (wie oben). *M.* „Das Paradies ist die Wohnung der Freigebigen.“ *K.* (wie oben). *M.* „Und die Hölle ist die Wohnung der Geizigen.“ *K.* (wie oben). *M.* „Wolle Gott nicht, dafs ich vor dem Hause einer geizigen Frau oder eines geizigen Mannes still stehen möge.“ *K.* (wie oben). *M.* „Oder eines Mannes, der das Wasser im Kruge mifst.“ *K.* (wie oben). *M.* „Oder der die Brode zählt, wenn sie noch Teig (noch nicht in den Ofen geschoben) sind.“ *K.* (wie oben). *M.* „Und der, wenn ein Kuchen fehlt, eine Fasten anordnet.“ *K.* (wie oben). *M.* „Und der bei der Abendmahlzeit die Katzen einsperrt.“ *K.* (wie oben). *M.* „Und die Hunde fortjagt.“ *M.*

(wie oben). *M.* „Die Welt ist herrlich und prächtig.“ *K.* (wie oben). *M.* „Und die jungen Mädchen haben sich geputzt.“ *K.* (wie oben). *M.* „Und die alten Weiber taumeln herum.“ *K.* (wie oben). *M.* „Und der verheirathete Mann hat zu seinem Weibe noch acht andere genommen.“ *K.* (wie oben). *M.* „Und der Junggesell hat achtzehn geheirathet.“ *K.* (wie oben). Dieses Geschrei wird so lange fortgesetzt, bis Jemand im Hause dem Munadih ein Geschenk giebt, welches gewöhnlich 10 Fuddahs bis 1 Piaster beträgt. Manche geben auch 2 Piaster und Vornehme ein *Kheyrieh* oder 9 Piaster.

Während dieses ganzen Tages werden Vorbereitungen zum Durchstechen des Kanaldammes gemacht. Letzterer wird schon, ehe der Nil zu steigen beginnt, oder wenigstens bald nach dem Anfange dieses Steigens errichtet. Ueber den *Khalig* oder Kanal führt etwa 400 Fufs oberhalb seiner Mündung eine alte steinerne Brücke von einem Bogen. Ungefähr 60 Fufs vorwärts von derselben gegen die Mündung befindet sich der Damm. Er besteht aus Erde und ist unten am Grunde sehr breit, nimmt aber nach oben ab, so dafs die oberste flache Seite nur etwa 9 Fufs Breite hat. Die Höhe des Dammes über dem niedrigsten Wasserstande des Nils ist 22—23 Fufs, geringer aber über dem Bette des Kanals, welches mehre Fufs über dem niedrigsten Nilspiegel erhöht ist, so dafs der Kanal einige Monate tro-

ckon liegt. Auch sind die Ufer des Kanals einige Fufs höher als der Damm.

Fast eben so weit vorwärts vom Damm, als dieser von der Brücke entfernt ist, befindet sich ein aus Erde errichteter Pfeiler, von der Form eines abgestumpften Kegels und nicht ganz so hoch als der Damm. Er heifst *Arusih* oder die Braut. Auf seinem flachen Gipfel wird, so wie auf dem des Dammes, gewöhnlich etwas Mais oder Hirse gebaut. Das steigende Wasser wäscht ihn meistens schon weg, noch ehe der Strom seinen Gipfel erreicht hat, gemeiniglich mehr als eine oder zwei Wochen vor dem Durchstich des Dammes. Die Errichtung dieses *Arusih* soll sich auf einen ehemaligen abergläubischen Gebrauch beziehen, welchen mehre arabische Schriftsteller, namentlich *El Mukrisi*, erzählen. Zu der Zeit, als Aegypten von den Arabern erobert wurde, soll es bei den Einwohnern Sitte gewesen seyn, beim Beginn des Nilsteigens eine festlich geschmückte Jungfrau als Opfer in den Flufs zu werfen, um eine recht ausgiebige Ueberschwemmung zu erhalten. Der arabische Feldherr, *Amr Ibn El As*, schaffte diesen barbarischen Gebrauch ab; aber der Nil hörte nun auf zu steigen, und blieb drei Monate lang auf derselben Höhe. Das Volk gerieth in Schrecken, denn eine Hungersnoth stand zu befürchten. *Amr* schrieb daher an den Khalifen *Omar* und unterrichtete ihn von Allem, was vorgefallen war. Dieser schickte ihm sogleich ein Antwortschreiben zurück, worin er Alles bil-

ligte, was *Amr* gethan, ihm aber zugleich befahl, ein dem Briefe beigeschlossenes Papier in den Nil zu werfen. Auf diesem Papiere standen folgende Worte: „Von *Abd Allah Omar*, Beherrscher der Gläubigen, an den Nil in Aegypten. Wenn Du von Dir selbst (aus eigenem Antriebe) fliefsest, so fliefse nicht. Wenn aber Gott, der Eine und Mächtige, Dich fliefsen läfst, so flehen wir Gott, den Einen und Mächtigen an, dafs er Dich fliefsen lasse.“ — *Amr* that, was ihm befohlen war, und der Nil stieg sogleich in der folgenden Nacht um 16 Ellen.

An der nördlichen Seite des Kanals und fast dicht an der Brücke, stand sonst ein kleines steinernes Gebäude, in welchem die angesehensten Einwohner von Kairo dem Durchstechen des Dammes als Zuschauer beizuwohnen pflegten. Dieses Gebäude ist ganz verfallen und auf seinen Trümmern wird jetzt jedes Mal ein grofses Zelt für die Beamten errichtet, welche über den Durchstich die Aufsicht zu führen haben. Aufserdem sind Zelte für andere Zuschauer vorhanden. Die Regierung sorgt für Feuerwerke, Racketen etc. während der Festlichkeit und der vorhergehenden Nacht, theils zur Verherrlichung derselben, theils zur Unterhaltung des Volks. Längs dem Ufer der kleinen Insel *El Rodah*, dem Eingange des Kanals gegenüber, sind eine Menge kleiner Zelte errichtet, worin Obst und andere Efswaaren, Kaffeh etc. verkauft werden.

Am letzten Nachmittage vor dem Durchstiche

des Kanaldammes erscheinen zahlreiche Boote, welche zum Vergnügen von Privatpersonen gemiethet sind, in der Nähe vom Eingange des Kanals. Unter diesen Booten ist ein sehr grofses, *Akkabah*, genannt, eines von den gröfsten, welche zur Nilschiffahrt gebraucht werden und *Akkabs* heifsen. Es wird bei dieser Gelegenheit auf eine buntfarbige, geschmacklose Weise bemalt und hat zwei oder drei kleine Kanonen an Bord. An dem Tauwerk hangen eine Menge Lampen, welche allerlei Figuren, grofse Sterne u. s. w. bilden. Auch ist über der Kajüte eine Art von grofsem Zelt aus Seiden- und andern Stoffen aufgerichtet und mit zwei Wimpeln geziert. Auf einem solchen Schiffe soll vor der Eroberung Aegyptens durch die Araber die obenerwähnte Jungfrau herbeigeführt und dem Nil geopfert worden seyn. Es segelt um drei Uhr Nachmittags von *Bulak* ab und nimmt für Geld Reisende auf, Männer und Frauen, welche Letztere meistens unter dem Zelte über der Kajüte ihren Platz einnehmen. Nach seiner Ankunft am Eingange des Kanals wird es am Ufer der Insel *El Rodah* befestigt. Auch die meisten andern Boote bleiben die Nacht hindurch an dieser Stelle, einige aber ziehen es vor, den Abend und die Nacht über den Strom auf und ab zu segeln. Auf vielen Booten unterhalten sich die Mannschaft und die Reisenden mit Gesang und Musik; einzelne Gesellschaften miethen auch eigene Musikanten bei dieser Gelegenheit. Ueberhaupt herrscht allgemeine Freude bei

diesem Volksfeste, obschon der Fremde, ausser dem Feuerwerke, wenig oder nichts gewahr wird, das zum Vergnügen der Menge beiträgt. Die Leute bedürfen nichts weiter als den Anblick der zahlreichen Versammlung, das Lärmen, Sobrien und Singen, eine Pfeife Tabak und eine Schale Kaffeh. Ehemals fanden sich auch öffentliche Tänzerinnen, Musikanten und Märchenerzähler bei diesem Feste ein. Die Ersteren aber dürfen jetzt nicht mehr erscheinen. Noch ehe es finster wird, beginnt schon das Abbrennen der Feuerwerke, welche nebst Kanonenschüssen von dem *Akhabah* und einigen andern Booten, die ganze Nacht alle Viertelstunden wiederholt werden. Die schönsten Stücke des Feuerwerks kommen aber erst gegen Morgen und bei vollem Tageslicht, während der Damm durchstochen wird, zum Vorschein.

Kurz vor Sonnenaufgang beginnen eine Menge Arbeitsleute das Durchstechen des Dammes. Diese sind abwechselnd das eine Jahr mohammedanische Todtengräber, das andere Juden, welche beide dafür von der Regierung bezahlt werden. Wenn das Fest auf einen Sabbath fällt, so müssen sich die Letztern durch eine ansehnliche Geldsumme von der Verbindlichkeit loskaufen. Die Erde wird mit einer Hacke losgemacht und in Körben weggeschafft, bis der Damm, etwa eine Stunde nach dem Aufgange der Sonne, am obersten Ende nur noch einen Fuſs dick ist. Kurz vorher findet sich der Gouverneur der Hauptstadt ein und läſst sich unter dem oben erwähnten gro-

fen Zelte nieder. Auch einige andere höhere Beamte sind gegenwärtig und der *Kadi* verfafst eine Urkunde, worin bestätigt wird, dafs der Nil die erforderliche Höhe erreicht hat und der Kanal geöffnet werden ist. Diese wichtige Urkunde wird unverzüglich nach Konstantinopel geschickt. Unterdessen dauert das Kanonenschiefsen und Abbrennen von Feuerwerken immer fort. Sobald der Damm bis auf die oben bezeichnete geringe Dicke losgehauen worden und alle höhern Beamten angekommen sind, wirft der Gouverneur einen Beutel mit kleinen Goldmünzen unter die Arbeiter. Hierauf wird ein Boot gegen den schmalen Erddamm getrieben, welches diese dünne Schranke leicht durchbricht und mit dem nun eindringenden Wasserstrome den Kanal hinabfährt. Es wird von einem alten Manne regiert, welchem der Gouverneur ebenfalls eine Goldbörse zuwirft. Die Reste des Dammes werden von dem eindringenden Wasser schnell weggewaschen und viele andere Boote folgen sogleich dem vorigen bis durch die ganze Stadt nach.

Am nächstfolgenden Tage gehen die *Monadiks* mit ihren Knaben wieder in der Stadt herum und rufen die Höhe des Nilstandes aus. Das letzte Mal geschieht diefs am 26. oder 27. Sept., wenn der Nil seinen höchsten Stand erreicht hat. Der Munadih empfängt bei dieser Gelegenheit ebenfalls wieder Geschenke.

Die vornehmsten Gewächse, welche vom August bis November angebaut werden, sind Wai-

zen, Gerste, Bohnen, (*Vicia faba* und *Phaseolus Mungo L.*) Erbsen, Linsen, Lupinen, einige Kleegattungen (*Trifolium alexandrinum L.* und *Foenum graecum L.*, *Lathyrus sativus L.*), Saflor, Lattich, Flachs, Kohl, Tabak, Hanf, Coriander, Mohn, Wassermelonen und Gurken. Diese verschiednen Pflanzen brauchen zu ihrer Reife nach Verhältnifs 50 bis 110 Tage. Die Sommergewächse, welche unmittelbar oder doch nicht lange nachher gebaut werden, können nur durch künstliche Bewässerung gedeihen. Letztere wendet man auch schon im Frühling und oft den ganzen Winter hindurch an. Auch mufs man im Herbste, wenn die Ueberschwemmung mangelhaft gewesen, seine Zuflucht zu den Schöpfrädern nehmen. Die Sommergewächse sind: Reifs, Mais, verschiedene Arten Dura (*Holcus sorghum*, *H. compactus*, *H. saccharatus L.* u. a.), Zuckerrohr, Baumwolle, Sesam, Kaffeh, Indigo, Färberröthe, Henna oder Henneh (*Lawsonia spinosa* und *inermis L.*), Wassermelonen, Gurken und Zwiebelgewächse (*Allium cepa*, *Hibiscus esculentus* und *praecox L.*).

Die Früchte, welche gröfstentheils in den Gärten um die gröfsern Städte oder in Feiun gezogen werden, folgen nach der Zeit ihrer Reife in nachstehender Ordnung auf einander: Maulbeeren und Orangen (Jänner), *Nebq* oder *Sidr* (*Rhamnus nabeca*, März und April), *Dom* oder *Dome* (*Crucifera (?) thebaica*, April), Aprikosen (Ende *Mai*), Pfirschen (Mitte Juni), Aepfel und Birnen

(Ende Juni, meistens aus den Gärten vom Berge Sinai), *Karub (Ceratonia siliqua L.*, Ende Juni), Pflaumen (Juni), verschiedene Gattungen Weintrauben (Ende Juni und Anfang Juli), Feigen (Juli), Sycomoren (vom April bis September), Stachelbirnen (Ende Juli), Indische Feigen *(Cactus Opuntia L.)*, Granatäpfel (August), Limonien (August, aber auch zu andern Jahreszeiten), Datteln (wohl an 20 Arten, Ende August), Citronen (September), Pomeranzen (Oktober), Süfse Limonien und Bananen oder Paradiesfeigen (November.) Man hat also, den Dezember ausgenommen, das ganze Jahr reife Früchte.

Uebrigens ist zu bemerken, dafs die Erzeugnisse des Nilthals nicht in allen Provinzen dieselben sind. Einige gehören fast ausschliefslich nur gewissen Gegenden an. So wird z. B. der im Delta und in Unter-Aegypten so häufige Klee in der Provinz Theben nur an wenigen Orten, statt dessen aber *Gilban*, *(Lathyrus sativus L.)*, angebaut. Reifs findet man einzig und allein im Delta und in den Oasen; Kohl, Mohn und Lattich sind ebenfalls beinahe auf Unter-Aegypten beschränkt, wo auch der meiste Dura gewonnen wird. Datteln sind am häufigsten in Norden; Weintrauben, Feigen, Rosen und Oliven gedeihen nur in Feium und den Gärten bei den grofsen Städten. Von Datteln werden auch viele Sorten aus andern Ländern nach Aegypten zum Verkauf gebracht, *namentlich* aus den arabischen Provinzen *Yemen und Hedschas*, und aus Nubien.

Das ägyptische Feldmafs ist der *Feddan*, welcher in 24 *Kirat*, jeden zu 13⅞ *Kassobih*, oder Ruthen, eingetheilt wird. Der Kassobih hält 22 *Karubih* oder *Kubdih* (eine Mannesfaust mit ausgestrecktem Daumen) oder 11 Fufs 4½ Zoll bis 11 Fufs 7½ Zoll (englisch). Dieſs ist aber das Regierungsmafs. Das Bauernmaafs ist gröfser und enthält 24 Karubih. Das Quadrat-Feddan ist gegenwärtig ein Viereck von 20 Kassobih Länge und 16⅔ Kassobih Breite, so dafs es 330⅔ Geviert-Kassobih enthält. Es ist jetzt kleiner als zu den Zeiten der französischen Besetzung Aegyptens, wo 1 Feddan so viel als 1 franz. Acre und 62½ Ruthen war. Acht *Ardeb* (1 = 187 franz. Litres) Waizen werden noch immer als der höchste, und 4½ als der geringste Ertrag von einem Feddan angenommen. Zur Aussaat reicht ½ Ardeb hin, welchen der Bauer von der Regierung borgt und nach der Aerndte zurückgiebt. Der Ertrag hangt natürlich von der Beschaffenheit des Bodens und der Höhe der Ueberschwemmung ab. Es giebt Gegenden und Jahre, wo der höchste Ertrag nur 5 Ardebs vom Feddan ist.

Zum Behuf der Steuererhebung ist der Boden in 3 Klassen eingetheilt. Der beste entrichtet 40, 30 und 20 Reals (1 = 2¼ türk. Piaster), der mittlere 18 bis 14, der schlechteste 12 bis 8 Reals vom Feddan. Doch finden dabei nach den Provinzen und der sonstigen Lage der Grundstücke manche Verschiedenheiten Statt. So ist z. B. um Kairo die Steuer viel höher als in Ober-Ae-

gypten. Auch zahlen die Inseln im Nil mehr als die Uferländer.

Die Vortheile, welche der Anbau einer bestimmten Fruchtgattung vor der andern gewährt, kümmern den Bauer nicht, da dieser Anbau nicht von seiner Wahl abhängig ist. Er muſs bauen, was ihm vorgeschrieben wird. Die Ausgaben für die Wasserräder und die Ochsen bei denselben werden von der Regierung vorgeschossen und später vom Bauer entweder baar oder in Feldfrüchten zurückerstattet. Um einen Begriff von der ägyptischen Feldwirthschaft und dem Gewinn oder Verlust des Bauers zu geben, entwirft *Wilkinson* (S. 270 u. f.) Berechnungen für Baumwolle, Weizen, Durra und Mais. Wir wollen davon die für Baumwolle und Weizen mittheilen.

Ein Wasserrad mit acht Ochsen bewässert 3 Feddans zum Baumwollen- und 7 Feddans zum Weizenbau. Der Ertrag des besten Landes ist bei der Baumwolle, die aber ein ganzes Jahr braucht, 2½ Ctr. vom Feddan. Der Centner der besten Sorte wird, obwohl er zu 150 Piaster geschätzt ist, von der Regierung mit 120 bezahlt, folglich beträgt der Feddan 300 Piaster, und 3 Feddans 900 Piaster. Beim Weizen ist der Ertrag 8 Ardebs vom Feddan des besten Landes, welche schon in 4 Monaten und 20 Tagen gewonnen werden können. Der Ardeb wird im Durchschnitt mit 38 Piaster bezahlt, folglich gewährt der Feddan 304, und 7 Feddans geben 2128 Piaster, ungerechnet 70 Fuhren Stroh, welche zu 140 Piaster angeschlagen werden können. Es

zeigt sich also hier augenscheinlich der Vorzug des Waizenbaues vor dem der Baumwolle. Aber auch dieser Waizenbau ist für den Bauer wenig vortheilhaft. Denn es geht aus den fernern Berechnungen der Abgaben und Erzeugungskosten, verglichen mit dem Reinertrag, hervor, dafs der Letztere am Schlufs des ersten Jahres um 984 Piaster geringer ist, als Erstere. Die Ausgaben nämlich für Herstellung der Wasserräder, Anschaffung von 8 Ochsen etc., Arbeitslohn etc. sind zu 3531 P. berechnet, der Reinertrag ist aber nur 2547 P. Im zweiten Jahre, wo der Reinertrag derselbe ist, die Ausgaben aber nur 2331 P. betragen, bleiben dem Bauer 216 P. übrig. Dasselbe ist in jedem folgenden Jahre der Fall. Er braucht also mehr als 4 Jahre, um den Verlust des ersten Jahres einzubringen, und müfste während dieser Zeit mit seiner Familie verhungern, wenn er nicht nebenbei in den übrigen Monaten des Jahres mittelst künstlicher Bewässerung etwas Waizen, Gerste, Dura und Mais bauen könnte. Gewöhnlich braucht man die Arbeit von 9 Personen für den Anbau von 4 Feddans zur Hälfte mit Waizen und zur Hälfte mit Gerste. Die Aerndte hat einen Werth von 720 Piaster; die Kosten betragen 232½ P.; es bleiben also zur Vertheilung unter 9 Personen 487½ P., oder für eine Person 54 P. 7 Fodda (oder Para). Zum Anbau von 2 Feddans mit Dura sind ebenfalls 9 Menschen erforderlich. Der Ertrag ist 384 P., die Kosten belaufen sich auf 108 P., so dafs 276 P., oder 30 P. 27 F. für jeden Einzelnen bleiben. Zur Bestellung von 3 Fed-

dans mit Mais bedarf es nur 5 Menschen. Der Ertrag ist 275 P., die Ausgaben sind 133½ P.; es bleiben also 141½ P., oder 28 P. 12 F. für jeden Mann. Alles zusammengerechnet verdient demnach jeder einzelne Mann von allen 3 Aerndten 113 P. 6 F. oder etwas mehr als 32 engl. Schilling (16 Fl. Conv. Mze.). Bei dieser Berechnung ist übrigens Alles möglichst hoch angeschlagen; es ist z. B. nur selten der Fall, dafs in einem Jahre alle vier oben angegebenen Gattungen von Feldfrüchten mittelst künstlicher Bewässerung gebaut werden können. Auch sind, neben den gewöhnlichen unumgänglichen Ausgaben, die Erpressungen der Provinzial-Beamten so zahlreich, dafs der Bauer stets im Rückstande bleibt.

Die Regierungsform Aegyptens ist in den letzten Jahren sehr verändert worden. Selbst am Hofe des Pascha bestehen die ehemaligen Aemter des *Kiaiha* (oder *Kelhuda*) *Bey*, des *Sulahdar* (oder *Seliktar*) *Bey*, und des *Defterdar Bey* nebst mehren andern nur noch dem Namen nach. Der Aga der Janitscharen und der türkischen Polizei sind ganz abgeschafft. Alle noch bestehenden Aemter werden jetzt mit Militär-Offizieren besetzt. Das Land wird auch nicht mehr, wie zu den Zeiten der Mameluken, von 24 *Beys* oder *Sandschaks* regiert, sondern jede Provinz hat ihren *Mamur*, welcher nur dem in *E' Siut* residirenden Gouverneur von Ober-Aegypten untergeordnet ist. Unter jedem Mamur stehen die *Nasirs (Nazirs)* oder Bezirks-Vorsteher, deren Gerichtsbarkeit sich je über 7 *Kascheft* oder Be-

fehlshaber der Städte und der zunächst um dieselben liegenden Dörfer erstreckt. Jedes Dorf hat seinen *Kaimakam*, welcher vom Kaschef abhängig ist. Der Kaimakam hat die Aufsicht über den Landbau zu führen und die Steuern zu erheben. Als Gehilfe ist ihm der *Scheik Beled*, oder der eingeborne Vorsteher des Dorfes, untergeordnet. Aufserdem haben alle diese Dorfrichter eines Stadtbezirks noch einen Nasir Scheik (oder *Scheik el Mescheik*) als Aufseher über sich, der unter den unmittelbaren Befehlen des *Kaschefs* steht. Der *Mobaschir* ist ein christlicher Vorsteher der zahlreichen koptischen Schreiber, deren Rechnungen er in Empfang nimmt.

Die *Einnahmen* Aegyptens werden verschieden, von 21 bis auf 30 Mill. Gulden geschätzt. Die Jahrgehalte der höchsten Beamten sind sehr bedeutend. Der Gouverneur von Ober-Aegypten erhält 3000 Beutel (zu 500 Piaster), welche in den letzten Jahren, wo die ägyptischen Münzen sehr verschlechtert waren, den Beutel zu 60 Fl. gerechnet, immer noch einen Werth von 180,000 Fl. unsers Conventionsgeldes hatten. Der *Mamur* 120 bis 180 Beutel, der *Nasir* 60 bis 84 jährlich; der *Kaschef* 300 bis 600 Beutel monatlich, der *Kaimakam* 125 bis 150 Beutel, der *Nasir Scheik* 200 Piaster, ebenfalls monatlich; dagegen besteht der Jahrgehalt des Mobaschir nur in $6\frac{1}{2}$ Beutel. Alle diese Besoldungen werden *aus* der Staatskasse bezahlt. Die einzige Person, welche einen unmittelbaren und gesetzlichen An-

spruch auf das Eigenthum des Bauers hat, ist der *Scheik Beled*, welcher den fünf und zwanzigsten Theil aller Feldfrüchte erhebt, aber auch aufserdem noch verschiedene Geschenke, je nach den Vermögensumständen des Gebers, empfängt.

Der Türke hat den Grundsatz, niemals ein Geschenk auszuschlagen, und der Fellah (Bauer) weifs aus langer Erfahrung, wie nothwendig es ist, seine Vorgesetzten bei guter Laune zu erhalten, obschon dieser Zweck durch alle Geschenke nur für eine kurze Zeit erreicht werden kann. Nicht selten werden solche Geschenke durch harte Behandlung erpreſst, und wenn der Empfänger ja dankbar ist, so geschieht es gewöhnlich auf Kosten eines andern armen Bauers. Die Erpressungen der Unterbeamten in Ober-Aegypten sind so arg, dafs wenn z. B. von der Regierung die Erhebung eines Centners Butter von den Bauern anbefohlen wird, sie gewöhnlich zwei oder wenigstens 1½ Ctr. verlangen. Den Ueberschufs theilen die Beamten unter sich. Eben so darf der Bauer nicht murren, wenn er zur Aussaat statt eines Ardeb nur ¾ aus den öffentlichen Magazinen erhält, mufs aber den vollen Ardeb zurückerstatten. Eine der gröfsten Ungerechtigkeiten ist auch, dafs der ordentliche Bauer, welcher nach Berichtigung seiner Abgaben, wenn er noch etwas übrig hat, auch für seinen minder ordentlichen oder unvermöglichen Nachbar Vorschufs *leisten mufs*. Er empfängt zwar dafür eine *Anweisung* von der Regierung an denselben, ist aber

selten im Stande, die Foderung einzutreiben. Denn was der türkische Beamte nicht erhalten konnte, das kann der Bauer noch weniger zu erhalten hoffen. Noch mehre andere Schelmenstreiche, die zum Theil auch die Regierung beeinträchtigen, werden von den Unterbeamten begangen. Man unterläfst z. B., die berichtigten Steuern einzutragen, und der Bauer mufs sie späterhin zum zweiten Male bezahlen. Es werden doppelte Bücher und Rechnungen geführt u. dgl. m. Neben jenen Bedrückungen und Erpressungen geschieht andererseits von der Regierung durchaus gar nichts, den Ackerbau des Landes zu verbessern und den Bauer dadurch wenigstens steuerfähiger zu machen.

Indessen ist, nach *Wilkinson*, die meiste Willkühr der Unterbeamten nur in Ober-Aegypten und überhaupt in den von der Hauptstadt und Residenz des Pascha entferntern Gegenden anzutreffen. Besser steht es in dieser Beziehung um Unter-Aegypten, wo der Einfluſs des Pascha selbst unmittelbarer wahrzunehmen ist. Wilkinson rühmt überhaupt den persönlichen Charakter des Pascha, wenn er auch dessen Regierungsmafsregeln, namentlich sein System, den Landbau zu monopolisiren und selbst der erste Kaufmann seyn zu wollen, nicht billigen kann. Indessen ist nicht zu verkennen, dafs das Land unter der jetzigen Regierung, gegen frühere Zeiten gehalten, ansehnliche Fortschritte gemacht hat.

Wilkinson hat ein eignes Kapitel den Städ-

ten und Ortschaften auf der Reise von Alexandria bis Theben gewidmet, aus welchem wir das, was zunächst *Kairo* betrifft, ausheben und durch Bruchstücke aus *Lane's* Schilderung ergänzen wollen.

Lange zuvor, ehe man auf dem Kanal nach *Bulak*, dem Hafen von *Kairo*, gelangt, erblickt man in der Entfernung die berühmten Pyramiden von *Dschiseh*. Ist man bei dem Palast *Schubra* vorbei, so werden die Minarets der Hauptstadt sichtbar und bald sieht man sich vor dem Zollhause von *Bulak* von einer Menge Fahrzeugen umgeben. Diese kleine Stadt mag etwa 5000 Einwohner zählen, ist aber im Zunehmen begriffen. Alle Abgaben für aus- und eingeführte Waaren werden hier entrichtet, mit Ausnahme der von Ober-Aegypten, für welche der Hafen von *Musr el Atikeh* die Zollstation ist. Die ganze Zolleinnahme wird gewöhnlich an irgend einen reichen koptischen oder armenischen Kaufmann verpachtet. Aufser dem Palaste des ehemaligen *Ismail Pascha*, welcher in Aethiopien das Leben verlor, befinden sich in der Nähe von Bulak noch viele andere Paläste und Landhäuser. *Mohammed Ali* hat nämlich gewünscht (d. h. befohlen), dafs jeder von den vornehmsten Grofsen des Landes ein *Kasr* in der Ebene zwischen *Bulak* und *Schubra* errichten möge. Seine doppelte Absicht dabei war, ihr Vermögen an den Boden des Landes zu fesseln und den Fremden zu zeigen, welche Reichthümer seine Diener sich erwerben und in

welchem glücklichen Zustande sich Aegypten unter seiner Herrschaft befinde.

Der Eintritt in *Kairo*, von Bulak aus, geschieht durch das Thor des *Usbekieh*. *) Dieß ist ein grofser Platz vor der Stadt, welcher 450,000 Geviertfufs Flächenraum enthalten mag. Zur Zeit der Ueberschwemmung steht er ganz unter Wasser, und wird später mit Getraide angebaut, einen Theil ausgenommen, welcher als Exercierplatz für die Soldaten dient. Am Anfange des dritten Monats nach dem türkischen Kalender wird das Fest der Geburt des Propheten oder *Mulid en Nebi*, auf diesem Platze (wenn er nicht gerade überschwemmt ist, was zuweilen, da die Türken nach Mondjahren rechnen, mit der Feier des Festes zusammentrifft) sehr feierlich begangen. Man errichtet zuvördest verschiedne grofse Zelte *(Siwans)*, gröfstentheils für die Derwische, welche das ganze Fest hindurch sich jede Nacht darin versammeln, um ihre feierlichen mit Tänzen verbundenen Gebete *(Sikrs)* zu verrichten. Aus der Mitte dieser Zelte ragt ein hoher Mastbaum *(Sari)* empor, welcher stark mit Seilen befestigt und mit einer Menge Lampen behängt ist. Rings um diesen Mast bilden wohl an 50 bis 60 Derwische einen Kreis und tanzen um ihn herum. Nahe dabei ist eine andere Vorrichtung, *Kaim* genannt. Diese besteht aus 4 Mast-

*) Nach *Lane* heifst dieser Platz *Birket el Esbikiyeh*.

bäumen, welche in einer Reihe neben einander, etwa 10 bis 12 Fufs jeder entfernt, aufgerichtet werden. Von einem zum andern und bis auf den Erdboden sind eine Menge Seile gezogen, an welchen zahllose Lampen hangen. Diese sind nach verschiednen Mustern geordnet, so dafs einige Blumen, Löwen etc. vorstellen, andere gewisse Worte bilden, zum Beispiel die Namen Gottes oder Mohammeds etc.

Die Vorbereitungen zum Feste sind gemeiniglich schon am zweiten Tage des genannten Monats vollendet. Am folgenden beginnen die Feierlichkeiten und Belustigungen, welche bis zum Schlufs der zwölften Nacht desselben Monats währen, d. h. nach der mohammedanischen Rechnungsart, bis zur Nacht, welche dem zwölften Monatstage vorher geht. Diefs ist nämlich die eigentliche Nacht, in welcher der Prophet geboren worden seyn soll. Während dieser zehn Tage und Nächte ziehen die Einwohner der Hauptstadt schaarenweise nach dem Platze *Esbikijeh*. Am Tage versammelt sich das Volk bei der Hauptscene des Festes, um sich durch Mährchenerzähler, Gaukler und Possenreifser belustigen zu lassen. Die *Ghawasis* oder öffentlichen Mädchen haben jetzt ihr voriges Gewerbe als Tänzerinnen aufgeben müssen und erscheinen nicht mehr bei diesem Feste. In einigen benachbarten Strafsen sind Schaukeln und Schwungräder aufgerichtet, nebst zahlreichen Buden, wo allerlei Efswaaren, Zuckerwerk etc. verkauft werden. Zuweilen las-

sen sich auch Seiltänzer, gewöhnlich Zigeuner, mit ihren Kunststücken sehen. Des Nachts werden jene Strafsen mit vielen Lampen erleuchtet, welche meistens in hölzernen durchbrochenen Laternen eingeschlossen sind; die Gewölbe und Buden mit Efswaaren und Leckereien sind bis an den Morgen geöffnet, eben so die Kaffehhäuser, wo die Mährchenerzähler von Gruppen neugieriger Zuhörer umringt werden. Etwa eine Stunde oder später nach Mitternacht ziehen Prozessionen durch diesen Theil der Stadt, welche aber, statt der Fahnen, die sie am Tage tragen, lange Stäbe empor halten, an deren obern Theile Lampen befestigt sind. Diese Prozession der Derwische, sowohl bei Tage als bei Nacht, heifst *Ischarah*, welchen Namen auch die heilige Standarte dieser Mönche führt.

Zahlreicher als an den vorigen Tagen ist der Besuch des Festes in den letzten zwei Nächten. *Lane* wohnte demselben im Sommer 1834 bei. „Der Mond stand hoch am Himmel" — erzählt er — „und verherrlichte mit seinem Glanze die Festlichkeit. Ich ging die Strafse *Sook el Bekri*, an der südlichen Seite des Platzes *Esbikiyeh*, entlang, um den besten der Derwischtänze zu sehen, der hier beginnen sollte. Die Strafsen waren mit Menschen angefüllt, und es war auch bei dieser Gelegenheit erlaubt, ohne Laterne zu gehen. Wie gewöhnlich bei der Nacht konnte man unter dieser Menge kaum eine Weibsperson bemerken. An der Stelle, wo der *Sikr* Statt finden

sollte und wo sich die gröfste Masse Volks zusammengedrängt hatte, war ein gewaltiger *Nedschifeh* (Armleuchter) aufgehängt, welcher 200 bis 300 *Kandils* oder kleine Glaslampen enthielt. Rings um denselben waren mehre hölzerne Laternen, von deren jeder ebenfalls einige Kandils herabhingen. Diese Beleuchtung fand aber nicht blofs zu Ehren des Propheten Statt. In der Nähe ist ein *Sawiyeh* (eine kleine Moschee), in welcher der Scheikh *Derwisch**) *El Aschmawi* begraben liegt, und diese Nacht war sein *Mulid* oder seine Geburtsnacht. Hier wird zwar jede Freitagsnacht (d. h. die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag) ein Sikr gefeiert, aber nicht mit so viel Aufwand und Glanz, als bei diesem Feste der Geburtsnacht des Propheten. Ich sah auch viel koptische Christen hier, die ich an den schwarzen Turbans erkannte. Da ich sonst dergleichen nicht bemerkt hatte, so fragte ich nach der Ursache und erfuhr, dafs ein *Kopte*, der zum Islam übergetreten war, freiwillig alle Kosten dieser Feierlichkeit zu Ehren des Scheikh Derwisch bestritten habe."

„Die *Sikkirs* (die Aufführer des Sikr) safsen, 30 an der Zahl, mit untergeschlagnen Beinen, in einem elliptischen Kreise, auf Matten, welche längs den Häusern der einen Strafsenseite ausgebreitet waren. Innerhalb des Kreises standen drei grofse Wachskerzen, jede etwa vier Fufs hoch

*) „Diefs war sein Name, aber kein Titel."

und in einem hohlen Leuchter steckend. Die meisten Sikkirs waren *Achmedi-Derwische*, Leute der niedern Stände und schlecht gekleidet. Viele hatten grüne Turbans. An dem einen Ende des Kreises safsen vier *Munschids* (Liedersänger) und neben ihnen ein Flötenspieler. Ich verschaffte mir einen kleinen aus Palmzweigen geflochtnen Sitz aus einer nahe gelegnen Kaffehbude, und war so glücklich, mit Hilfe meiner Ellenbogen und meines vorausgehenden Dieners einen Platz neben den Munschids zu erhalten, wo ich einen vollständigen Akt oder *Meglis* des Sikr aufführen sah. Er begann etwa um 3 Uhr (d. h. 3 Stunden nach Sonnenuntergang) und dauerte 2 Stunden."

„Die Derwische beteten zuerst gemeinschaftlich das Fatchah (das erste Kapitel des Koran), indem der Scheik mit dem Ausrufe begann: „*El Fatchah!*" Hierauf sangen sie folgendes Gebet: „O Gott, sei gnädig unserm Herrn Mohammed unter den frühern Geschlechtern; sei gnädig unserm Herrn Mohammed unter den spätern Geschlechtern; sei gnädig unserm Herrn Mohammed zu allen Zeiten; sei gnädig unserm Herrn Mohammed im höchsten Grade bis zum Tage des Gerichts; sei gnädig allen Propheten und Aposteln unter den Bewohnern des Himmels und der Erde. Möge Gott, dessen Name gesegnet und verherrlicht sei, Wohlgefallen haben an unsern Herren und Meistern, jenen Männern, welche des höchsten Ruhmes genieſsen, *Abu Bekr* und *Omar* und *Osman* und *Ali*. Gott ist unsere Genüge. Es ist keine Kraft noch Ge-

walt aufser in Gott, dem Hohen, dem Grofsen. O Gott! O unser Herr! O du Gütigster unter den Gütigsten! O Gott! Amen!" Die Derwische schwiegen hierauf drei oder vier Minuten, und dann beteten sie wieder das Fatchah, aber jeder still für sich."

„Nach dieser Einleitung begann der Sikr. Die Derwische blieben in der vorigen sitzenden Stellung und sangen dann in langsamen Zeitmafse *La ilaha illa-lah* (Es ist kein Gott aufser Gott),*) welches sie mehrmals wiederholten, indem sie bei jeder Wiederholung sich mit dem Kopfe und dem Oberleib zwei Mal verneigten. Diefs dauerte eine Viertelstunde, und dann sangen sie eben so lange dieselben Worte wieder, aber in einem schnellern Zeitmafse und auch mit lebhaftern Bewegungen des Kopfes und des Körpers. In den Zwischenpausen sangen die Munschids nach derselben Melodie Bruchstücke von *Kasideh's* oder *Muwischachs.***) Nachdem die Sikkirs die obigen Worte wieder mehre Male, aber nach andern Melodien, gesungen hatten, standen sie auf, blieben aber jeder an seinem Platze stehen und sangen abermals die Worte *La illahah* etc. Während dieses geschah, gesellte sich ein schlanker,

*) *Lane* theilt auch in Notenschrift die Melodie dieses Gesanges mit. Die Leser verlieren nichts, wenn wir sie weglassen.

**) Diefs sind eine Gattung geistlicher Lieder, deren Inhalt sehr an das *Hohe Lied Salomo's* unserer Bibel erinnert. *Lane* übersetzt einige Strophen.

wohlgekleideter, schwarzer Sklave zu ihnen. Man sagte mir, dafs er ein Eunuch des Pascha sei. Die Sikkirs sangen immer fort und legten jetzt einen besondern Nachdruck auf das Wort *La* und die erste Sylbe des letzten Wortes *Allah*. Bei jeder Wiederholung drehten sie ihre Köpfe abwechselnd rechts und links. Unterdessen wurde der Eunuch *melbu*, d. h. besessen oder verzückt. Er schleuderte mit den Armen, blickte mit wilder Geberde zum Himmel empor und rief mit äufserster Heftigkeit und Schnelligkeit: „*Allah, Allah, Allah, Allah, Allah! la, la, la, la, la, la, la, la, la, lah! Ya ammi* (mein Oheim)! *Ya ammi! Ya ammi. Aschmawi! Ya Aschmawi! Ya Aschmawi!*" Seine Stimme wurde allmählich schwächer, und als er diese Worte gesprochen hatte, fiel er, obwohl er von einem zunächst stehenden Derwisch gehalten wurde, zur Erde. Dabei stand ihm der Schaum vor dem Munde, die Augen waren geschlossen, die Glieder krampfhaft verdreht und die Finger über dem Daumen zusammengepreſst. Es war ein epileptischer Anfall, und keineswegs blofse Verstellung, sondern unstreitig die Folge der höchsten Aufregung religiös-fanatischer Gefühle, in welche er sich zu versetzen gewufst hatte. Auch schien Niemand von den Anwesenden darüber erstaunt, denn Vorfälle dieser Art sind bei den Sikrs nichts Ungewöhnliches. Auch die Derwische wurden jetzt immer aufgeregter. Sie wiederholten ihre Stofsgebete mit immer gröfserer Heftigkeit und Geschwindigkeit, drehten

gewaltsam die Köpfe hin und her und beugten sich mit dem ganzen Leibe zur Erde. Einige machten auch verschiedene Sprünge. Der Eunuch gerieth neuerdings mehrmals in Verzückung und ich konnte bemerken, dafs diefs jedes Mal geschah, wenn die Munschids einen oder zwei Verse gesungen hatten. Gegen das Ende des Sikr schien auch ein gemeiner Soldat, welcher die ganze Zeit hindurch der Feierlichkeit beigewohnt hatte, *melbu* zu werden. Er fing an schrecklich zu heulen und den Kopf nach allen Seiten hin und her zu werfen. Während diefs Alles vorging, wurde von den Anwesenden Geld für die Munschids gesammelt. Die Sikkirs empfangen keine Bezahlung. Die Sikrs werden die ganze Nacht fortgesetzt. Nach jedem ist eine Pause, und die Derwische trinken unterdessen Kaffeh und rauchen eine Pfeife."

„Es war Mitternacht, als ich auf den Platz *Esbikijeh* zurückkam. Mehre Lampen waren schon ausgelöscht, aber der Mond stand hoch am Himmel. Eine Menge Leute lagen auf der Erde und schliefen. Ich begab mich ebenfalls nach Hause zur Ruhe."

„Am folgenden Tage (welcher unmittelbar der Nacht des *Mulid* vorherging) besuchte ich abermals den Platz *Esbikijeh*, etwa eine Stunde vor der Mittagszeit, traf aber nur wenig Leute dort an. Auch gab es noch wenig zu sehen. Blofs zwei oder drei Gaukler und Possenreifser hatten jeder einen kleinen Kreis von Zuschauern

um sich her versammelt. Der Zulauf wurde indessen allmählig stärker, denn ein sehr merkwürdiges Schauspiel sollte heute, wie jedes Jahr, an diesem Tage Statt finden. Dieses war das *Dosch* oder Treten, welches ich jetzt beschreiben will."

„Der Scheikh der *Sadijeh-Derwische (Mohammed El Menzelawi)*, welcher *Katib* (Prediger) an der Moschee der Chasaneya ist, erschien an diesem Tage (einem Freitage), nachdem er, wie man sagte, einen Theil der letzten Nacht in der Einsamkeit mit Beten und Koranlesen zugebracht hatte, in der erwähnten Moschee, um sein gewöhnliches Geschäft zu verrichten. Nach dem Mittagsgebet und der Predigt begab er sich zu Pferde nach dem Hause des Scheikh *El Bekri*, welcher der Vorsteher aller Derwisch-Orden in Aegypten ist. Dieses Haus steht an der südlichen Seite des Platzes *Esbikijeh*, nächst dem in der südwestlichen Ecke desselben. Auf seinem Wege von der Moschee schlossen sich zahlreiche Abtheilungen von Sadi-Derwischen aus verschiedenen Bezirken der Hauptstadt an ihn an. Jeder Bezirk unterschied sich von dem andern durch eine eigne Fahne. Der Scheikh ist ein alter, graubärtiger Mann, von verständiger und freundlicher Gesichtsbildung und gesunder Farbe. Das Pferd, auf dem er ritt, war von mäfsiger Gröfse. (Man wird gleich sehen, warum ich dieses Umstandes erwähne.) Als der Scheikh auf dem Platze ankam, ging ihm eine sehr zahlreiche Prozession von Derwischen voraus, welche unweit von der Wohnung

des Scheikh *El Bekri* Halt machte. Hier legten sich eine ansehnliche Menge dieser Derwische und mehre andere Personen (gewifs mehr als sechzig, aber es war mir nicht möglich sie zu zählen) auf den Erdboden nieder, einer dicht neben dem andern, mit ausgestreckten Beinen, den Bauch und das Gesicht unterwärts gekehrt und mit den Armen und Händen das Gesicht und die Stirn bedeckend. Sie murmelten unaufhörlich das Wort *Allah*. Hierauf liefen zwölf oder mehr Derwische, die meisten barfufs, über die Rücken ihrer auf dem Boden liegenden Kameraden hin. Einige schlugen kleine Pauken, die sie in der linken Hand hielten, und riefen ohne Unterlafs: *Allah!* Hierauf näherte sich der Scheikh. Sein Pferd zauderte einige Minuten, ehe es den Fufs auf den Rücken des ersten Derwisches setzte. Endlich aber ging es, angetrieben und rechts und links von andern Derwischen geführt, vorwärts. Die Zuschauer schrieen unablässig: *Allah la la la la la!* Uebrigens schien keiner von den auf der Erde liegenden Derwischen beschädigt zu werden, sondern jeder sprang, sobald das Pferd über ihn weg war, schnell empor und folgte dem Scheikh. Die Zuschauer behaupteten, dafs die Derwische, so wie der Scheikh selbst, am Tage vor dieser Feierlichkeit, gewisse Worte (*Yestamilu asma*) und Gebete hersagten, wodurch jene in den Stand gesetzt würden, die Tritte des Pferdes ohne Nachtheil zu ertragen. Manche hätten mehrmals diese Gebete unterlassen, wären aber theils ge-

tödtet, theils schwer beschädigt worden. Das Ganze wird als ein Wunder betrachtet, durch übernatürliche Kräfte bewirkt, welche jedem Scheikh der *Sadijeh* verliehen seyn sollen. Von dem zweiten Scheikh dieses Ordens, dem unmittelbaren Nachfolger des Stifters, erzählt man, dafs er über einen Haufen gläserner Flaschen geritten sei, ohne eine einzige zu zerbrechen."

„Nachdem das *Doseh* beendigt war, ritt der Scheikh in den Garten und begab sich, nur von einigen Derwischen begleitet, in das Haus des Scheikh *El Bekri*. Ich stellte mich auch ans Thor und wurde von einem Diener hineingelassen, so dafs ich Alles mit ansehen konnte. Der Scheikh der Derwische setzte sich auf einen Teppich, welcher auf dem getäfelten Fufsboden im Hofe des Hauses längs der hintern Wand ausgebreitet war. Er safs gekrümmt, mit niedergeschlagenem Gesichte und Thränen in den Augen, indem er fortwährend Gebete murmelte. Die Derwische, welche mit ihm hereingekommen waren, etwa zwanzig an der Zahl, setzten sich in einem Halbkreise vor ihm nieder und begannen nun wieder einen Sikr aufzuführen." .... „Ehemals wurde bei dieser Gelegenheit, wenn das *Doseh* zu Ende war, von irgend einem Derwisch das beliebte Schauspiel, *lebendige Schlangen zu essen*, einer ausgewählten Gesellschaft im Hause des Scheikh *El Bekri* zum Besten gegeben. Der jetzige Scheikh aber hat die Ausübung dieser Gaukelei in der Hauptstadt untersagt, aus dem Grunde, weil sie der

Religion zuwider laufe, indem der Koran die Schlangen unter die unreinen Thiere zähle. Indessen habe ich bei meiner frühern Reise durch Aegypten oft gesehen, dafs die *Sadis* Schlangen und Skorpione verzehrten.“ .... „Die nächstfolgende Nacht, die eigentliche des *Mulid*, wurde wieder durch mehre Sikrs der Derwische gefeiert, welche bis drei Uhr Morgens dauerten. Aufserdem fiel nichts besonders Merkwürdiges vor. Mit dem gewöhnlichen Rufe zum Morgengebet war das ganze Fest zu Ende.“

An der westlichen Seite des Platzes Esbikijeh steht der Palast des *Defterdar Bey*, in dessen Garten der bekannte französische General *Kleber*, welcher 1799 nach Napoleons Abreise aus Aegypten den Oberbefehl des Heeres übernommen hatte, bald darauf ermordet wurde. Die südliche Seite wird vom Harem des Pascha und einigen andern hübschen Gebäuden eingenommen, welche gegen das düstere Aeufsere des gegenüber liegenden Stadtviertels der Kopten auffallend abstechen. Das Innere der Stadt besteht aus unregelmäfsigen und ungepflasterten Strafsen und Gassen, mit Menschen, Kameelen und Eseln angefüllt, und grofsentheils so schmal, dafs man sich gegenseitig aus den vorragenden Erkerfenstern der obern Stockwerke die Hände reichen kann.

Ein Fremder, welcher die Hauptstadt Aegyptens blofs nach dem, was er in diesen Strafsen und Gassen sieht, beurtheilen wollte, würde glauben, die Häuser und die Menschen seien überall

so zusammengedrängt. Dafs diefs aber nicht der Fall ist, zeigt sich, wenn man die Stadt vom Dache eines hohen Hauses oder vom Minaret einer Moschee überblickt. Die grofsen Haupt- oder Durchgangs-Strafsen haben gewöhnlich auf jeder Seite zu ebener Erde eine Reihe von Handlungsgewölben. Ueber denselben sind Wohnzimmer, die aber nicht mit ihnen in Verbindung stehen und auch selten von den Miethern der Gewölbe bewohnt werden. Rechts und links von den Hauptstrafsen sind Nebenstrafsen und Gassen. Viele von diesen sind ebenfalls Durchgangs-Strafsen und haben an jedem Ende ein grofses hölzernes Thor, welches bei der Nacht geschlossen ist, aber auf Verlangen von dem dabei wohnenden Pförtner geöffnet wird. Die Viertel bestehen meistens aus mehren schmalen Gassen und haben nur Einen gemeinschaftlichen Eingang mit einem Thore, das zur Nachtzeit ebenfalls geschlossen wird. Doch ist in manchen auch eine Durchgangs-Strafse.

Die untern Mauern der Privathäuser sind bis zum ersten Stockwerk hinauf auswendig, und oft auch von innen, mit einem weichen Kalkstein überzogen, der in der Nähe der Stadt gebrochen wird. Die Oberfläche des frischen Steines hat eine lichtgelbe Farbe, die jedoch an der Luft bald dunkel wird. Die abwechselnden Schichten der Mauersteine an der Vorderseite des Hauses sind, vornehmlich bei grofsen Gebäuden, namentlich bei *den Moscheen*, roth und weifs angestrichen. Als *Ibrahim Pascha* 1835 aus Syrien nach Kairo zu-

rück kam, mufste diese Art von Verzierung, in Folge eines eignen Regierungsbefehls, bei allen Häusern der Stadt angebracht werden. Die obern Stockwerke, welche meist zwei Fufs über das untere hervorragen, bestehen aus dunkelrothen Ziegelsteinen, die aber oft mit Kalk überweifst sind. Der Mörtel zum Bauen ist ein Gemisch von ½ Lehm, ¼ Kalk und ¼ Asche und Sand. Die ungeweifsten Mauern erhalten dadurch ein schmutziges Ansehen. Das Dach ist flach und der Boden mit einem Estrich überzogen.

Die Thüre der gröfsern Privathäuser ist auf mancherlei Art verziert. Sehr häufig ist in der Mitte eine Inschrift („Gott ist der Schöpfer, der Ewige"), aus weifsen oder schwarzen Buchstaben bestehend, auf einem rothen, mit Weifs eingefafsten Grunde. Das Uebrige ist grün angestrichen. Die Stelle des Schlosses vertritt ein hölzerner Riegel. Ueber demselben ist ein eiserner Klopfer.

Die Zimmer des Erdgeschosses nächst der Strafse haben kleine Fenster mit hölzernen Gittern. Sie sind aber höher als die Thüre angebracht, so dafs kein Vorübergehender, selbst kein Reiter, hineinsehen kann. Die Fenster der obern Zimmer ragen gewöhnlich noch mit einem Erker anderthalb Fufs weiter in die Strafse hinaus als das Stockwerk selbst und bestehen meistens aus gedrechseltem hölzernen Gitterwerk, dessen Stäbe so eng beisammen stehen, dafs zwar die Luft *durchstreichen*, übrigens aber nur wenig Licht

und Sonne eindringen kann. Bei den meisten Häusern sind diese Gitter nicht angestrichen, bei manchen aber roth und grün bemalt. In den bessern Häusern hat man jetzt inwendig auch allgemein Glasfenster, welche im Winter, wo bei einem Stande des Reaumurschen Thermometers von nicht mehr als 12 bis 13° über Null dem Aegypter die Kälte sehr empfindlich ist, ganz geschlossen werden können.

Die Höhe der meisten Häuser ist zwei bis drei Stock. Fast jedes Haus von einiger Gröfse umschliefst einen offenen ungepflasterten Hof *(Chosch)*. Der Eingang zu demselben macht eine oder zwei Krümmungen, damit bei offener Hausthüre Niemand von der Strafse in den Hof sehen könne. In diesem Gange ist, noch innerhalb der Thüre, an der Seitenmauer, eine steinerne Bank *(Mastubah)*, für den Thürwächter und andere Dienstleute. Der Brunnen im Hofe enthält ein etwas salzig schmeckendes Wasser, welches aus dem Nil durch den Boden unter der Stadt durchsickert. An der Schattenseite stehen meistens zwei Krüge, welche täglich mit frischem Nilwasser gefüllt werden, das man in ledernen Schläuchen aus dem Flusse zum Verkauf bringt. Einige grofse Häuser haben zwei Höfe, von welchen der innerste für den Harem bestimmt ist, auch gewöhnlich einen kleinen umzäunten gartenähnlichen Raum mit Bäumen und Blumen enthält. Die vornehmsten Gemächer des Hauses gehen durch besondere Thüren in den Hof. Eine davon ist das Bad et

Harem (die Haremsthüre), welche natürlich für jeden Andern als die Frauen, den Herrn vom Hause und seine Kinder, verschlossen ist.

Gemeiniglich ist im Erdgeschofs ein Zimmer, *Mundarah* genannt, wo männliche Besuche angenommen werden. Es hat ein breites hölzernes Gitterfenster, oder auch zwei dergleichen, zunächst dem Hofe. Ein kleiner Theil des Fufsbodens, von der Thüre bis zur entgegengesetzten Wand des Zimmers, ist 6 oder 7 Zoll niedriger als das Uebrige, und heifst das *Durkaah*. In anständigen Häusern ist dasselbe mit weifsem und schwarzem Marmor getäfelt und mit kleinen Stückchen von rothen Ziegeln kunstmäfsig ausgelegt, so dafs mosaikartige Verzierungen gebildet werden. In der Mitte des Durkaah ist ein Springbrunnen *(Fiskijeh)*, welcher sein Wasser in ein kleines flaches Becken ergiefst, aus dem es wieder durch eine Röhre abfliefst. Gewöhnlich ist am Ende des Durkaah, der Thüre gegenüber, ein Gesims *(Suffeh)*, von Marmor oder anderm Stein, etwa vier Fufs hoch, auf zwei oder mehr Bogen ruhend, unter welchem allerlei Hausgeräthschaften, Gefäfse zum Waschen vor und nach dem Essen und vor dem Gebete, Wasserflaschen, Kaffehschalen etc. ihre Stelle haben. In den bessern Häusern sind die Bogen des *Suffeh* mit Marmor und Ziegeln, auf dieselbe Art wie das Becken beim Springbrunnen verziert. Zuweilen ist diefs auch mit der Wand über dem Gesimse bis vier *Fufs Höhe der Fall.* Der erhöhte Theil des Fufs-

bodens im Zimmer heifst das *Liwan*. Ehe man dasselbe betritt, zieht man auf dem Durkaah die Schuhe oder Pantoffeln aus, um die Matte oder den Teppich, mit welchem der Boden des Liwan bedeckt ist, und auf welcher die täglichen Gebete verrichtet zu werden pflegen, nicht zu verunreinigen. Der Boden des Liwan ist gewöhnlich mit gemeinen Steinen belegt und längs den drei Wänden befindet sich der aus Matratzen und grofsen Rückenpolstern bestehende *Diwan*. Die Matratzen, gegen 3 Fufs breit und 3 bis 4 Zoll dick, liegen entweder auf dem Boden oder auf einem erhöhten Gestell. Sie sind, wie die Polster, mit Baumwolle gefüllt und haben Ueberzüge von Tuch, Kattun, Calico, oder auch wohl von Seide. Die Decke *(der Plafond)* des Liwan ist von Holz mit querüber laufenden Balken von Schnitzwerk, die etwa einen Fufs von einander abstehen und theilweise bemalt oder vergoldet sind. Noch mehr ist in ansehnlichen Häusern die Decke über dem Durkaah verziert. Statt der Balken sieht man hier dünne und schmale Streifen von Holz auf den Brettern befestigt, welche mannichfaltig verbunden und gruppirt sind, so dafs sie einen sehr zierlichen Anblick gewähren. Die Holzstreifen sind gelb oder vergoldet, die Zwischenräume grün, roth und blau. Aus der Mitte der Decke hangt oft ein grofser Kronleuchter herab.

In manchen Häusern ist noch ein anderes *Zimmer*, *Mukad* genannt, welches dieselbe Bestimmung hat, wie das *Mandarah*. Die Vorder-

seite ist offen, mit zwei oder mehr Bogen und einem niedrigen Geländer. Auf dem Boden ist ein abgesonderter viereckiger zurückgezogner Raum, *Tuktabosch*, mit einer offenen Vorderseite und einer Säule oder einem Pfeiler, zur Stütze der darüber befindlichen Wand. Der Fufsboden ist ein getäfeltes *Liwan* und an den Wänden oder wenigstens an einer steht ein langes hölzernes Sofa. Der Hof wird im Sommer sehr häufig mit Wasser besprengt, und dadurch in allen untern Gemächern eine angenehme Kühle verbreitet.

Unter den obern Gemächern des Hauses, oder denen des *Harems*, ist gewöhnlich eines, *Kaah* genannt, welches sich durch seine gröfsere Höhe von den andern unterscheidet. Es hat zwei Liwans, auf jeder Seite des Eingangs, rechts und links eines. Von diesen ist das eine gröfser als das andere und zum Empfange für ausgezeichnete Besuche bestimmt. An den übertünchten Wänden dieser und der andern Gemächer sieht man oft rohe Darstellungen der Kaaba zu Mekka oder des Grabes Mohammeds u. s. w., von eingebornen Malern verfertigt, welche nicht die mindeste Kenntnifs von Perspective haben. Auch mit arabischen Inschriften, Stellen aus dem Koran, Sittenregeln u. dergl. sind die Wände nicht selten verziert. Oft sind diese Inschriften auf Papier geschrieben und hangen an der Wand, wie Bilder, auf Tafeln mit glänzenden und verzierten Rahmen.

Die Häuser der Aegypter haben keine besondern *Schlafzimmer*. Das Bett (aus einer Matratze)

einem Kopfkissen, Leintuch und einer Decke bestehend) wird den Tag über zusammengerollt und auf die eine Seite des Wohnzimmers oder auch in ein nebenstehendes Kämmerchen, *Kusneh*, gelegt, welches im Winter als Schlafstelle dient. Im Sommer schlafen viele Leute auf den flachen Hausdächern. Eine Matte oder ein Teppich, welcher auf dem erhöhten Theile des Fufsbodens ausgebreitet wird, bildet nebst dem Diwan die ganze Einrichtung eines Zimmers. Das Essen wird in einem runden muldenähnlichen Gefäfse aufgetragen und auf einen niedrigen Stuhl gestellt, um welchen sich die ganze Tischgesellschaft in einem Kreise herum mit untergeschlagnen Beinen niedersetzt. Auch hat man keine Oefen, sondern das Zimmer wird, wenn es nöthig ist, mit einer Kohlenpfanne erwärmt. Jede Thüre hat ein einfaches hölzernes Schlofs, mit einem hölzernen Riegel, welcher vier oder fünf Löcher hat, worein eben so viel eiserne Pflöcke passen. Der hölzerne Schlüssel hat eben solche Pflöcke, welche von unten in die Löcher eingreifen und die Pflöcke des Schlosses in die Höhe treiben, so dafs der Riegel zurückgeschoben werden kann.

Die ganze Bauart und innere Anordnung der Privathäuser ist sehr unregelmäfsig. Die Zimmer sind meist von verschiedner Höhe, so dafs man immer einige Stufen auf- oder abwärts steigen mufs, wenn man aus einem ins andere gehen will. *Der Hauptzweck* des Baumeisters ist, die innern *Theile des Hauses*, namentlich die von den Frauen

bewohnten Gemächer, so viel als möglich der Oeffentlichkeit zu entziehen. Es darf z. B. kein Fenster so angebracht werden, dafs man in die Zimmer eines andern Hauses sehen kann. Ein Haus, welches für einen reichen oder vornehmen Mann gebaut wird, mufs auch eine geheime Thüre *(Bab sirr)* haben, durch welche der Besitzer, wenn er allenfalls verhaftet oder von Räubern und Mördern angegriffen werden sollte, entschlüpfen kann. Eben so haben solche Häuser einen verborgnen Platz, *(Mukba)*, wo Schätze und Kostbarkeiten aufbewahrt werden. In dem Harem eines grofsen Hauses ist gewöhnlich auch ein Bad, welches eben so geheizt wird, wie die öffentlichen Bäder.

Wenn das Erdgeschofs eines Hauses aus Kaufläden besteht, so ist das zunächst darüber befindliche Stockwerk in bestimmte Wohnungen abgetheilt. Diese sind, wie die Kaufläden, selbst ganz von einander abgesondert, und werden an solche Familien vermiethet, welche ein ganzes Haus nicht miethen können. Jede Wohnung hat ein oder zwei Zimmer, eine Küche und einen Abtritt. Selten ist ein besonderer Eingang von der Strafse, sondern mehre Wohnungen zusammen haben meistens eine gemeinschaftliche Thüre und Treppe. Für die Einrichtung mufs der Miether selbst sorgen. Wer keine Frau oder keine Sklavinn hat, wird in der Regel nicht als Miethmann aufgenommen. Dergleichen unverehelichte Leute müssen, wenn sie nicht Aeltern oder Verwandte haben, die sie *bei sich aufnehmen*, in der Regel ihre Wohnung

in einem *Wekaleh* suchen, einem Gebäude, das vorzüglich zur Beherbergung von Kaufleuten und ihren Waaren bestimmt ist. Die Franken (Europäer) sind jedoch gegenwärtig von dieser Beschränkung ausgenommen.

Eine ganze Strafse oder derjenige Theil einer Strafse, welcher blofs Kaufläden und zwar für eine bestimmte Gattung von Waaren enthält, heifst in Kairo ein *Suck* (Markt), und wird entweder nach der Waare selbst oder nach der nächst gelegnen Moschee benannt. So heifst z. B. ein Theil der vornehmsten Strafse der Stadt *Suck en Nâchhasin*, d. h. der Markt der Kupfergeschirr-Händler (oder einfach *der Nachhasin*, indem man das Wort *Suck* wegläfst). Ein anderer Theil derselben Strafse heifst *der Gohardschîjeh*, oder Markt der Juwelenhändler; wieder ein anderer *der Gurijeh*, nach dem Namen der zunächst gelegnen Moschee. Diefs sind die vorzüglichsten Märkte der Stadt. Der Hauptmarkt der Türken heifst *Kan El Kalili*. Er befindet sich an der Stelle der ehemaligen Gräber der Kalifen. Einige Sucks sind oben ganz mit Strohdecken oder auch mit Brettern zugedeckt, welche auf Balken liegen, die oberhalb der Kaufläden oder der Häuser quer über die Strafse gelegt sind.

Das Kaufgewölbe *(Dukkan)* ist eine viereckige Zelle, meist sechs oder sieben Fufs hoch und drei bis vier Fufs breit. Der Fufsboden hat *gleiche* Höhe mit dem obern Theile des *Mastabah*, *eines* erhabnen Sitzes von Stein oder Ze-

geln, welcher gegen die Seitenwand gebaut, 2½ bis 3 Fufs hoch und ungefähr eben so breit ist. Die Vorderseite des Dukkan hat Klappen- oder Flügelthüren, gewöhnlich mit drei Flügeln über einander. Die oberste wird in die Höhe geschlägen, die beiden untern gehen abwärts; die mittlere bildet einen Sitz auf oder über dem Mustubah, so dafs ein Teppich darüber ausgebreitet und Polster darauf gelegt werden können. Der Kaufmann sitzt in der Regel auf dem Mustubah, und nur wenn zwei oder mehre Kunden zu ihm hinaufsteigen, welche indessen ihre Schuhe zuvor ausziehen, erhebt er sich von seinem Sitze. Einem regelmäfsigen Kunden, oder einer andern Person, die etwas Beträchtliches einkauft, pflegt der Inhaber des Gewölbes eine Pfeife anzubieten; es müfste denn seyn, dafs dieser selbst schon mit einer solchen versehen wäre. Auch wird ins nächste Kaffehhaus um Kaffeh geschickt, welchen man dann eben so wie zu Hause trinkt, nämlich aus kleinen Porzellan-Bechern, welche auf metallnen Schaalen stehen. Gewöhnlich verrichtet der Kaufmann auch sein Gebet auf dem Mustubah, im Angesichte der auf der Strafse Vorübergehenden. Ist er genöthigt, seinen Laden auf eine Viertel- oder halbe Stunde zu verlassen, so bittet er entweder den Nachbar, auf den Laden Achtung zu geben, oder er hängt ein Netz vor denselben. Die Klappenthüren werden nur des Abends oder am Freitage Mittags zugemacht, wenn er in die Moschee zum Gebete geht.

Aufser den Handelsleuten, welche Kaufläden inne haben, giebt es eine zahlreiche Menge anderer Verkäufer, welche Efswaaren, besonders Brod, Gemüse und Obst in den Strafsen herumtragen und ausrufen. Die Verkäufer von *Tirmis* (Lupinen) schreien gewöhnlich: „Hilf! O Imbabi! Hilf!" Dieser Ruf hat eine zweifache Bedeutung. Einmal ist er an den Scheikh *El Imbabi* gerichtet, einen berühmten heiligen Mann, der beim Dorfe *Imbabeh*, am westlichen Ufer des Nils, gegenüber von Kairo, wo die besten Lupinen wachsen, begraben liegt. Dann bedeutet aber auch der Ruf, dafs die Lupinen durch die Hilfe des Heiligen so trefflich gedeihen. Zuweilen schreit der Lupinenverkäufer auch: „O wie süfs sind die kleinen Kinder des Flusses!" Dieser Ruf, welcher aber mehr auf dem Lande, als in der Hauptstadt gehört wird, bezieht sich auf die Art, wie die Tirmis efsbar gemacht werden. Um sie nämlich von ihrer natürlichen Bitterkeit zu befreien, werden sie zwei oder drei Tage in einem Gefäfs mit Wasser eingeweicht, dann gekocht, hierauf in einen dichten Korb von Palmblättern eingenäht und mit diesem in den Nil gehängt, wo sie abermals zwei oder drei Tage durchwässert werden. Man nimmt die Lupinen dann heraus, trocknet sie und ifst sie kalt, mit ein wenig Salz. Die Rosenverkäufer schreien: „Die Rose war ein Dorn; der Schweifs des Propheten hat sie geöffnet." *Diefs bezieht* sich auf ein Wunderwerk, welches *man von* Mohammed erzählt. Die Blumen des

Henna-Strauches werden durch den Ruf angekündigt: „Wohlgerüche des Paradieses! O Blumen der Henna!“

Da das Brunnenwasser in Kairo einen etwas salzigen Geschmack hat, so nähren sich eine Menge Leute, *Sakkas* (Wasserträger) genannt, vom Verkaufe des Nilwassers. Sie bringen das Wasser in ledernen Schläuchen, auf Kameelen oder Eseln; zuweilen auch, wenn die Entfernung vom Flusse nicht grofs ist, auf ihrem eigenen Rücken. Ein kleiner Schlauch Wasser aus Ziegenhaut gemacht, kostet, selbst wenn er eine halbe oder drei Viertelstunden weit hergebracht wird, selten mehr als etwa 2 bis 3 Kreuzer unsers Geldes. Es giebt auch Sakkas, welche den Leuten auf der Strafse einen Becher oder einen Topf Wasser zum Trinken verkaufen. Andere handeln mit Scherbet, Zibib (einem Aufgufs von Weintrauben) u. dgl. m.

Unter den bemerkenswerthen Gebäuden von Kairo nehmen, wie in allen mohammedanischen Ortschaften, auch die *öffentlichen Bäder (Hammams)* einen vorzüglichen Platz ein. Es giebt deren 60 bis 70, wo Jedermann für ein geringes Geld Zutritt hat. Einige sind blofs für Männer, andere blofs für Frauenspersonen und kleine Kinder; aufserdem sind auch einige Bäder für beide Geschlechter, nämlich für Männer Vormittags und für Frauen Nachmittags. Die Vorderseite des Badgebäudes pflegt auf ähnliche Weise wie die meisten Moscheen verziert zu seyn, doch mehr fantastisch, mit Roth, Weifs und andern Farben,

besonders über dem Eingange und an beiden Seiten desselben. Das Gebäude besteht aus verschiedenen Gemächern, alle mit gröfstentheils weifsem Marmor gepflastert, welchem hie und da zur Verzierung auch schwarzer, nebst kleinen rothen Ziegelstückchen beigemischt ist, so dafs das Ganze fast wie das *Durkaah* in einem Privathause aussieht. Die innern Gemächer haben kuppelförmige Decken mit verschiednen kleinen, runden Oeffnungen, welche statt der Fenster dienen. Die Mauern bestehen gewöhnlich aus Ziegeln mit einem Kalküberzug, welcher nach einiger Zeit durch die Einwirkung der Dämpfe weich wird und beim Erkalten, wenn ein paar Tage nicht geheizt und gebadet wird, leicht springt und abfällt. In gleicher Höhe mit den obern Theilen des Gebäudes befindet sich ein Schöpfrad *(Sakkijeh)*, welches von einem Ochsen oder einer Kuh getrieben wird und aus einem nahen Behälter das Bad mit Wasser versorgt.

Sobald man das Badhaus betritt, giebt man die Taschenuhr und den Geldbeutel dem *Mallim* (Badhalter), dessen Wohnung sich gleich neben dem Eingange befindet, in Verwahrung. Die Tabakspfeife und den Säbel übernimmt ein Bademiener, welcher dem Badenden auch die Schuhe auszieht und ihm dafür, wegen des nassen Fufsbodens, ein Paar hölzerne Pantoffeln giebt. Das erste Gemach, in welches man tritt, heifst *Mesluch* und ist etwa 45 Fufs lang und 30 Fufs breit. Es hat ringsum, oder wenigstens an zwei

Seiten, *Liwans* oder erhöhte Plätze, und in der Mitte ein *Fiskijeh* oder einen Springbrunnen von kaltem Wasser, auf ähnliche Weise eingerichtet, wie die oben beschriebnen in den Privathäusern. Ein Liwan pflegt zum Gebrauch für Personen der höhern und mittlern Stände mit Matratzen und Polstern versehen zu seyn; auf den andern sind nur gemeine Decken ausgebreitet. In vielen Badhäusern hat das Mesluck auch eine besondere Kaffeh-Credenz.

Bei warmer Witterung kleiden sich die meisten Badegäste im Mesluck aus; im Winter aber geschieht diefs in einem innern Gemach, *Beyt owwal* genannt, welches vom Mesluck durch einen schmalen Gang getrennt wird, an dessen Seite sich auch die Abtritte befinden. *Beyt owwal* bedeutet *das erste Zimmer*, und hat diesen Namen, weil es das erste *geheizte* Zimmer ist; denn das Mesluck ist ohne Heizung. Indessen ist das *Beyt owwal* nicht so warm als das Hauptgemach, von welchem es nur das Vorzimmer bildet. Es hat gemeiniglich zwei *Mustubahs* oder erhöhte Bänke, eines höher als das andere, aber beide mit Marmor belegt, wie der Fufsboden. Das höhere, auf welchem nur Eine Person sitzen kann, ist für vornehmere Badegäste bestimmt; auf dem niedrigern, geringern, können zwei Personen sitzen. Für Leute aus den höhern Ständen wird auch ein *Seggadeh* (Teppich zum Beten) ausgebreitet. Der Badende empfängt ein leinenes Tuch, *um seine Kleider* darein zu wickeln, und ein zwei-

tes, um den Unterleib und die Hüften damit zu umgürten; es reicht bis auf die Kniee oder noch tiefer hinab und heifst *Mahzam*. Wenn er es verlangt, wird ihm noch ein drittes Tuch gegeben, das er wie einen Turban um den Kopf wickelt, so dafs der Scheitel unbedeckt bleibt. Auch kann er zur Bedeckung der Brust und des Rückens noch besondere Tücher bekommen.

Beim Auskleiden und Anlegen des Mahzam wird der Badende gewöhnlich von einem Knaben oder noch unbärtigen Jüngling bedient, welcher *Lawingi* (eigentlich *Liwangi*, Liwan - Diener) heifst. Dieser Aufwärter führt ihn dann in das innere Hauptgemach, oder das *Hararah*. Dieses hat vier niedrige Liwans, an jeder Seite eines, von der Art wie in den meisten Zimmern der Privathäuser. In der Mitte ist ein *Fiskijeh* (Springbrunnen) von heifsem Wasser, mit einem Marmorbecken, wie im ersten Gemach. Das Hararah stöfst mit der einen Ecke an das *Beyt owwal*, mit einer andern an zwei kleinere Zimmer. Von diesen enthält das eine einen Behälter *(Mugtus)* mit warmen Wasser, das andere *(Hanafijeh)*, ein grofses flaches Becken mit zwei darüber in der Wand befindlichen Zapfenröhren oder Hähnen, aus deren einem kaltes, aus dem andern heifses Wasser abgelassen werden kann. Vor dem Becken ist ein Sitz. An eine dritte Ecke des Hararah stofsen ebenfalls zwei Zimmer mit *einem Mugtus* und einem Hanafijeh. An der vierten Ecke ist ein Gemach, welches keine Verbin-

dung mit dem Hararah hat und das Feuer mit dem Wasserkessel enthält. Der mittlere Theil des Hararah, die Liwans und die kleinen Gemächer haben Kuppeldecken mit kleinen Fensteröffnungen.

Bald nachdem der Badende das Hararah betreten hat, bringen ihn die Wärme und die Wasserdämpfe in einen starken Schweifs. Zugleich kommt der *Mukejisati* (Baddiener), nimmt ihm das Mahzam ab und legt ihm statt dessen ein nasses an, oder er läfst ihm jenes und durchnäfst es. Der Badende setzt sich auf einen Marmorsitz am Fiskijeh oder legt sich auf ein Leintuch auf einem Liwan, um die erste Badarbeit mit sich vornehmen zu lassen, welche in dem Recken der Glieder und Knicken der Gelenke besteht und das *Tuktukah* heifst. Der Mukejisati dreht und biegt den Körper zuerst vorwärts, dann rückwärts, so dafs die Rückenwirbel krachen; selbst die Halswirbel müssen krachen, indem der Kopf links und rechts, vor- und rückwärts gedreht wird. Auch jedes Ohr wird so lange gerieben und gedreht, bis es knackt (?). Die Arme und Beine werden zwar gewaltsam, aber mit solcher Geschicklichkeit gezerrt, gedreht und gerenkt, dafs man kein Beispiel von einem nachtheiligen Zufall kennt. Der Hauptzweck dieser Verrichtungen ist den Umlauf des Blutes und der Säfte zu befördern und die Gelenke geschmeidig zu machen, was auch in hohem Grade gelingt. Der Mukejisati knetet auch das Fleisch und die Muskeln, am Ober- und Un-

terarm, den Schenkeln und Beinen. Hierauf, oder auch wohl vorher, reibt er die Fufssohlen mit einer Raspel *(Hagar el-hammam)* aus gebranntem Thon. Es giebt zwei Arten solcher Raspeln. Die eine ist sehr grob und rauh, an der Oberfläche mit verschiednen Streifen und Furchen versehen; die andere besteht aus feinem dichten Thon und die Oberfläche, mit welcher das Reiben geschieht, mufs eigens rauh gemacht werden. Beide sind von dunkler, schwärzlicher Farbe. Die Raspeln, deren sich die vornehmen Frauen bedienen, haben meistens eine dünne silberne Einfassung, die nur die rauhe Seite frei läfst. Die grobe Raspel ist vornehmlich für solche Leute bestimmt, welche, wie gemeiniglich in Aegypten, keine Strümpfe tragen. Die feine Raspel ist für zartere Personen und wird auch zum Reiben der Glieder gebraucht, um die Haut glatt zu machen.

Nun folgt die zweite Badearbeit, das *Tekjis*, oder das Reiben des Fleisches mit einem Stück groben Wollenzeuges, welches *Kis el-hammam* heifst. Hierauf wird der Badende zu einem Hanafijeh geführt, und hier mit einem Bündel *Lif* (Palmenfaşern), welches in Seifenwasser eingetaucht worden, tüchtig abgewaschen. Diese Palmfasern sind weifs und kommen von einer Gattung aus der arabischen Landschaft Hedschas. Der Mukejisati ist nun fertig und läfst den Badenden allein, damit dieser die übrigen Waschungen selbst *verrichten* könne. Gewöhnlich erhält er von wohl*habendern* Leuten ein kleines Geschenk von einem

halben oder ganzen Piaster, doch verlangt er dieſs nicht ausdrücklich.

Der Badende bedeckt sich hierauf wieder mit Leintüchern in derselben Weise wie früher, ehe er das Hararah betrat, und begiebt sich jetzt in das *Beyt owwal*, wo er sich auf das mit einer Matratze und Polstern bedeckte Mustubah legt, einen oder zwei Becher Kaffeh trinkt und eine Pfeife raucht. Unterdessen reibt ihm ein *Lawingi* die Fuſssohlen und knetet ihm den Leib und die Glieder. Oft verrichten auch zwei Lawingis dieses Geschäft. Jeder empfängt dafür 5 bis 10 Fuddahs oder mehr. Nachdem der Badende eine halbe oder ganze Stunde hier zugebracht hat, kleidet er sich wieder an und verläſst das Badgemach. Zuletzt bringt ihm noch der *Haris*, ein Aufwärter, welcher die Leintücher in Verwahrung hat und das Waschen derselben besorgt, einen Spiegel und einen Kamm, um sich die Barthaare zu ordnen. Der Mallim giebt ihm die Uhr, die Börse etc. zurück und Beide empfangen einige Piaster.

Viele Leute gehen wöchentlich zwei Mal ins Bad; andere nur Ein Mal oder noch seltener. Manche waschen sich nur einfach mit Seife und Wasser und tauchen sich dann in einen der Behälter, was natürlich wohlfeiler ist, als das vollständige Durchmachen aller obenbeschriebenen Badearbeiten.

Auch die Frauen besuchen häufig das öffentliche *Hammam*, obwohl nicht so oft als die Män-

ner. Wenn es nicht gerade ausschliefslich für eine ganze Familie oder eine Gesellschaft gemiethet ist, so haben Frauenspersonen aller Stände gemeinschaftlich Zutritt. In der Regel baden alle Frauen und Mädchen einer Familie, so wie auch die kleinen Knaben, zu gleicher Zeit. Sie bringen ihre eignen Seggadehs (Teppiche), Leintücher, Waschbecken etc., ja selbst das nöthige süfse Wasser zum Trinken und die Seife zum Waschen nebst einem Vorrathe von Obst, Zuckerwerk und andern Erfrischungen mit. Frauen der höhern Stände werden auch wohl von ihren eignen *Bellaneh's* oder *Maschtahs* begleitet, welche die Verrichtungen des Waschens, Abreibens etc. zu besorgen haben. Dieses gemeinschaftliche Baden gehört unter die gröfsten Vergnügungen, welche die Frauen in Aegypten (so wie in andern mohammedanischen Ländern) geniefsen können, und die allgemeine Unterhaltung wird nicht selten sehr laut und geräuschvoll. Die Frauen haben hier Gelegenheit, ihre kostbaren Kleider und ihren Schmuck zur Schau zu legen und zu erfahren, was aufserhalb ihres Harems vorgeht. Nicht selten wählt eine Mutter unter den Mädchen, welche sie hier findet und kennen lernt, die Braut für ihren Sohn. Oft geben sich die Mütter für solche Heirathsangelegenheiten ein eignes Stelldichein im Hammam, und das Baden selbst ist dann nur die Nebensache.

Von grofser Wichtigkeit sind in Kairo, wie *in allen* andern Städten der mohammedanischen

Länder, die *Moscheen* und die *Grab-Kapellen* berühmter Männer. Der oben erwähnte Bazar *Ghoriéh* hat seinen Namen von dem Sultan *Kansu el Ghori*, dessen Moschee und Grab die eine Seite des Bazars einnimmt und verschönert. Wo jetzt der Bazar *Khan Kalil* steht, waren sonst die Gräber der Kalifen, von welchen nur Eines noch übrig ist, nämlich das des *Salih Ejub*, des siebenten Kalifen aus der Dynastie Ejub, welcher laut der Inschrift über der Thüre, im J. 1250 nach Christus, oder im J. 647 der Hedschra starb. Andere Gräber von Sultanen der folgenden Dynastie sind die von *El Kalaun*, *Nasir Mohammed II.*, *El Berkuk* und *Baybirs*. Mit dem Erstern ist das *Muristan* (nach Lane eigentlich *Maristan*) oder das *Irrenhaus* verbunden, welches jener menschenfreundliche Fürst um das Jahr 1280 nach Christus Geburt gestiftet hat. Ursprünglich war diese Anstalt auf einen sehr guten Fufs eingerichtet. In späterer Zeit aber kam sie in Verfall, und selbst die Gebäude würden zu einer Ruine geworden seyn, wenn nicht der letzt verstorbene *Sayd el Mahruki* aus eignem Vermögen für ihre Wiederherstellung gesorgt und die der Stiftung allmählig entfremdeten Kapitalien wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zugeführt hätte.

Mit jeder Grabstätte ist eine gleichzeitig errichtete *Moschee* verbunden. Dasselbe ist auch bei den aufserhalb der Stadt gelegenen Gräbern der Fall. Ehe wir die merkwürdigsten einzelnen *Moscheen* anführen, wollen wir etwas im All-

gemeinen darüber aus Lane's Beschreibung mittheilen.

Eine Moschee, worin die Moslims sich zur Verrichtung der Freitags-Gebete versammeln, heifst *Dschami.**) Es giebt so viele Moscheen in Kairo, dafs keine bei dieser Gelegenheit übermäfsig mit Menschen angefüllt ist. Einige darunter sind von bedeutender Gröfse. Die meisten sind aus Stein gebaut, und äufserlich nach den verschiedenen Lagen der Steine abwechselnd roth und weifs angestrichen. Gewöhnlich bestehen die grofsen Moscheen aus Säulenhallen, welche einen offenen viereckigen Hof umgeben, in dessen Mitte sich ein Wasserbehälter oder ein Springbrunnen zum Behuf der vorgeschriebenen Waschungen befindet. Die eine Seite des Gebäudes ist nach der Gegend gerichtet, wo *Mekka* liegt, und der Porticus auf dieser Seite ist, als der vorzüglichste Betplatz, gröfser als auf den drei übrigen Seiten des Hofes. Gewöhnlich besteht er aus zwei oder mehr Säulenreihen, welche, mit der äufsern Mauer gleichlaufend, eben so viele Flügel bilden. Bei manchen Moscheen sind die Säulengänge nach dem Hofe zu offen, bei andern werden sie von demselben durch hölzerne Verschläge getrennt, welche die Säulen der vordersten Reihe mit einander verbinden. Im Mittelpunkte der äufsern Mauer ist das *Mihrab* (oder die Nische), welche die ei-

*) *Man vergleiche* im Jahrgang 1829 unsers 'Taschenbuchs, den Aufsatz: *Konstantinopel*, S. 52 u. ff.

gentliche Richtung gegen Mekka bezeichnet, und rechts davon das *Mimbar* (oder die Kanzel). Dem Mihrab gegenüber, in der vordersten Abtheilung der Säulenhalle, oder in dessen mittlerem Theile, steht gemeiniglich ein *Dikkeh* oder eine viereckige auf Säulen ruhende Bühne, mit einer Brustwehr umgeben, und bei oder vor derselben sind ein oder zwei Sitze, mit einer Art von Pult, um den Koran darauf zu legen, aus welchem der Versammlung ein Kapitel vorgelesen wird. Die Wände sind entweder ganz einfach und ohne Verzierung, blofs weifs angestrichen, oder am untern Theile mit buntem Marmor überkleidet und oben mit verschiednen Mustern von Gyps, meistens aber mit Sprüchen aus dem Koran bedeckt. Letztere dienen als Friese und bilden lange, angenehm ins Auge fallende Streifen. Der getäfelte Fufsboden ist mit Matten belegt, und Reiche und Arme verrichten hier einer neben dem andern ihre Gebete. Die einzige Auszeichnung, welche reiche Leute geniefsen, besteht zuweilen in einem besondern Teppich, welchen ein Diener mitbringt und ausbreitet.

Mohammed hat zwar den *Frauen* nicht gerade ausdrücklich *verboten*, in den Moscheen zu erscheinen, aber doch erklärt, es sei besser für sie, zu Hause zu beten. In Kairo ist es Frauenspersonen und kleinen Knaben streng untersagt, den Versammlungen in den Moscheen beizuwohnen, ja sie dürfen nicht einmal die Moschee zu irgend *einer Gebetszeit* besuchen. Ehemals war jedoch

der Besuch der Moscheen den Frauen gestattet; nur hatten sie besondere Plätze und zwar hinter den Männern.

Jede Moschee in Kairo hat einen Vorsteher (*Nasir*), welcher die Stiftungen an Ländereien, Häusern etc., die der Moschee von ihrem Gründer und andern Wohlthätern geschenkt worden, zu verwalten und die Geistlichen und Diener bei der Moschee zu ernennen und zu besolden hat. Bei jeder gröfsern Moschee sind zwei *Imams* für die geistlichen Verrichtungen angestellt. Einer derselben heifst der *Katib* und hat vornehmlich am Freitage vor der Versammlung zu predigen und zu beten. Der andere ist ein *Imam Ratib* oder gewöhnlicher Imam, welcher jeden Tag vor den Personen, die sich gerade um diese Zeit einfinden, die fünf gewöhnlichen Gebete in der Moschee hersagt. In den kleinen Moscheen werden beide Verrichtungen von einem einzigen Imam versehen. Es giebt auch bei jeder Moschee einen oder mehre *Mueddins* (Gebetausrufer) und *Bauwabs* (Thürwärter), je nachdem die Moschee nur Einen oder mehre *Madaehs* (oder Minarets) und Eingänge hat; aufserdem noch andere geringere Diener zum Auskehren des Fufsbodens, Ausbreiten der Teppiche und Matten, Lampenanzünden und zur Besorgung des *Sakijeh* oder Wasserrades, welches die Wasserbehälter mit dem nöthigen Vorrathe versieht. Alle diese Personen, so wie auch die *Imams*, werden aus dem eignen Vermögen der *Moschee* besoldet.

Der Stand der Imams ist übrigens von denen unserer christlichen Geistlichen in mehr als Einer Hinsicht sehr verschieden. Sie geniefsen nicht als solche, sondern nur in so fern sie sich durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit auszeichnen, ein besonderes Ansehen; sie sind überhaupt kein bestimmter, nur den geistlichen Verrichtungen gewidmeter Stand. Jeder Imam kann vom Vorsteher der Moschee nach Willkühr entlassen werden und verliert mit seiner Anstellung und Besoldung zugleich den Titel *Imam*. Ohnehin ist ihr Gehalt bei der Moschee sehr gering. Der *Katib* hat in der Regel monatlich nicht mehr als einen Piaster; der Imam *Ratib*, der doch tägliche Dienstleistungen zu verrichten hat, monatlich nicht über 5 Piaster. Sie müssen daher ihren Unterhalt durch andere Geschäfte erwerben. Manche treiben Handel, namentlich mit Droguerien und Wohlgerüchen; andere sind Schullehrer; viele vermiethen sich auch in Privathäuser zum Vorlesen des Korans. Die meisten Imams werden aus den armen Studenten bei der grofsen Moschee *El-Ashar* gewählt. (S. unten.)

Die grofsen Moscheen sind von Tagesanbruch bis ein wenig nach dem *Esche* (Abendgebet), oder fast zwei Stunden nach Sonnenuntergang, geöffnet; die übrigen werden Vormittags geschlossen. Auch bei Regenwetter sind die meisten Moscheen (blofs zu den Gebetsstunden ausgenommen) geschlossen, *damit nicht Leute ohne* Schuhe hineingehen und den *Fufsboden und die* Matten verunreinigen. Ge-

wöhnlich ist dann nur die Thüre beim nächsten Wasserbehälter offen, wo die Leute, ehe sie den Betplatz betreten, sich abwaschen. Die grofse Moschee *El-Ashar* bleibt auch die ganze Nacht offen. In vielen der gröfsern Moscheen sieht man, besonders Nachmittags, eine Menge müfsiger Leute, welche hier faullenzen, schwatzen, essen und schlafen, auch wohl spinnen und nähen, oder sonst eine Handarbeit verrichten. Dessenungeachtet aber stehen die Moscheen bei allen Moslims in sehr grofsem Ansehen. Es giebt mehre Moscheen in Kairo, wie *El Ashar*, *Hasaneyn* u. a., an welchen sonst kein Franke und überhaupt kein Christ, so wie kein Jude *vorüber gehen durfte*. Erst in neuern Zeiten ist dieses Verbot aufgehoben worden.

Der *Freitag* ist, wie bekannt, bei den Moslims vorzugsweise zur Gottesverehrung bestimmt. An diesem Tage soll, wie sie glauben, *Adam* geschaffen und auch gestorben seyn. Auch die allgemeine Auferstehung wird, ihren alten Prophezeihungen zufolge, an einem Freitage Statt finden. Er wird daher der Tag *El-Gumah* (der Versammlung) genannt. Uebrigens enthalten sich die Moslims an diesem Tage keineswegs ihrer weltlichen Geschäfte, sondern Handel und Gewerbe gehen fort, mit einziger Ausnahme der Gebetszeit, besonders am Mittage, wo man sich nach *der Moschee* begiebt. Eine halbe Stunde vor dem *Duhr* (Mittag) besteigen die Mueddins die Gallerien der Minarets und singen das Selam, eine

Anrufung des Propheten, ungefähr in folgenden Worten bestehend, die aber, wie es scheint, nach Belieben abgeändert werden können: „Segen und Friede mit Dir, o du Mann der hohen Würde! O Apostel Gottes!“ u. s w. Hierauf versammeln sich allmählig die Betenden in den Moscheen. Die gröfste Feierlichkeit und Würde herrscht unter dieser Versammlung. Man sieht hier nicht jene schwärmerische Andacht, wie sie oben bei den Festen der Derwische geschildert wurde, sondern die Blicke und das ganze Benehmen der Betenden verrathen die gröfste Ruhe und nur bescheidene Frömmigkeit. Kein ungeziemendes Wort kommt über die Lippen, keine unschickliche Geberde ist zu bemerken. Der Betende zieht vor der Thüre der Moschee die Schuhe aus, nimmt sie, Sohle gegen Sohle gekehrt, in die linke Hand, und setzt zuerst den rechten Fufs auf die Schwelle. Wenn er nicht schon früher die vorbereitende Abwaschung verrichtet hat, so begiebt er sich zu diesem Ende gleich beim Eintritt an den nächsten Wasserbehälter. Ehe er sich zum Beten anschickt, legt er seine Schuhe so wie auch seinen Säbel und andere Waffen, wenn er dergleichen trägt, vor sich auf die Matte und zwar ein wenig vorwärts von der Stelle, wo der Kopf beim Niederbücken den Boden berührt.

Die Leute, welche sich zum Mittagsgebet am Freitage versammelt haben, ordnen sich in Reihen, *gegenüber* und gleichlaufend mit derjenigen *Wand der Moschee*, in welcher sich die erwähn-

te Nische befindet, so dafs die Gesichter derselben zugekehrt sind. Viele gehen nicht eher in die Moschee als bis zum *Adan* (Gebetruf) des Mittags oder kurz vor demselben. Diejenigen aber, welche sich schon mit dem *Selam* versammeln, verrichten, sobald sie ihren Platz in der Reihe eingenommen haben, zwei *Rekahs* (gewöhnliche Tagsgebete) und bleiben dann knien oder mit untergeschlagnen Beinen sitzen, während ein Vorleser, der sich unmittelbar nach dem Selam auf das *Dikkeh* begeben hat, das *Surat el Kahf* (das 18. Kapitel des Korans), oder auch nur einen Theil desselben vorliest; denn häufig unterbricht ihn das Mittags-Adan, und er mufs dann sogleich aufhören. Sobald das Adan beendigt ist, stehen die Betenden auf und beten zwei Rekahs und ein besonderes Freitags-Gebet, welches sie mit zwei Begrüfsungen (des Propheten) beschliefsen. Hierauf kommt ein Diener der Moschee, der *Murukki* genannt, öffnet die Flügelthüren am Fufse der Kanzeltreppe, und nimmt hinter denselben ein gerades hölzernes Schwert hervor. Mit diesem stellt er sich ein wenig rechts vom Eingange der Moschee, so dafs seine rechte Seite gegen das *Mihrab* (die Nische) gerichtet ist, stemmt das Schwert mit der Spitze auf den Boden und sagt in dieser Stellung: „Gott ist in der That gnädig gegen den Propheten, und seine Engel segnen ihn. *O ihr* Gläubigen, segnet ihn auch und bringt ihm *einen feierlichen* Gruſs!“ Das Schwert soll eine *Erinnerung* an die Eroberung Aegyptens durch

die Gewalt der Waffen seyn.*) Eine oder mehre Personen, *Muballigs* genannt, welche ihren Platz beim Dikkeh haben, singen dann folgende oder ähnliche Worte: „O Gott! Beschütze und segne den Edelsten aller Araber und Agams (Fremden), den Imam von Mekka, El Medineh und dem Tempel, den die Spinne liebt und in dessen Gewölbe sie ihr Gewebe ausspannt; den der *Dubb*" (eine Eidechsenart, *Lacerta libyca*) „begrüfste und vor dem der Mond sich spaltete, unsern Herrn Mohammed, seine Familie und seine Begleiter." Nun sagt der *Murukki* das Adan, hält nach jedem Satze inne und die *Muballigs* wiederholen die nämlichen Worte. Ehe noch das Adan beendigt ist, begiebt sich der *Katib* an den Fufs der Kanzel, nimmt das hölzerne Schwert aus der Hand des *Murukki*, und steigt die Treppe zur Kanzel hinauf. Unterdessen sind der Murukki und die Muballigs mit dem Adan fertig geworden, und der Erstere ermahnt mit lauter Stimme die Versammlung zur Aufmerksamkeit, Stille und Andacht. Hierauf beginnt der *Katib*, indem er das Schwert, wie früher der *Murukki*, mit der Spitze auf den Boden stemmt, die erste Predigt (*Kutbet el-waas*), welche aus gereimter Prosa besteht und aus einem Buche, welches dergleichen auf alle Freitage des ganzen Jahres enthält, auswendig gelernt ist. *Lane* theilt eine solche Predigt (oder vielmehr Homilie), welche am ersten Frei-

*) S. Jahrg. 1829, S. 55.

tag des neuen Jahres gehalten wurde, in der Uebersetzung mit. Sie beginnt mit Lobpreisungen Gottes und des Propheten Mohammed. Dann folgen Betrachtungen über die Vergänglichkeit der Zeit, wie schnell ein Jahr dahin schwinde u. s. w., und Ermahnungen, das neue Jahr weise zu benutzen, das nachzuholen, was im vorigen an guten Werken versäumt worden und vorzüglich die Fasten am neunten und zehnten Tage des ersten Monats streng zu beobachten. Zum Beschluss wird ein Ausspruch des Propheten angeführt: „Das vortrefflichste aller fünf täglichen Gebete ist das Nachtgebet, und die vortrefflichste aller Fasten, nächst dem Ramadan, ist die des göttlichen Monates El-Moharram" (des ersten im Jahre).

Nach Beendigung dieser ersten Predigt sagt der Katib zur Versammlung: „Flehet zu Gott!" Hierauf setzt er sich nieder und betet still für sich. Dasselbe thut jedes Mitglied der Versammlung, indem es dabei die flachen Hände vor das Gesicht hält. Dann rufen die *Muballigs:* „Amen! Amen! O Herr aller Geschöpfe!" und der Katib erhebt sich abermals von seinem Sitze, um die zweite Predigt vorzutragen, welche *Kutbet en naat* heifst und von *Lane* ebenfalls übersetzt mitgetheilt wird. Sie besteht gröfstentheils aus Anrufungen Gottes, dafs er den Islam erhalten und immer weiter ausbreiten möge etc., aus Lobpreisungen des Propheten, seiner Anverwandten, der *vier ersten* Kalifen etc., Gebeten für den Sultan *Mahmud*, und einigen ganz allgemeinen Ermah-

nungen zur Frömmigkeit. Man sieht aus diesen Predigten und überhaupt aus der ganzen Beschreibung des mohammedanischen Gottesdienstes, wie wenig durch dieses leere Formenwesen für eigentliche wahre Religiosität und sittliche Veredlung des Menschen gewirkt werden möge. — Während der Sommermonate wird in die Predigt auch ein Gebet um eine gute Ueberschwemmung des Nils eingeschaltet. — Nach beendigtem Gottesdienst pflegen reiche Leute beim Herausgehen aus der Moschee Almosen unter die an der Thüre stehenden Armen zu vertheilen.

Wie bekannt, sind mit den gröfsern mohammedanischen Moscheen höhere Lehranstalten *(Medressis)* verbunden. In Kairo ist die vornehmste dieser Art *El Ashar*, bei der schon oben erwähnten grofsen Moschee gleiches Namens. Diese Moschee ist, nach *Wilson* (der den Namen *El Ezher* schreibt), ursprünglich von *Goher el Kaid* gegründet, später aber überbaut und ansehnlich vergröfsert worden. Jeder einzelne Theil hat Inschriften, die sich auf die Zeit seiner Erbauung und den Namen des Stifters, bis zum J. 1762, beziehen. *Lane* beschreibt sie umständlicher. Die Lehranstalt dabei wird als die vorzüglichste Hochschule Aegyptens angesehen. Das Ganze ist ein weitläuftiges Gebäude, fast im Mittelpunkte der Stadt, welches einen grofsen viereckigen Hof einschliefst. Auf der einen Seite dieses Hofes (der nach Mekka gekehrten) ist die eigentliche Moschee oder der Betplatz, aus einer hohen und ge-

räumigen Säulenhalle bestehend. Die drei andern Seiten sind kleinere Säulenhallen und in eine Anzahl von Gemächern abgetheilt, welche *Riwaks* heifsen. Die Bauart ist übrigens nicht besonders ausgezeichnet, und die Moschee ist so dicht von andern Gebäuden umgeben, dafs mit Ausnahme der Minarets wenig davon in die Augen fällt. Jedes *Riwak* ist für die Studirenden eines besondern Landes oder einer besondern Provinz Aegyptens bestimmt. Es enthält eine eigne Bibliothek zum Gebrauche für die Studirenden, welche *Mugawirin* genannt werden.

Die regelmäfsigen Lehrgegenstände sind: Grammatik, Rhetorik, Poesie, Logik, Theologie, die Erklärung des Koran, die Ueberlieferungen des Propheten, die vollständige Rechtswissenschaft oder die Kenntnifs der religiösen, moralischen, bürgerlichen und peinlichen Gesetze, welche hauptsächlich den Koran und die Ueberlieferungen zur Grundlage haben; endlich Arithmetik, vornehmlich in Beziehung auf Rechtsgegenstände. Auch werden Vorlesungen über Algebra und die Zeitrechnung nach dem mohammedanischen Kalender etc. gehalten. Die Studenten der verschiednen Sekten *) haben zur Privat-Lecture verschiedene

*) Es giebt vier Haupt-Sekten der sunnitischen Mohammedaner: die *Hanafis*, *Schafis*, *Malikis* (oder *Malkis*) und *Hambel's*, nach den Namen der Gelehrten so benannt, zu deren Lehrsätzen sie sich *bekennen*. Das meiste Ansehen geniefsen die Hanafis, zu welchen die Türken gehören. Die Einwoh-

Bücher. Die meisten sind aus Kairo gebürtig und gehören zur Sekte der Schafis. Auch der Scheikh oder Vorsteher der Moschee mufs ein Glied dieser Sekte seyn. Kein Student bezahlt etwas für den Unterricht; sie gehören ohnehin gröfstentheils zur ärmern Volksklasse. Von den Fremden haben die meisten eigene Riwaks, und erhalten täglich etwas Essen, zu welchem Ende eigene Stiftungen und Vermächtnisse bestehen. Auch die Studirenden aus Kairo und der Nachbarschaft hatten sonst dergleichen Freitische, welche aber jetzt, mit Ausnahme des Monats Ramadan, aufgehört haben. Der Vicekönig hat nämlich alles Ackerland, welches den Moscheen gehörte, in Besitz genommen und auch El Ashar hat auf diese Weise den gröfsten Theil seines Eigenthums verloren. Nur die Ausgaben für nothwendige Ausbesserungen an den Gebäuden und die Gehalte der vornehmsten Beamten werden von der Regierung bezahlt. Die Professoren erhalten keine Besoldung. Wenn sie nicht eine Erbschaft machen oder von wohlhabenden Verwandten unterstützt werden, so müssen sie ihren Unterhalt durch Unterricht in Privathäusern, Bücherabschreiben etc. erwerben. Zuweilen empfangen sie Geschenke von ein-

---

ner von Kairo sind gröfstentheils Schafis, zum Theil auch Malikis und einige wenige Hanafis. Die Bewohner des Delta sind meist Schafis, die von Ober-Aegypten, Nubien und West-Arabien Malikis. Die Sekte der Hambelis zählt heut zu Tage *nur noch wenige* Anhänger. (*Lane*, I. S. 70 u. 71.)

zelnen reichern Studenten. Uebrigens kann jeder zum Lehrgeschäft taugliche Mann vom Vorsteher der Moschee zum Professor ernannt werden. Die Studenten nähren sich auf dieselbe Weise wie die Lehrer, indem sie Hausunterricht geben, den Koran in einzelnen Familien, oder bei den Grab-Kapellen und an andern öffentlichen Orten vorlesen. Wenn sie gehörige Fortschritte im Studiren gemacht haben, so werden sie entweder als Kadis, Muftis, Imams oder Schullehrer in Kairo oder sonst in ihrer Heimath angestellt. Andere widmen sich bürgerlichen Geschäften, namentlich dem Handel. Einige bleiben auch für immer in dem Ashar und suchen mit der Zeit zu den höhern Würden der *Ulemas* zu gelangen. Seit der vorhin erwähnten Einziehung der liegenden Gründe des Ashar hat die Zahl solcher Studenten, welche kein eigenes Riwak in der Moschee haben, sehr abgenommen. Nach den Erkundigungen, welche *Lane* von einem der Professoren einzog, betrug 1834 die Anzahl aller Studirenden (mit Ausnahme der Blinden) gegen 1500. Ehemals soll sie doppelt so stark gewesen seyn.

An der östlichen Ecke der Moschee El Ashar ist eine besondere Kapelle damit verbunden, welche *Sawijet el Omeian* (Kapelle der Blinden) heifst. In dieser werden an 300 Blinde, meistens Studirende, aus einem eignen dafür gestifteten Fonds unterhalten. Diese Blinden sind grofse Fanatiker und erregen nicht selten einen förmlichen *Aufstand*. *Lane* erzählt, dafs während seines

Aufenthalts in Kairo, ein Europäer diese Anstalt besuchte. Kaum hatten sie dieſs erfahren, als sie zu lärmen und zu schreien anfingen: „Wo ist der Ungläubige? Schlagt ihn todt!“ Sie begannen auch wirklich nach ihm herumzutappen und würden sich seiner bemächtigt haben, wenn er sich nicht entfernt hätte. In frühern Zeiten, ehe der jetzige Pascha die Regierung übernahm, betrugen sich diese Blinden oft sehr ausschweifend, wenn sie glaubten, dafs ihnen Unrecht geschehen sei, namentlich wenn man ihnen schlechtere oder nicht hinlängliche Kost gereicht hatte. Sie nahmen dann einige Führer, und gingen mit Stöcken bewaffnet in die Strafsen, mifshandelten Jeden, der ihnen begegnete, und plünderten die Kaufläden. Der berühmteste unter den 1834 beim Ashar angestellten Professoren, *Scheikh El Kuweysini*, war selbst ein Blinder. Sobald er sein Amt angetreten hatte, liefs er die blinden Studenten sammt und sonders tüchtig peitschen; aber sie empörten sich gegen ihn, banden ihn und brachten ihm eine stärkere Tracht Schläge bei, als sie selbst empfangen hatten, so dafs er bald genöthigt war, seinen Posten zu verlassen.

Nahe am Thore *Bab en Nasr* steht die uralte Moschee des Sultans *Hakim*, des dritten Königs aus der Dynastie der Fatemiten. Dieser Fürst stiftete in Verbindung mit einem Derwisch, Namens *Ismael*, die bekanntlich jetzt in Syrien verbreitete, von den rechtgläubigen Moslims verabscheute Sekte der Drusen. Gleichwohl liest

man noch, wie *Wilson* versichert, über dem westlichen Thore der Moschee eine kufische Inschrift, in welcher Hakim als Prophet geschildert und derselben Verehrung, die dem Stifter des Islam gebührt, für würdig erkannt wird. „Nur die Unwissenheit der heutigen Bewohner von Kairo," — sagt *Wilson* — „welche die kufische Schrift nicht lesen können, verhüllt ihnen ein Geheimnifs, dessen Entdeckung ihren Zorn im höchsten Grade erregen würde. Ich habe mich bei Einzelnen davon überzeugt, indem ich ihnen die Inschrift vorlas." Die Gewölbbogen an dieser Moschee sind alle zugespitzt. Da sie im Jahr der Hedschra 393 oder nach unserer Zeitrechnung im J. 1003 errichtet wurde, so ist diefs, beiläufig bemerkt, ein neuer Beweis für die oft bestrittene Wahrheit, dafs die Spitzbogen schon in der frühesten Periode des saracenischen Baustyls bekannt waren.

Das schönste Gebäude der Stadt Kairo ist, nach *Wilson*, die grofse Moschee des *Sultan Hassan*, gleich unterhalb der Citadelle. Der prachtvolle Vorhof und der nicht minder herrliche Minaret werden von jedem Reisenden bewundert. Das Innere besteht aus einem unbedeckten Hofe, mit majestätischen Säulenhallen an jeder Seite. Bei der Nische und der Kanzel sieht man buntfarbige gläserne Vasen von syrischer Arbeit aufgehängt, auf welchen der Name des Stifters zu *lesen ist.* An die Moschee stöfst unmittelbar seine *Grabkapelle*, mit der Jahrzahl 764 der Hedschra.

Sie hat oben eine grofse Kuppel, welche, wie bei mehren andern Gebäuden dieser Art, aus Holz besteht; die Mauern aber sind von Stein.

Noch eine andere merkwürdige Moschee ist die unweit von der vorigen gelegene des *Ahmed ebn e' Taylun*, welche nach dem Plane der Kaaba von Mekka gebaut seyn soll, die allem Anscheine nach als Muster für die ältesten von Moslims gegründeten Moscheen gedient hat. Die den Hofraum umschliefsenden vier Säulenhallen haben spitzige Bogengewölbe. Der Minaret, der sich an der äufsern Umfangsmauer erhebt, hat wegen der Wendeltreppe, die sich von aufsen rings um ihn hinaufzieht, ein seltsames Ansehen. Von der Höhe geniefst man den herrlichsten Ueberblick der Citadelle und der Stadt. Die ganz eigne Form des Minaret soll auf folgende Art entstanden seyn. Der Sultan Ahmed war oft sehr zerstreut und gedankenlos. Eines Tages fand ihn sein Wisir, wie er mit einem Stück Pergament spielte und es spiralförmig zusammendrehte. „Es ist Schade," — sagte der Wisir — „dafs Eure Majestät nichts Besseres zu thun wissen." Sogleich erwiederte der darüber betroffene Sultan: „Du irrst Dich; das ist keine Spielerei, sondern ich denke darüber nach, ob nicht ein auf diese Art gebauter Minaret manche Vorzüge vor andern haben dürfte." Und sogleich liefs er die neue Moschee mit dem Minaret diesem Einfalle gemäfs aufführen. Sie wird für das älteste Gebäude in Kairo gehalten, und ist im J. 879 nach Christus gebaut worden.

während man die Stadt selbst 90 Jahre später angelegt haben soll.

In der Nähe der letztgenannten Moschee ist der *Sklavenmarkt (Okalet e' Gelab)*, welcher einen nichts weniger als erfreulichen Anblick gewährt. Indessen bestätigt *Wilson* die Grundlosigkeit der von mehren Reisenden mitgetheilten Beschreibungen von den Mifshandlungen, denen die Sklaven von Seiten ihrer Verkäufer ausgesetzt seyn sollen. Wie fühllos diese Letztern im Allgemeinen auch seyn mögen, so zwingt sie doch gewifs ihr eigner Vortheil zu einer guten Behandlung der Sklaven, besonders der weiblichen, da durch das Gegentheil sowohl die Gesundheit, als die Schönheit derselben beträchtlich leiden und der Kaufpreis dafür um ein Merkliches geringer ausfallen würde.

Die Verhältnisse der Sklaven sind bei den Aegyptern, wie überhaupt bei den Mohammedanern, im Allgemeinen nicht ungünstig und zum Theil durch die Gesetze (den Koran) und das Herkommen festgestellt. Die weiblichen Sklaven gehören theils dem Herrn vom Hause, theils auch seinen Frauen. Die Erstern sind gewöhnlich seine Nebenweiber. Die Kinder, die ihm eine solche Sklavinn gebiert, sind frei, und sie selbst kann nicht mehr verkauft werden und erhält bei seinem Tode ebenfalls die Freiheit, mufs aber bis dahin in dem frühern Verhältnisse zu ihm bleiben. Will der Herr besonders grofsmüthig handeln, so kann *er ihr auch* noch bei seinen Lebzeiten die Frei-

heit schenken und sie zur wirklichen Gattinn erheben, vorausgesetzt, dafs er nicht schon die durch den Koran erlaubte Zahl von vier Frauen besitzt. Auch kann er sie, wenn sie es wünscht, an einen andern Mann verheirathen. Gemeiniglich sind die Nebenweiber weifse und abyssinische Sklavinnen. Wenn aufserdem auch Negerinnen als Sklaven sich im Hause befinden, so werden sie blofs zur Bedienung der Frauen, zum Waschen und Kochen etc. gehalten.

Die männlichen Sklaven sind theils weifse (*Memluks*, *Mameluken*), theils schwarze Sklaven; aber ihre Zahl, besonders die der Weifsen, ist verhältnifsmäfsig gering und man findet sie auch mehr in den Häusern der reichen Osmanlis (oder Türken), als in ägyptischen Familien. Letztere haben gröfstentheils freie weifse Diener. Wenn der Herr wohlhabend genug ist, so hält er sich einen oder mehre solcher Diener für sich und zur Bedienung seiner männlichen Gäste, aufserdem einen *Sakka* oder Wasserträger, der zugleich die Oberaufsicht über die andern Dienstleute und Sklaven führt und hauptsächlich für den Harem zu sorgen hat. Doch ist für den Letztern, obwohl mehr bei den vornehmen Türken, als bei den Aegyptern, zuweilen ein Eunuch angestellt. Ferner findet man einen *Bauwab*, oder Thürwärter, der den ganzen Tag bei der Hausthüre sitzt, und einen *Sais*, oder Reitknecht, zur Besorgung des Pferdes, Maulthiers oder Esels. Der reiche ägyptische Kaufmann hat gern einen Negersklaven

hinter sich, der ihm die Pfeife trägt. Die Frauen des Harems müssen sich vor den männlichen Sklaven des Hauses verschleiern.

Einige Frauen haben Sklavinnen, die eigens für sie gekauft, oder ihnen geschenkt worden und daher ihr besonderes Eigenthum sind. Diese kann der Mann nicht zu Concubinen nehmen, es wäre denn, dafs es ihre Gebieterinnen ausdrücklich erlaubten, was aber äufserst selten geschieht. Es ist diesen Sklavinnen oft nicht einmal gestattet, sich in Gegenwart des Herrn unverschleiert zu zeigen. Sollte ja eine, wider den Willen der rechtmäfsigen Frau, dem Herrn ein Kind gebären, so bleibt dieses ebenfalls im Sklavenzustande, wenn die Mutter nicht früher dem Herrn verkauft oder geschenkt worden ist. Die weifsen Sklavinnen gehören meistens reichen Türken an. Die Concubinen der Aegypter höhern und mittlern Standes sind in der Regel *Abyssinierinnen*, von dunkelbrauner, bronzener Gesichtsfarbe. Obwohl sie ihren Zügen und der Farbe nach zwischen den Weifsen und den Negern mitten inne stehen, so weichen sie doch in den meisten Punkten beträchtlich von jeder dieser beiden Rassen ab. Sie selbst aber bilden sich ein, dafs sie den Weifsen nur wenig nachstehen, und sind daher nicht zu bewegen, bei den Frauen ihres Gebieters solche Mägdedienste wie die andern Sklavinnen zu verrichten. Die Negerinn ihrerseits bezeigt dieselbe *Widerspenstigkeit* gegen die Abyssinierinn, wohl *aber ist sie* jederzeit bereit, der weifsen Frau

Dienste zu leisten. Uebrigens bemerkt *Lane*, dafs die unter dem Namen *Abyssinische* bekannten Sklavinnen nicht aus dem eigentlichen Abyssinien (*Habesch*), sondern aus den diesem benachbarten Ländern der Gallas nach Aegypten gebracht werden. Die meisten sind hübsch. Der Mittelpreis war 1834 nach unserm Gelde 100 bis 150 Gulden Conventionsmünze; doch sollen sie einige Jahre früher das Doppelte gekostet haben. Sie sind von sehr zartem Körperbau und schwächlicher Gesundheit. Viele sterben in Aegypten an der Auszehrung. Der Preis einer weifsen Sklavin ist gewöhnlich das Drei- bis Zehnfache von dem einer Abyssinierinn; dagegen kostet eine Negerinn nur die Hälfte oder zwei Drittel dieses Preises, welcher indessen, wenn sie gut kochen kann, auch höher steigt.

Fast alle Sklaven beiderlei Geschlechts werden, wenn sie nicht schon Mohammedaner sind, zum Islam bekehrt. In der Regel beschränkt sich diese Bekehrung nur auf die vornehmsten äufserlichen Gebräuche. Als *Lane* das erste Mal Aegypten besuchte (1825 — 1828), waren die meisten weifsen Sklavinnen *griechische* Frauen und Mädchen, die während des damaligen Krieges in die Gefangenschaft der türkischen und ägyptischen Truppen gerathen und nach Aegypten zum Verkauf gebracht worden waren. In der neuesten Zeit ist, wegen des allgemein gesunkenen Wohlstandes der *höhern* Klassen in Aegypten, die *Nachfrage nach* weifsen Sklaven nur gering ge-

wesen. Eine kleine Zahl wird auch aus Georgien und Tscherkessien auf den hiesigen Sklavenmarkt gebracht. Diese erhalten zum Theil vorher in Konstantinopel einigen Unterricht in der Musik und andern Geschicklichkeiten. Da die weifsen Sklavinnen oft die einzige weibliche Gesellschaft der vornehmen Türken bilden, zuweilen selbst ihre Frauen sind, indem sie von diesen den freien ägyptischen Weibern vorgezogen werden, so stehen sie in der öffentlichen Meinung selbst in höherm Ansehen als die Letztern. Sie sind reich gekleidet, mit Perlen und Edelsteinen geschmückt, und leben oft in solcher Ueppigkeit, dafs sie ihr Loos keineswegs für unglücklich halten. Seit der Beendigung des letzten Krieges haben viele Griechinnen in den ägyptischen Harems die ihnen angebotene Freiheit ausgeschlagen. Auch die Sklavinnen in den Häusern der mittlern Stände befinden sich im Ganzen besser, als die in den reichen und vornehmen Häusern. Sind sie Concubinen, so haben sie in der Regel keine Nebenbuhlerinnen, wodurch die häusliche Ruhe gestört wird; sind sie Mägde, so ist ihr Dienst gewöhnlich leicht, und sie leben unter keiner besonders strengen Zucht.

Unter den weifsen Sklaven beiderlei Geschlechts in Kairo findet man hie und da auch eingeborne Aegypter, welche als Kinder armer Aeltern von diesen entweder verkauft oder von Sklavenhändlern gestohlen worden sind. Auch ausgesetzte Kinder werden zuweilen von dem An-

scheine nach menschenfreundlichen Personen angenommen und erzogen, um späterhin als Sklaven verkauft zu werden.

Das Wort *Memluk*, oder wie es von den Europäern gewöhnlich ausgesprochen wird, *Mameluk*, wird in Aegypten zur Bezeichnung der *weifsen* Sklaven gebraucht; eigentlich bedeutet es einen Gefangenen, oder einen unfreien Menschen, der einem Andern als Eigenthum zugehört. Die Mameluken-Könige, welche längere Zeit über Aegypten herrschten, waren ursprünglich Sklaven, die allmählich theils durch wirkliche Verdienste, theils durch Ränke und Kniffe zu den Würden von Beys und später auf den Thron emporstiegen. Die erste Mameluken-Dynastie, die der *Bahariten*, wurde durch Sklaven des *Saleh Eijub* gestiftet. Diejenigen Mameluken, in deren Gewalt sich Aegypten zur Zeit des französischen Einfalls unter Napoleon Bonaparte befand, nannten sich *Ghus* oder Krieger. Ihre Vertilgung durch den jetzigen Pascha *Mehemed Ali* ist bekannt. Eine Merkwürdigkeit Kairo's sind die *Gräber* der alten *Mameluken-Könige*, gewöhnlich, aber unrichtig, die *Kalifen-Gräber* genannt. Sie liegen aufserhalb der Ringmauern, an der östlichen Seite der Stadt. Zu jeder dieser Grabstätten gehören eine schöne Moschee, die gewöhnlichen Schulen und einige Wohnhäuser. Man kann diese prachtvollen Denkmähler sarazenischer Baukunst nicht betrachten, *ohne* von ihrem immer mehr zunehmenden *Verfall auf das* Lebhafteste ergriffen zu werden.

Sie wurden von den Königen aus der Tscherkessischen oder Borgiten-Dynastie errichtet, welche von 1382 nach Chr. bis zum Einfalle des Sultans Selim im J. 1517 regierte. Der gemeinschaftliche Name dieser Gräber ist *El Kaid Bay* oder *Kaitbay*, von einem dieser Fürsten, welcher hier 1496 starb und beigesetzt wurde.

Auch die zahlreichen *öffentlichen Brunnen (Sibils)*, welche man in verschiednen Theilen der Stadt antrifft, gehören unter die Merkwürdigkeiten derselben. Sie sind von wohlthätigen Menschenfreunden gestiftet. Eigene Leute sind dabei angestellt, welche den Vorübergehenden eingeschenktes Wasser anbieten müssen. Man sieht daher stets eine ganze Reihe von Krügen bei diesen Brunnen, welche, so wie sie von den Durstigen geleert worden, gleich wieder gefüllt werden.

Die Wohlthätigkeit der Aegypter erstreckt sich auch auf die *Hunde*, obschon diese als unreine Thiere nur selten in den Häusern gehalten und von den Menschen sorgfältig gemieden werden. In jedem Bezirke der Stadt sind eine Menge kleiner Tröge, welche täglich mit frischem Wasser gefüllt werden. Auch empfängt in jeder Strafse, wo Handelsgewölbe sind, ein *Sakka* (Wasserträger) monatlich ein kleines Geldgeschenk von jedem Kaufmann, damit er die Strafsen besprenge und die Tröge für die Hunde mit Wasser fülle. Man findet solche Hundetröge auch fast bei jedem Scherbet-Verkäufer. — Lane be-

merkt bei dieser Gelegenheit, dafs die Hunde in Kairo, welche gröfstentheils herrenlos herumlaufen (nur wenige werden auch von Mohammedanern zur Bewachung der Häuser gehalten), sich in grofse Heerden zusammenthun, deren jede einen bestimmten Stadtbezirk inne hat, in welchem fremde Hunde, die zu andern Heerden gehören, sogleich weggebissen und fortgejagt werden. Diese Thiere sind sehr zahlreich in Kairo. In der Regel scheuen sie sich vor den Menschen und vermeiden es, mit ihnen in Berührung zu kommen, gleichsam als ob sie es wüfsten, dafs die meisten Einwohner der Stadt sie für unrein halten. Leute in europäischer Kleidung werden indessen oft von ihnen angebellt, und zur Nachtzeit sind sie für jeden, der auf der Strafse geht, eine wahre Plage. Die Hunde leben meist von den Abfällen der Küchen und der Schlächtereien. Manche treiben sich auch auf den Schutthaufen aufserhalb der Stadt herum und nähren sich gemeinschaftlich mit den Geiern von den Aesern gefallner Kameele und dergl. Sie sind meist rothhaarig und haben in ihrem Bau und Benehmen viel Aehnliches mit den Schakals.

Als einen bemerkenswerthen Umstand erwähnt *Lane* auch, dafs die herrenlosen *Katzen* in Kairo fast ganz auf Kosten des *Kadi* gefüttert werden. Jeden Nachmittag wird eine Menge von Küchenabfällen nach dem grofsen Hofe von dem *Mahkimeh* (dem obersten Gerichtshofe der Stadt) gebracht, zu deren Verzehrung die Katzen zusam-

mengerufen werden. *Lane* erfuhr von einem Beamten des Kadi, dafs der Sultan *Es Sahir Beyburs* in seinem Testamente eigens einen Garten zum Besten der Katzen vermacht habe. Dieser Garten, welcher noch immer den Namen *Katzengarten (Gheyt el Kuttah)* führt, liegt bei der Moschee des genannten Sultans, im nördlichen Theile der Stadt. Er ist aber seit der Zeit von den ehemaligen Verwaltern der Stiftung, angeblich weil er nicht nutzbar gemacht werden konnte, verkauft worden und der jetzige Eigenthümer entrichtet davon ein *Hekr* (einen Erbzins) von nicht mehr als 15 Piastern jährlich, welche zur Unterhaltung herrenloser Katzen verwendet werden. Da diese Summe nicht hinreicht, so mufs der Kadi, der vermöge seines Amts die Oberleitung aller frommen Stiftungen hat, das Fehlende ersetzen. Viele Leute in Kairo, die ihre Katzen los seyn wollen, schicken sie zum Kadi, in den Hof des *Mahkimeh.**)

*) Man vergleiche hiermit, als einen andern Beweis mohammedanischer Sorgfalt für die Thiere, die Fütterung der „heiligen Tauben" in *Mekka*, im Jahrgange 1831 dieses Taschenbuches, S. 43.

IV.

STREIFZÜGE DURCH BISCAYA UND CASTILIEN.

NACH ROSCOE. *)

Der Verfasser unternahm eine Reise nach Spanien im Herbste 1835. Er verliefs Bordeaux in Gesellschaft eines andern Engländers, eines Kaufmanns aus *Bilbao*, der nach Hause zurückkehrte, und eines Russen. Sie fuhren gemeinschaftlich mit der Diligence bis *Bayonne*. Hier trennten sie sich und Roscoe machte zur Weiterreise bis *Vitoria* einen Vertrag mit einem Maulthiertreiber, Namens *Diego*, der sich späterhin bereitwillig finden liefs, auch nach Castilien zu gehen.

Die Strafse bis zur spanischen Gränze führte durch ödes, mit Haidekraut bedecktes Land, wo

*) *Jenning's Landscape Annual* or *the Tourist in Spain*, by *Thomas Roscoe*. Biscaya and the Castiles. Illustrated from Drawings by David Roberts. London, 1837.

man hin und wieder kleine Gebüsche von Fichten und Korkbäumen sah. Zur Rechten lag das Meer. Da gerade Markttag war, so sah man die Strafse mit Landleuten bedeckt, die sich nach der Stadt begaben. Je weiter man vorwärts kam, desto besser wurde der Anblick des Landes. Die Felder, schon ziemlich von der Sonne gebräunt, waren mit lebendigen Hecken eingefafst. Im Winter oder überhaupt bei schlechtem Wetter mag diese Strafse ohne Zweifel wenig Einladendes haben; damals aber bot die Landschaft im Glanze der Herbstsonne einen nicht unerfreulichen Anblick dar. Um die Mittagszeit kamen die Reisenden in das anmuthige Thal, worin die kleine Stadt *Anoa*, dicht an der spanischen Gränze, liegt, und am Abende wurde Rast auf spanischem Boden, in einem biskayischen Dorfe gemacht.

In der Hütte, wo man einkehrte und welche während der Cholera-Zeit ein Quarantaine-Spital gewesen war, erfuhr der Maulthiertreiber Diego, dafs in den nahe gelegnen Thälern heftig zwischen Carlisten und Christinos gekämpft würde. Diefs bestimmte ihn, wenigstens zwei oder drei Tage hier liegen zu bleiben. Die Carlisten hatten es nämlich vorzüglich auf die Maulthiere abgesehen, und man erzählte, dafs sie dieselben aus Mangel an Lebensmitteln schlachteten und verzehrten. Das Beste bei diesem gezwungenen Verweilen in einem elenden Gränzdorfe war, dafs die Engländer sich *nicht allein* dazu verurtheilt sahen, sondern noch *wenigstens* 40 andere Reisende den Verdrufs dar-

über mit ihnen theilten. Indessen konnte man sich bald wieder auf den Weg machen, und die Reisenden gelangten ohne besondere Abenteuer und Unglücksfälle nach einigen Tagen in Vitoria an.

Dem Verfasser war, wie jedem reisenden Engländer, zunächst der Gasthof, wo er einkehrte, die wichtigste Merkwürdigkeit der Stadt. Der *Parador Viejo* wird von ihm jedem guten englischen Gasthofe an die Seite gesetzt, und dieſs ist für einen spanischen Gasthof keine geringe Lobeserhebung. Er fand hier hübsch eingerichtete Zimmer mit Oefen, reinliche Betten mit Vorhängen und eine sehr empfehlenswerthe Küche. Am nächsten Morgen wurde die Stadt besichtigt. Der Grofse Platz, an dem der Gasthof lag, war sehr lebhaft. Nicht nur eine Menge Handelsleute hatten ihn besetzt, sondern auch verschiedene andere Gewerbsleute standen mit ihren Geräthschaften und Werkzeugen bereit, um den Vorübergehenden ihre Dienste anzubieten. Hier sah man auf der einen Seite Bauern aus den umliegenden Dörfern, mit Getraide und Hirse, dort auf der andern grobfäustige Basken mit Küchengewächsen, die sie in den grofsen Gärten am südlichen Ufer der *Zadorra* anbauen. Die Häuser am Grofsen Platze sind aus gehauenen Steinen in einem recht guten und gefälligen Styl gebaut. Unten haben sie eine Reihe von gewölbten Gängen (Arkaden) und am obern Stockwerk freie Balcons, wo die Frauen in den Abendstunden der frischen Luft genieſsen *und auf die* Serenaden horchen. Unter den Ar-

kaden sind zwischen den Säulen Bänke und Sitze, wo zahlreiche Müfsiggänger ihre Cigarren rauchen und jetzt über die politischen Ereignisse kannegiefsern, wie sie ehemals Privat-Begebenheiten und Stadtklatschereien zum Gegenstande ihrer Unterhaltung machten.

Vitoria ist für alle Reisenden, die es besucht haben, stets eine angenehme Erinnerung gewesen, mögen sie sich nun längere oder kürzere Zeit hier aufgehalten haben. Die Lebensmittel sind reichlich und wohlfeil, und das Klima ist, trotz der Nachbarschaft der hohen Gebirge, die aber nur an der Nordseite die Stadt einschliefsen, äufserst mild und gemäfsigt, etwa einige strenge Wintertage ausgenommen. Vielleicht vermifst man jene arkadische Einfachheit und Unschuld der Sitten, welche die leichtgläubige Schwärmerei früherer Reisenden den hiesigen Bewohnern zugeschrieben hat, und deren Verschwinden wohl dem Bürgerkriege beigemessen werden kann; aber Ein Zug im spanischen Volkscharakter fällt gewifs Jedem ins Auge, welcher längere Zeit unter den Arkaden sitzend das hiesige Treiben beobachtet; es ist diefs jene Gemüthsruhe, jenes sorglose Vertrauen auf die Zukunft, welche man rings um sich her wahrnimmt. Ohne Zweifel mag das Klima Antheil daran haben, aber gewifs ist es nicht die einzige Ursache. Mehr kommt unstreitig davon auf Rechnung des Umstandes, *dafs es* hier fast gänzlich an Handels- und Speculationsgeist fehlt, indem die Hauptmasse der

Einwohner von dem mäfsigen aber sichern Ertrage ihrer Landwirthschaft und der gewöhnlichen niedern Gewerbe lebt. Der Schuhflicker ist hier, wie im Morgenland, eben so zufrieden mit seinem Schuhflickerstande, als der Herzog mit seiner fürstlichen Würde. Sein Stolz besteht darin, ein Spanier zu seyn, und er hat diesen als ein Erbstück von Vater und Grofsvater überkommen.

Am gemischtesten erscheint das Publikum von Vitoria auf der sogenannten *Florida*, einem schönen öffentlichen Spaziergange, welcher sich durch die südlichen Vorstädte hinzieht. Das Auge ruht nach allen Seiten auf malerischen Gebirgen oder auf Feldern, die durch lebendige Hecken abgetheilt und von zahlreichen Fufswegen durchkreuzt werden. Den Vordergrund des Gemäldes nehmen liebliche Gruppen von kleinen Kindern ein, deren nicht minder schöne Wärterinnen mancher Figur auf den Gemälden *Murillo's* als Urbilder gedient zu haben scheinen. Die übrigen Lustwandler sind Leute aller Stände aus der eignen und den umliegenden Provinzen, fast jeder Einzelne durch Tracht, Gesichtsbildung, Mundart und Benehmen ausgezeichnet.

Der Weg von Vitoria nach *Burgos* führte zunächst über einen kleinen Berg, von dessen Höhe man das Dorf *Nauclares* erblickte. Die Reisenden, welche, wie gewöhnlich, dem Maulthiertreiber Diego beträchtlich weit vorausgeeilt waren, wandten sich seitwärts von der Strafse *auf einen Fufssteig*, der zwischen Küchen- und

Obstgärten den Berg hinabführte. Die Früchte waren reif und hingen einladend zu beiden Seiten des Weges von den Zweigen herab. „Wir wünschten sehnlich" — sagt der Verfasser — „einige davon in unsere Taschen zu stecken; aber bei den geringen Fortschritten, die wir im Baskischen gemacht hatten, suchten wir vergebens mittelst unserer Kenntnifs des Spanischen (die übrigens auch nicht weit her war) den Bauersleuten in der Nähe unser Verlangen zu erkennen zu geben. Wir sahen uns bald von einem kleinen Haufen Biscayer umringt. Einige glaubten, wir hätten den Weg verloren und boten sich an, wie wir aus ihrer Zeichensprache vernahmen, uns auf die Hauptstrafse zurückzubringen. Andere meinten, wir wären hungrig und führten uns zu ihren nahe gelegnen Hütten, wo sie uns geröstete Kastanien, Bratwürste und trefflichen Schinken anboten, da sie diese Speisen ohne Zweifel für besser als die rohen Früchte hielten, wonach wir verlangten. So erfreulich und rührend diese Gastfreundschaft war, so wünschten wir doch, dafs die guten Leute lieber ein wenig mehr Fassungsgabe haben möchten. Wir ergriffen nun, um uns verständlich zu machen, ein Mittel, das uns in jedem andern Theile von Spanien hätte theuer zu stehen kommen können; wir zogen unsere Börsen hervor, und indem wir auf die köstlichen Aepfel und Birnen zeigten, waren wir so glücklich, ihnen unsere Wünsche zu erkennen zu geben. Sie lachten alle zusammen von Herzensgrunde, wahr-

scheinlich über das Mifsverständnifs mit dem Schinken. Einer von den jungen Männern ging sogleich zu einem mit Birnen belasteten Baume, und schüttelte eine tüchtige Tracht davon herunter. Ein ganzer Korb wurde damit angefüllt und von dem jungen Burschen selbst bis zu unserm Fuhrwerke auf die Strafse getragen, wo er sich standhaft weigerte, irgend eine Belohnung dafür anzunehmen."

Miranda del Ebro, wo die Reisenden noch an demselben Tage Nachmittags eintrafen, wird vom *Ebro*, der hier, kaum aus den Gebirgen hervorgetreten, noch ein unbedeutender Flufs ist, in zwei ungleiche Theile gesondert. Vor der Stadt liegt auf einem Felsenhügel eine Burgruine, der einzige malerische Zug in der Landschaft, die hier ganz besonders bleich und öde aussieht, am meisten gegen Westen, wo das Auge den traurigen Abhang erblickt, welcher zu dem Tafellande von Neu-Castilien hinaufführt. Einige verkümmerte Bäume fassen die Strafse bis zur Stadt ein. Nach allen übrigen Richtungen forscht man vergebens nach einer Spur von Grün, obschon es einer betriebsamen, mit landwirthschaftlichen Kenntnissen ausgerüsteten Bevölkerung nicht schwer fallen dürfte, die kahlen Hügel mit Waldungen zu bekleiden und den Ebenen und Thälern reiche Aerndten abzugewinnen.

Da Miranda nichts darbot, was der Beschwerden eines längern Aufenthaltes in einem unsaubern *Gasthof* werth gewesen wäre, so verliefsen wir

unsere Engländer zeitig früh am nächsten Morgen. Die Sonne, welche hinter ihnen aufstieg, warf ihre Strahlen auf die durch Wellingtons Siege berühmt gewordenen hohen Felsenberge von *Pancorvo*, die sich in malerischer Gröfse über die ganze umliegende Landschaft erhoben. Bei *Mayago* betrat man das schmale gewundene Thal, welches diese Felsen bilden, die zu beiden Seiten senkrecht wie Mauern emporsteigen und indem sie jedem Sonnenstrahle den Zugang verschliefsen, selbst am hellen Tage nur in einem Dämmerlichte erscheinen. Den Boden dieser Thalschlucht nimmt das Bett des *Oroncillo* ein, dessen Gewässer brausend und schäumend über die Felsenblöcke hinströmen. Nur hie und da sind an den Ufern desselben kleine Stellen, welche die Landleute zu Gärtchen umgeschaffen haben. Am westlichen Ausgange des Passes liegt das Dorf *Pancorvo* dicht am Fufse der Felsenwände. Das den Eingang des Passes hier beherrschende Fort war im Jahre 1813 stark von den Franzosen besetzt, die sich damals in vollem Rückzuge vor der englischen Armee befanden. Der Herzog von *Wellington* sah sich dadurch gezwungen, die Hauptstrafse nach Biscaya zu verlassen und sich mit seiner ganzen Heeresmacht links zu wenden, über eine Landstrecke, die bis damals in Bezug auf Fuhrwerk für ganz ungangbar gehalten wurde.

„Während wir in Pancorvo unser Mittagmahl *einnahmen*," — erzählt der Verfasser — „*versammelte* sich eine neugierige Menge von politi-

schen Kanonengiefsern um uns her, weitere man erfahren hatten, aus welchem Theile der Welt wir hieher gelangt waren. So viel es unsere mit Essen und Trinken beschäftigten Sprachwerkzeuge erlaubten, liefsen wir uns gern mit ihnen in Verhandlungen über die Verdienste und Aussichten des General *Evans* und der Brittischen Legion ein. Die Leute schienen sich alle Mühe zu geben, uns von der guten Meinung zu überzeugen, die sie von der englischen Tapferkeit und von den wahrscheinlichen Früchten derselben gefafst hatten. Was sie nach dem Kriege sagen werden, ist ein anderes Ding. Dem Obersten *Napier* zufolge zeigen sich die Spanier wenig dankbar gegen diejenigen, welche sie befreit haben: sie machen im Gegentheil, wenn die Gefahr vorüber ist, auf die Ehre Anspruch, sie allein abgewendet zu haben. Dem sei übrigens, wie ihm wolle, diese Leute hier gaben sich alle Mühe, uns von ihrer Dankbarkeit im Voraus zu überzeugen. Unsere Tapferkeit wurde bis in den Himmel erhoben; unsere Soldaten waren lauter Helden: unsere Nation im höchsten Grade grofsmüthig und uneigennützig. Mochten sie es nun aufrichtig meinen oder nicht, so waren wir doch überzeugt, dafs etwas Wahres an dem sei, was sie sagten, und das Knoblauchgericht ging mit dem ziemlich guten Weine unter so grofsen Schmeicheleien noch einmal so gut über die Zunge hinab: denn von dem *Lobe, welches England* gespendet wurde, empfanden *wir uns selbst* einen kleinen Theil zu.

schen Kanonengiefsern um uns her, welche bald erfahren hatten, aus welchem Theile der Welt wir hieher gelangt waren. So viel es unsere mit Essen und Trinken beschäftigten Sprachwerkzeuge erlaubten, liefsen wir uns gern mit ihnen in Verhandlungen über die Verdienste und Aussichten des General *Evans* und der Brittischen Legion ein. Die Leute schienen sich alle Mühe zu geben, uns von der guten Meinung zu überzeugen, die sie von der englischen Tapferkeit und von den wahrscheinlichen Früchten derselben gefafst hatten. Was sie nach dem Kriege sagen werden, ist ein anderes Ding. Dem Obersten *Napier* zufolge zeigen sich die Spanier wenig dankbar gegen diejenigen, welche sie befreit haben; sie machen im Gegentheil, wenn die Gefahr vorüber ist, auf die Ehre Anspruch, sie allein abgewendet zu haben. Dem sei übrigens, wie ihm wolle, diese Leute hier gaben sich alle Mühe, uns von ihrer Dankbarkeit im Voraus zu überzeugen. Unsere Tapferkeit wurde bis in den Himmel erhoben; unsere Soldaten waren lauter Helden; unsere Nation im höchsten Grade grofsmüthig und uneigennützig. Mochten sie es nun aufrichtig meinen oder nicht, so waren wir doch überzeugt, dafs etwas Wahres an dem sei, was sie sagten, und das Knoblauchgericht ging mit dem ziemlich guten Weine unter so grofsen Schmeicheleien noch einmal so gut über die Zunge hinab; denn von dem Lobe, welches England gespendet wurde, eigneten *wir uns selbst* einen kleinen Theil zu.“

Von Pancorvo gelangten unsere Reisenden über *Briviesca* und *Quintanapalla* nach *Burgos*. Wie bei mehren alten spanischen Städten verräth der Anblick auch dieser ehemaligen Königs-Residenz, wie viel sie durch die abwechselnden Anstrengungen der Spanier und Mauren, sie einander aus den Händen zu reifsen, gelitten hat. Das Hauptgebäude ist die Kathedrale, deren Erbauung in das dreizehnte Jahrhundert fällt. Sowohl das Aeufsere als das Innere ist im reinsten gothischen Geschmack hergestellt, und der Eindruck, welchen sie auf jeden unbefangenen Beschauer macht, ist wahrhaft grofs und erhaben. Unter den vielen Kunstwerken, welche das Innere schmücken, sind zwei Reihen von Basreliefs aus Schnitzwerk in Holz, am Chor, auszuzeichnen. Die obere enthält Darstellungen aus dem Neuen, die untere aus dem Alten Testamente. An den Wänden und in den Kapellen sind zahlreiche Grabmähler, worunter vorzüglich eines bemerkt zu werden verdient, welches dem Andenken des berühmten Befehlshabers von Castilien, *Pedro Hernandez de Velasco* und seiner Gemahlinn *Mencia Lopez de Mendoza* gewidmet ist. Die Gemälde haben, wie in allen andern spanischen Kirchen, im Ganzen nicht den grofsen Kunstwerth, welchen die Werke der italienischen Gebäude dieser Art besitzen; indessen sind einige darunter, die alle Aufmerksamkeit verdienen. Das vorzüglichste ist eine Maria *Magdalena* in der Sakristei bei der Kapelle des *erwähnten* Generals. Nach Einigen ist dieses

Meisterstück von *Rafael*, nach Andern von *Lenardo da Vinci*. Unweit davon ist eine heilige Jungfrau in Lebensgröfse, von *Michel Angelo*. Auch eine Kreuzigung von *Mateo Cerezo*, einem Eingebornen von Burgos, hat viel Lobenswerthes. — Von der Spitze des grofsen mittlern Thurmes geniefst man eine prachtvolle Aussicht auf die ganze Stadt und ihre Umgebungen. Burgos liegt am Fufse eines steilen Berges, welcher durch ein Kastell von alter Bauart, ehemals die Residenz der Grafen und später der Könige von Castilien, beherrscht wird. Der Flufs *Arlanzon* trennt die Vorstädte von der Stadt. Das Thal, durch welches er seinen Lauf fortsetzt, ist an beiden Ufern fruchtbar und stark bevölkert. So weit das Auge reicht, ist das Land zu beiden Seiten des Flusses wohl bewaldet. Viele kleine Bäche, welche den Arlanzon verstärken, fliefsen ebenfalls durch kleine, fruchtbare Thäler, und sind an beiden Ufern mit grünen Fluren und zahlreichen Dörfchen eingefafst. In der Ferne unterscheidet man deutlich das Karthäuser-Kloster *Miraflores*, welches sich sehr malerisch auf einem runden Hügel erhebt, und die Abtei *De las Huelgas*, an der Strafse nach Valladolid, ehemals von einer Anzahl Nonnen adeligen Standes bewohnt, deren Aebtissinn an Reichthümern und Vorrechten einer souverainen Fürstinn gleich kam.

Obwohl die Gegend um Burgos gut bewaldet ist, *so leidet man* doch im Allgemeinen Mangel *an Brennholz*. Schon im J. 1753 zog dieser Um-

stand, welcher sich auch in andern Theilen des Königreichs fühlbar machte, die Aufmerksamkeit der spanischen Regierung an sich. Der hohe Rath von Castilien erliefs eine Verordnung, dafs jeder Bewohner des platten Landes fünf Bäume pflanzen sollte. Da jedoch die Vollziehung dieses Gesetzes unwissenden und schwachen Personen überlassen war, so hatte die Mafsregel wenig oder gar keinen Erfolg. Die Bauern, besonders in Alt-Castilien, bildeten sich ein, oder benutzten das Vorurtheil wenigstens als Vorwand, dafs die Bäume die Vermehrung der Vögel und anderer den Feldfrüchten schädlichen Thiere begünstige. Auch Zwangsmafsregeln wurden vergebens angewendet. Hier beschädigten muthwillige Vorübergehende die ausgesetzten jungen Bäume, dort wurden sie von derselben Hand, die sie am Tage gepflanzt hatte, in der folgenden Nacht wieder ausgerissen. An manchen Orten benahm man sich auch, selbst bei gutem Willen, sehr ungeschickt und pflanzte Bäume in einen Boden, welcher gar nicht für sie pafste. Das wirksamste Mittel, welches man endlich ergriff, war, dafs der König und die Granden auf ihren eignen Besitzungen zweckmäfsige Holzpflanzungen anlegten und dadurch ein gutes Beispiel gaben, welches zunächst von den Bischöfen und Geistlichen, später aber auch von andern Grundbesitzern nachgeahmt wurde.

Die guten Folgen dieses Verfahrens zeigen *sich*, wie gesagt, in den Umgebungen von *Burgos*, namentlich an den Ufern des *Arlanzon*, wo

die Strafse unsere Reisenden nach dem Kloster *Miraflores* brachte, welches etwa eine halbe spanische Meile südöstlich von der Stadt liegt. Die gröfste Merkwürdigkeit dieses Klosters ist die Kirche, welche im fünfzehnten Jahrhunderte unter der Leitung von drei auf einander folgenden Baumeistern, *Ferdinand Mutienzo*, *Johann von Cölln* und dessen Sohn *Simon* errichtet worden ist. Noch andere Architekten haben zum Ausbau und zur Verschönerung des Innern beigetragen. Im Chor sind zwei prachtvolle Grabstätten, eine zur Rechten, die andere zur Linken des Hochaltars, welche die sterblichen Reste *Juans II.* und seines Sohnes enthalten. Der Hochaltar ist im gothischen Geschmack gearbeitet, mit herrlichen Basreliefs, Bildsäulen und Gemälden, Letztere von *Pedro Antanasio*. Auch die Sakristei enthält ein Gemälde von grofsem Werth, von *Diego de Leyva*, die heilige Jungfrau darstellend, wie sie dem heiligen Bruno einen Rosenkranz überreicht. Von demselben Künstler sind im Stiftsgebäude vierzehn andere schöne Gemälde, welche die Hauptbegebenheiten aus dem Leben des heiligen Bruno darstellen.

Ehe die Reisenden Burgos verliefsen, machten sie einen Besuch im Kloster *San Pedro*, wo der in der altspanischen Geschichte und Romanzen-Literatur berühmte *Cid* und seine Gattinn *Ximena* begraben liegen. Dieses Kloster steht ganz einsam in einer Thalvertiefung, ringsum von niedrigen Bergen umgeben, über welchen sich

auf der östlichen Seite höhere Gebirge emporheben. Die Bauart hat von Aufsen, namentlich was die Thürme betrifft, wenig Empfehlenswerthes. An dem Haupteingange ist in halberhabner Arbeit der *Cid* vorgestellt, wie er auf seiner berühmten Stute, einen Feuerbrand in der Hand, über zahlreiche, auf den Boden hingestreckte Mauren hinwegsetzt. Ganz geschmacklos ist die Malerei und Vergoldung, mit welcher man die übrigens gute Bildhauer-Arbeit verzieren zu müssen geglaubt hat. Das Grab des *Cid* befindet sich in einer kleinen Seitenkapelle zur rechten Hand, wenn man die Kirche hinauf gegen den Hochaltar geht. Dasselbe Grab umschliefst auch die Gebeine seiner Gattinn. Daneben sieht man die Ruhestätten seiner zwei Töchter, *Elvira* und *Maria*, Königinnen von Aragon und Navarra. Die Franzosen hatten während ihrer Besetzung Spaniens den Sarg des Cid aus diesem Kloster weggenommen und ihm einen Platz auf dem öffentlichen Spaziergange in Burgos angewiesen, wahrscheinlich in der Absicht, dafs der tägliche Anblick des Grabes eines berühmten Helden das jetztlebende Geschlecht zu gleicher Gröfse entflammen möchte. Der Verfasser glaubt nicht, dafs das Mittel viel gefruchtet habe.

Der Weg von Burgos nach *Valladolid* führte eine lange Strecke durch das anmuthige Thal des Arlanzon. Es gab hier und weiter vorwärts eine Menge Dörfer und Kirchen, und man bemerkte *fast* auf jedem Thurme ein Storchnest, da die *Störche* durch ganz Spanien, wie im Morgenlande,

sehr verehrt werden. Hinter *Villadrigo*, einem elenden Dorfe, gelangte man auf eine Anhöhe und erblickte das fruchtbare aber baumlose Thal der *Pisuerga*, an welcher die kleine Stadt *Quintana* liegt, wo eine schöne steinerne Brücke von achtzehn Bogen über den Flufs führt. Ein noch gröfseres Bauwerk dieser Art, von 26 Bogen, geleitete die Reisenden bei *Torquemada* über denselben Flufs.

Das Land verlor sich zuletzt in eine unermefsliche kahle, von den Strahlen der Sonne verbrannte Ebene, wo das Auge vergebens einen Baum oder Strauch suchte. Die Armuth dieser Gegend war besonders im Innern der Wirthshäuser *(Posadas)* sichtbar. Statt des Brennholzes bediente man sich dürrer Pflanzenstengel und Weinreben, nebst ein wenig Stroh. Der Ofen stand ohne Rauchfang und Schornstein mitten im Zimmer und räucherte wie Bicklinge die zerlumpten Royalisten ein, welche sich bei der kalten Herbstwitterung rings um denselben zusammengehockt hatten. Bei dem Dorfe *Dueñas*, einem der elendesten und schmutzigsten, das den Reisenden vorgekommen, wächst an den Abhängen der Berge ein recht guter Wein, welchen man in Felsenkellern aufbewahrt, die im Berge selbst ausgehauen sind. Der beste Wein aber in diesem Theile von Spanien soll der von *Cabezon* seyn. Er hat eine rothe Farbe und ist äufserst leicht.

Die Strafse führt hier abermals über die Pisuerga und bald gewahrte man im Hintergrunde

der gewellten Ebene die von den Sonnenstrahlen beleuchteten hohen Thürme der Kirchen und Klöster von *Valladolid*. Eine schattige Allee von einer halben Meile Länge führte durch das Thor in die Stadt. Hier sah man auf dem öffentlichen Spaziergange *(Paseo)* eine bunte Menge von Civil- und Militärpersonen, Priestern, Mönchen und modischen Damen mit Basquiña, Mantilla und Fächer. Der Gasthof, wo unsere Engländer einkehrten, war der *Parador de las Diligencias*, wo sie zwar mit Küche und Keller, aber nicht mit dem sonstigen Treiben im Hause zufrieden waren. Alle Frauenspersonen schienen, wie der Verfasser sich ausdrückt, wahre *Patentzungen* zu haben, die gar nicht zu ermüden waren. Sie unterhielten mit diesen und mit Hilfe ihrer nicht minder kräftigen Lungen einen so gewaltigen und unaufhörlichen Lärm im ganzen Hause, dafs nur das daran gewöhnte Ohr eines Spaniers ihn zu ertragen vermochte.

Roscoe nahm sich einen Führer, um die wenigen Merkwürdigkeiten der Stadt zu betrachten. Der Führer versicherte, die gröfste Merkwürdigkeit sei der *Riese*, welchen man beim Kanalbau nächst dem benachbarten Dorfe *Sigales* ausgegraben habe. Er sollte wenigstens 20 Fufs lang seyn. Das Wahre an der Sache ist, dafs einige seltsam geformte Steine dort gefunden wurden, welche ein gelehrter und für das Beste des Dorfes (wegen der anzulockenden Fremden und andern Neugierigen) patriotisch besorgter Apothe-

ker für Schienbeine und Schädelknochen erklärt hatte.*)

Unter den zahlreichen Kirchen, von welchen einige gute Gemälde und Bildhauer-Arbeiten von einheimischen Künstlern enthalten, zeichnet sich die zu *Las Augustias (?)* durch ihre zierliche Vorderseite mit korinthischen Säulen aus. Auch bewundert man in derselben eine schöne Bildsäule der heiligen Jungfrau, von *Hernandez*, nebst einer Gruppe von demselben Meister, die Mutter Gottes mit dem Leichnam des Erlösers darstellend. Das Kloster *San Benito* ist ein geräumiges und geschmackvolles Gebäude. Die Kirche enthielt einen reich mit Gold, Silber und Edelsteinen verzierten Altar.

Die Gegend um Valladolid, durch welche unsere Reisenden ihren Weg nach *Segovia* fortsetzten, darf nichts weniger als malerisch genannt werden. Sie ist beinahe so flach, wie die von Mailand, und könnte, wenn betriebsame Leute hier wohnten, auch eben so angebaut und ergiebig seyn. Indem das Auge über die Ebene hinschweifte, gewahrte man am äufsersten Rande des Gesichtskreises eine weifse Hügelkette, und auf einer Spitze derselben die kleine Stadt *Simancas*, nahe bei der Stelle, wo die Pisuerga in den Duero fällt. Hier wurde im J. 938 der grofse Sieg über die Mauren erfochten, welcher der Ue-

*) Vielleicht sind es wirklich fossile Knochen eines *vorweltlichen* Riesenthieres.

berlieferung zufolge Anlafs zu dem Gelübde von Santiago gab. *Philipp II.* brachte die Archive des Königreichs in das feste Schlofs von Simancas, wo sie sich noch gegenwärtig befinden und täglich von früh bis 2 Uhr Nachmittags zu Jedermanns Ansicht offen stehen.

Die Strafse ging jetzt einen mäfsigen Berg hinauf, von welchem man einen umfassenden Rückblick auf die Ebene von Valladolid hatte, und führte hierauf wieder bergab in eine äufserst sandige Waldstrecke, wo das Fuhrwerk nur sehr langsam vorwärts kam. Das Nachtlager wurde in *Hornillos* aufgeschlagen, einem Flecken in hübscher Lage an der *Aldaya*, deren Ufer sehr malerisch mit kleinen Gruppen von Gebüsch und Strauchwerk bewachsen waren. Am andern Morgen ging es das Thal der *Eresma* aufwärts, durch eine angenehme Landstrecke, längs dem Saume verschiedner Fichtenwälder, in deren einem ein grofses Bernardiner-Kloster liegt. Die ganze Gegend war reich an Getraide- und Weideland, auf welchem letztern grofse Heerden von schwarzen Schafen, Zuchtstuten und Füllen sich ergingen. Die nächste Stadt war *Olmedo*, auf einer Anhöhe gelegen, die die ganze umliegende Gegend beherrschte. Diese Stadt, welche noch sieben Pfarrkirchen enthält, war ehemals mit Mauern umgeben, die aber gegenwärtig ganz verfallen sind, so wie auch die Bevölkerung fortdauernd abnimmt. Der einzige noch blühende Gewerbszweig ist die Ziegelbrennerei.

Von *Olmedo* bis *Segovia* waren noch sieben spanische Meilen zurückzulegen. *Diego* meinte, es sei besser, auf diesem ganzen Wege zu schlafen als zu wachen; denn nirgends finde man etwas zu sehen oder zu bewundern und noch weniger etwas zu essen. Dergleichen gehört indessen nicht unter die Seltenheiten in Spanien, und unsere Engländer beschlossen daher nicht zu schlafen, sondern wach zu bleiben, und zu sehen, was für eine Gattung von Land nach dem eignen Geständnisse eines Spaniers schlecht genannt zu werden verdiene. Sie fanden es jedoch besser als manchen andern Strich, den sie bis dahin durchwandert hatten. Freilich war es äufserst sandig und flach, aber doch führte die Strafse von Zeit zu Zeit, besonders in der Nähe der Flüsse und Bäche, durch kleine Nadelholz-Gebüsche, welche wenigstens den Anschein von Grün aufrecht erhielten. Auch sprachen für die gröfsere Fruchtbarkeit von Neu-Castilien die stärkere Bevölkerung und die gröfsere Anzahl der Dörfer. Nach einigen Meilen Weges sah man die Thürme von *Segovia* in der Ferne, aber es währte lange, ehe die mannichfach gekrümmte Strafse die Reisenden bis an die Thore der Stadt führte.

Segovia bot aufser seinen merkwürdigen Alterthümern nichts Anziehendes dar. Die Strafsen sind schmal, krumm und schmutzig, zu beiden Seiten mit elenden hölzernen Gebäuden eingefafst. Die Einwohner rühmen sich, die besten Schafzüchter in Spanien zu seyn und die feinste Wolle

zu erzeugen, zu deren Verarbeitung hier eine grofse Tuch-Manufaktur, die einzige bedeutendere Gewerbsanstalt, besteht.

Die spanischen Alterthumsforscher sind, um die Gründer ihrer Städte ausfindig zu machen, bis in die frühesten Jahrhunderte der Weltgeschichte zurückgegangen, und um der Stadt *Segovia* namentlich einen besondern Glanz zu verleihen, haben sie sich nicht eher zufrieden gestellt, als bis ihre Forschungen bei *Herkules* angelangt waren, den sie als den Erbauer dieser Stadt erkannten. *Strabo* hat bekanntlich die Pyrenäische Halbinsel mit einer Ochsenhaut verglichen. Eben so haben neuere Schriftsteller finden wollen, dafs Segovia viel Aehnlichkeit mit einem Schiffe habe. *Roscoe* stimmt dieser Meinung bei. „Wie eine alte Galeere" — sagt er — „auf einen gewaltigen Felsen hingepflanzt, mit dem Hintertheile nach Osten und dem Vordertheile nach Westen gerichtet, bedeckt die Stadt einen flachen Rücken zwischen zwei Vertiefungen und scheint nur auf hinlängliches Wasser zu warten, um flott zu werden und in das Thal hinab zu fahren." Jede der beiden Vertiefungen enthält einen Flufs, eine die *Eresma*, die andere der *Clamores*, welche sich etwas nördlich von der Stadt vereinigen. Ueber die Eresma führen fünf hübsche Brücken, und ihre Ufer sind mit Bäumen und Strauchwerk eingefafst.

Ein Hauptalterthum von Segovia ist die noch *wohl erhaltene* und brauchbare römische Wasser*leitung*. Sie nimmt ihren Anfang in den Bergen

an der Strafse von *St. Ildefonso* und läuft eine ansehnliche Strecke parallel mit derselben durch die Vorstädte fort. Die ersten Bogen sind wegen der höhern Lage des Bodens niedrig, so wie sie aber sich mehr und mehr von den Bergen entfernen, werden sie höher, bis sie auf dem Platze *del Azogueio*, am Fufse der Stadtmauern, eine Höhe von hundert Fufs erreichen. Auch ist hier, um dem Werke mehr Dauerhaftigkeit zu geben, eine doppelte Reihe von Bogen, eine über der andern, ausgespannt. Das ganze Bauwerk gewährt von der Seite, namentlich bei dem alten Kreuze an der Brücke, am nördlichen Eingange der Stadt, einen sehr schönen Anblick. Eine von den Hauptstrafsen der Stadt geht in der Richtung von Süden nach Norden durch zwei Bogen der Wasserleitung. Wie dauerhaft und grofsartig auch dieses altrömische Denkmahl errichtet ist, so droht ihm doch durch das Unkraut, welches man an seinen Mauern hat überhand nehmen lassen, und die Wurzeln, welche sich zwischen die Fugen der Steine hineindrängen, in Verbindung mit den Einflüssen der Atmosphäre, ein zwar langsamer, aber, wenn nicht vorgebeugt wird, sicherer Verfall. „Unterdessen" — sagt der Verfasser — „schlürfen die Segovier behaglich das frische Wasser, welches ihnen auf diesem Wege zugeführt wird, und bekümmern sich nicht im mindesten um die Nachwelt, sich mit dem guten alten Sprüchelchen tröstend, dafs die Nachwelt sich auch nicht um *sie bekümmere*. Sie könnten hinzufügen: auch

nicht um sie bekümmern werde. Denn die Nachwelt wird nur jene Männer in Andenken behalten und segnen, welche sich durch Werke der Sorgfalt für Geistesbildung, Bequemlichkeit, Wohlstand und Vergnügen um sie verdient gemacht haben."

Ein nicht minder sehenswerthes Alterthum, aber aus der maurischen Zeit, ist der *Alcazar* oder das Schlofs, welches in herrlicher Lage auf einem Felsen steht und eine weite schöne Aussicht in das offne Land rings umher gewährt. Es ist seit der Regierung *Ferdinands* und seiner Gemahlinn *Isabella*, die sich oft hier aufhielten, selten anders als von Staatsgefangnen bewohnt gewesen. Das Innere enthält mehre prachtvolle Säle, welche in einem halbbarbarischen Geschmack verschwenderisch mit Gold ausgeschmückt sind. Im grofsen Hauptsaal sieht man die Bildnisse aller Könige von Spanien. Gleich unter dem Alcazar liegt die *Münze*, ein geräumiges Gebäude, welches im XV. Jahrhunderte errichtet und gröfstentheils von *Philipp II.* erneuert worden ist. Ehemals gingen Gold- und Silbermünzen aus ihren Werkstätten hervor; in den letzten Jahren hat sie nur Kupfergeld geliefert; das Kupfer dazu kam aus den Gruben von *Rio Tinto* bei Sevilla.

Die Gegend um Segovia ist seit langer Zeit wegen ihrer trefflichen *Schafzucht* berühmt und *steht* in dem Rufe, die feinste Merino-Wolle zu *liefern*. Einige Schriftsteller und Reisende haben *diefs geläugnet*, indem sie behaupten, dafs nur

dem in Spanien üblichen Wandersystem die Trefflichkeit der Wolle zuzuschreiben sei. Indessen bemerkt unser Verfasser, dafs in diesem Theile von Neu-Castilien, so wie in mehren Bezirken von Aragonien und Estremadura, die Heerden stets in der Heimath behalten und nur auf den benachbarten Fluren geweidet werden. Die Gegend um Segovia findet er den grofsen Ebenen von *Sussex*, zwischen Brighton und Steyning, ähnlich. Sie enthalten besonders schönes Gras, welches ganz frei von gröbern Unkräutern ist, die den Schafen zuwider sind. Dagegen sind viel aromatische Pflanzen, namentlich wilder Thymian, untergemischt, deren Duft die Atmosphäre weit umher erfüllt. Der Verfasser glaubt daher, dafs die Wolle von Segovia ihren Ruf mit Recht verdiene.

Während der fünf oder sechs Tage, welche unsere Reisenden in Segovia zugebracht, hatten Diego und seine Maulthiere Zeit gehabt, sich hinlänglich auszufüttern, und Letztere waren bei der Abreise nach *St. Ildefons* so munter, dafs sie beinahe das Fuhrwerk der Engländer umgeworfen hätten. Es sind zwar nur 6 englische Meilen von Segovia bis St. Ildefons, aber die Gegend ist so öde und der Weg so langweilig, dafs die Reisenden herzlich froh waren, als sie sich in der Nähe dieses berühmten Sommeraufenthalts der spanischen Könige befanden. Die Gegend nimmt hier eine ganz andere Gestalt an. Man sieht sich aus der öden Fläche unvermerkt mitten zwischen Berge *und Thäler* versetzt, durch zahlreiche Bäche be-

wässert, und an den Abhängen, so wie auf den Gipfeln mit dem herrlichsten Grün geschmückt. Stellenweise erhebt sich aus einem Eichenhain eine schöne Villa, und weiter vorwärts bietet sich der königliche Palast, zum Theil mit Bäumen umgeben und seitwärts von hohen Bergen, den Gipfeln der Guadarama-Kette, überragt, dem Auge dar.

Dieser Palast verdankt seine Verschönerung grofsentheils *Philipp V.*, dessen Lieblingsaufenthalt er war, und wo er auch begraben liegt. Sein Mausoleum ist in einem einfachen Styl erbaut und besteht aus verschiednen Gattungen von Marmor mit Verzierungen von Bronze. Das Grab selbst ruht auf einem massiven Fufsgestell und trägt oben eine Urne. Zwei Standbilder stehen zu beiden Seiten der Urne. Ueber dem Sarkophag sind zwei Medaillons mit den Bildnissen Philipps und seiner Gemahlinn, beide mit einem Schleier umhüllt, den die Fama wegzunehmen sucht. Hinter dem Grabmahle erhebt sich eine Pyramide mit einer von Wohlgerüchen erfüllten Vase auf der Spitze.

Was St. Ildefons besonders zu einem angenehmen Sommeraufenthalt geschickt macht, ist seine hohe Gebirgslage (3480 Par. Fufs über dem Meere), in einem nach Süden vor den heifsen Winden geschützten und nur nach Norden geöffneten Thale. Indessen ist es eben wegen dieser Lage plötzlichen und häufigen Veränderungen der *Temperatur* unterworfen, so dafs schwächliche *und* zarte Personen oft genöthigt sind, täglich *zwei* oder drei Mal die Kleider zu wechseln. Das

Aeufsere des Palastes ist nicht besonders prachtvoll, obschon die mit korinthischen Säulen verzierte Gartenfronte recht angenehm ins Auge fällt. Aus mehren Zimmern hat man eine glänzende Aussicht über ein Parterre, welches marmorne Vasen und Bildsäulen schmücken, und auf eine Cascade, die an Reichthum ihrer Skulptur - Verzierungen und der Klarheit ihres Wassers kaum ihres Gleichen haben dürfte. Ueberhaupt besteht ein Hauptvorzug von St. Ildefonso in seinem Ueberflufs an vortrefflichem Wasser. Es verdankt dieses den hohen Bergen an der Südseite, welche die auf ihrem Wege vom Biscayischen Meere nach den Ebenen von Neu - Castilien begriffenen Dunstmassen und Wolken an sich ziehen und sie als tropfbar flüssiges Wasser in zahlreichen, dem Duero zuströmenden Bächen wieder nach Norden zurückschicken.

Die Gartenanlagen rings um den Palast mögen an drei englische Meilen in Umfang haben und sind mit viel Geschmack angelegt. Die durchschnittene, sehr unebene Oberfläche bringt in das Ganze eine sehr angenehme Abwechslung. Jede Hauptallee entspricht einem der vorzüglichsten Gipfel des benachbarten Gebirges. Die Wasserkünste, welche denen von *Versailles* nachgebildet sind, übertreffen diese durch die unbeschreiblich schöne Krystallhelle ihres Wassers, in dessen Strahlen die Sonne das prachtvollste Farbenspiel darstellt. Uebrigens ist Alles ein Werk der Kunst, *denn die Natur* scheint keinesweges ein irdisches

Paradies hier bilden gewollt zu haben. Der Boden ist seicht und mager, so dafs, um hinlänglichen Grund für die Bäume zu gewinnen, man viereckige Löcher hat in den Felsen hauen und diese mit weit her geholter Erde füllen müssen.

Der Palast enthält eine schöne und reiche Sammlung von Gemälden, grofsentheils von den berühmtesten Meistern, namentlich von *Michel Angelo*, *Claude Lorraine* und *Guido Reni*, aufserdem von *Murillo* eine besonders treffliche heilige Anna. Unter den Bildhauer-Arbeiten, wahrscheinlich durchaus Antiken, zeichnet sich eine ungemein reizende, auf einer Schildkröte knieende und die Haare mit einem Fläschchen von Wohlgerüchen begiefsende Aphrodite aus.

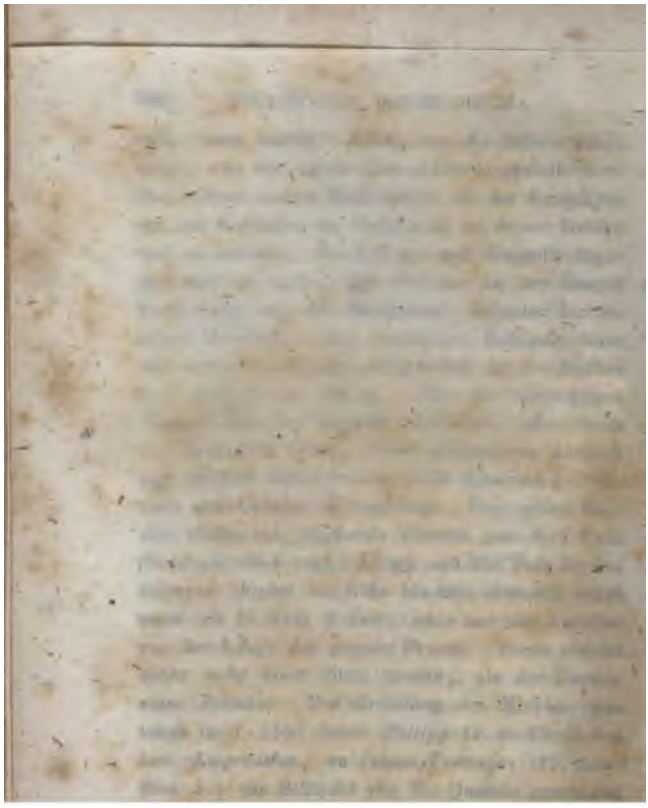
Auf der Weiterreise von St. Ildefonso nach Madrid kamen unsere Engländer in einer kleinen Stunde bergaufwärts über die Fresma nach *Balsain*, einem Dorfe, welches in einer tiefen Waldschlucht liegt, und wo die Könige von Spanien ehemals ein Jagdschlofs hatten. Die Gegend gewann hier ein prachtvolles Ansehen. Mit Fichten bewachsene Gebirge streckten ihre mit Schnee bedeckten Gipfel hoch in die Wolken empor. Auf den ersten Anblick schien es unmöglich, sie zu ersteigen und darüber hinwegzukommen; bald aber zeigte sichs, wie die Strafse sich mitten durch die Felsenschluchten durchwand, und endlich standen die Reisenden auf der flachen Hochebene des *Gebirges* und sahen die unermefsliche Hochfläche *Neu*-Castiliens zu ihren Füfsen wie eine Land-

karte vor sich ausgebreitet. Auf dem Wege hinab bemerkten sie hie und da auf der sonnenverbrannten braunen Fläche dichte Rauchwolken an Stellen, wo durchaus keine bewohnte Ortschaft sichtbar war. Es waren die Meiler der Kohlenbrenner, welche das wenige Busch- und Strauchwerk dieser Gegend zerstörten und sie dadurch ihrer einzigen Zierde beraubten. Die Strafse war indessen vortrefflich, und ehe man noch die Hälfte des Bergabhanges zurückgelegt hatte, stellte sich in einer Gebirgsvertiefung das berühmte Kloster *Escorial* dem Auge dar.

Schon in der Entfernung macht der Anblick dieses ungeheuern Gebäudes einen eignen Eindruck, obwohl die Gestalt eines Rostes (des heil. Laurentius) erst in der Nähe vollkommen wahrzunehmen ist. Man sieht eine Masse von Balcons, Balustraden, Gallerien, Kuppeln, Dächern, Säulen, unzählige Fenster, breite Esplanaden, Wasserbassins, Spaziergänge und Alleen, welche aber in der Gesammtheit mehr durch rohe Grofsartigkeit und Pracht, als durch wirkliche Schönheit Eindruck machen. Am meisten trägt zu seiner Wirkung auf die Einbildungskraft die wilde und fast schauerliche Lage des Palastes bei. Düster, wie diese selbst, sind auch die Gefühle, die durch das Innere des Gebäudes und den Aufenthalt in demselben hervorgerufen werden.

Roscoe, welcher viel Beschreibungen dieses *merkwürdigen* Klosters gelesen hatte, fand keine

vollkommen richtig. Alles, nur die äußere Lage nicht, war ihm übertrieben schön dargestellt worden. Nach seinem Dafürhalten ist der Hauptkörper des Gebäudes im Verhältniß zu seiner Größe viel zu niedrig, die Thürme und Kuppeln dagegen sind zu hoch. Der Portico an der Haupt-Vorderseite hat ein kleinliches, beinahe furchtsames Ansehen. Das ungeheure Gebäude über ihm scheint ihn jeden Augenblick in den Erdboden drücken zu wollen. Nur die viereckigen Thürme und die Kuppeln gewähren, aber auch nur durch ihre Höhe, einen großartigen Anblick und mildern dadurch den üblen Eindruck, welchen das Uebrige hervorbringt. Das ganze Kloster bildet ein längliches Viereck von 640 Fuß (wahrscheinlich engl.) Länge und 580 Fuß Breite. Dagegen beträgt die Höhe bis zum Karniesse nicht mehr als 51 Fuß 5 Zoll, oder nur ein Zwölftel von der Länge der ganzen Fronte. Diese gleicht daher mehr einer Straßenseite, als der Façade eines Palastes. Die Gründung des Klosters geschah im J. 1557 durch *Philipp II.* zu Ehren des *heil. Laurentius*, an dessen Festtage, 10. Aug. dess. J., die Schlacht von St. Quentin gewonnen wurde. Da nach der Legende der heil. Laurentius auf einem Roste den Märtyrertod erlitten, so erhielt auch das Kloster die Gestalt eines Rostes, dessen Griff oder Stiel der königliche Palast bildet. Der Bau begann unter dem Architekten *Macagro*, aus Toledo, an dessen Stelle, als er *1567 starb*, sein Schüler Juan Herrera Rusta-



mente, ein Asturier, trat und das Ganze vollendete.

Im Mittelpunkte steht die Kirche, ein geräumiges, hohes und reich verziertes, von einer schönen Kuppel überragtes Gebäude. Der Hochaltar besteht aus kostbarem Marmor, mit verschiednen spanischen Edelsteinen geschmückt. Zu beiden Seiten sieht man unter den Säulenhallen zwei Katafalke; auf dem einen ist *Karl V.* mit seiner Gemahlinn, Tochter und zwei Schwestern in kolossalen Bronze-Statuen in betender Stellung, auf dem gegenüber stehenden *Philipp II.* mit seinen drei Gemahlinnen, ebenfalls von Bronze, dargestellt. Eine Marmor-Treppe von 25 Stufen führt in das „*Pantheon*" oder die unterirdische königliche Gruft hinab, welche 108 Fuſs im Umfang und beinahe 40 Fuſs Höhe hat. Sie besteht aus mehren Abtheilungen. Die vornehmste ist der *Podridero* (Verwesungsplatz), wo die regierenden Könige und ihre Gemahlinnen seit Karl V. beigesetzt sind. Nächst derselben befindet sich die Abtheilung für die andern königlichen Prinzen und Prinzessinnen; auch ruhen hier die Gebeine des am 9. Sept. 1712 verstorbnen französischen Herzogs *de Vendôme*. Die königlichen Sarkophage sind von Bronze und stehen zu beiden Seiten in drei Reihen über einander, jeder in einer besondern Vertiefung, durch schöne Marmorpfeiler getrennt. Einige sind noch leer und erwarten die Asche der Lebenden. Dem Haupteingange gegenüber steht ein Altar mit einem Crucifix von schwar-

zem Marmor auf einem Fufsgestell von Porphyr. Alle Verzierungen dieses unterirdischen Palastes sind in hohem Grade geschmackvoll. Die Mauern und Wölbungen bestehen aus vielerlei Marmorgattungen. Den Eingang schmücken zehn marmorne dorische Säulen mit Sockeln und Kapitälern von vergoldeter Bronze.

Die Reisenden suchten sich der düstern Stimmung, in welche sie der Aufenthalt in dem königlichen Grabgewölbe versetzt hatte, durch einen Spaziergang im Garten zu entledigen. Der Himmel war heiter, aber ein heftiger, eisiger Nordwind kam vom Gebirge herab. Der Führer, ein geschwätziger Greis von 70 Jahren, dessen lebhafte Gesichtsfarbe dem Klima von Escorial grofse Ehre machte, versicherte, dafs die jetzige Kälte bei weitem nicht mit derjenigen zu vergleichen sei, welche man zuweilen selbst im Juli empfinde, wenn der Wind aus derselben Gegend wehe. Er gehe nicht selten in einen wahren Orkan über, der sogar Menschen und vierspännige Wagen umwerfe. Um diesen Stürmen auszuweichen, ist aus dem Palaste nach dem benachbarten Dorfe Escorial, wo viele Dienstleute des Hofes ihre Familien (?) haben, ein unterirdischer Gang *(la Mina)* angelegt worden.

Die Gärten sind sehr von denen in St. Ildefonso verschieden. Es ist hier mehr Natur, und die stille Einsamkeit der Lage des Orts erhöht die Schönheit der ganzen Landschaft ungemein. Unter andern führt eine breite Allee durch ein tie-

fes Thal zu einer waldigen Gruppe steiler und hoher Felsen, so wild und romantisch beinahe, wie die von Savoyen und Ober-Wallis. Die Gärten haben im Ganzen, wie das Gebirge selbst, eine nach Süden abfallende Lage, und senken sich, eine Terrasse nach der andern, zur Ebene hinab, so dafs sie, aus einer kleinen Entfernung, von oben oder von unten, betrachtet, wie hangende Gärten erscheinen und an die ähnlichen Abstufungen der *Isola Bella* erinnern.

Das Convent-Gebäude enthält zahlreiche Merkwürdigkeiten, namentlich die alte Kirche, die Priorei, die Refektorien, die Zellen und die Bibliothek. Die gröfsten Sehenswürdigkeiten aber sind, nächst der Bibliothek, die kostbaren *Gemälde*, welche die Kirche und die verschiednen Haupt-Abtheilungen des Convents schmücken. Sie übertreffen alle Gallerien Europens und stehen nur der von *Dresden* nach. Unsere Reisenden sahen hier nicht ohne Verdrufs mehre Kunstwerke, die einst England angehört hatten und für *Karl I.* angekauft worden waren. Wir können ihnen hier nicht ins Einzelne folgen. Die Hauptstücke sind eine heilige Margaretha von *Titian*, eine Gruppe frommer Christen, welche bei der Nacht den Leichnam des heiligen Laurentius wegtragen, von *El Mudo*, ein heiliger Johannes mit einem Lamm spielend, von *Spagnoletto*, eine Verkündigung von *Baroccio*; ferner ein Meisterwerk von *Velasquez*, Jakobs Söhne, welche ihrem Vater das blutige Gewand ihres Bruders Joseph zeigen; ein sterben-

der Christus von *Rubens*, eine heilige Familie von *Rafael*, u. a. m.

Die Hauptschätze der *Bibliothek* sind ihre griechischen, hebräischen, arabischen, lateinischen und altcastilischen Handschriften, welche sich auf 4300 belaufen sollen. Wahrscheinlich sind sie noch von keinem Gelehrten sämmtlich durchgesehen worden, und es befinden sich vielleicht viele unbekannte Werke der Alten darunter. Indessen kann der Reisende, bei einer flüchtigen Durchsicht des Ganzen, nichts darüber berichten. Am geringsten ist die Zahl der hebräischen, am stärksten die der arabischen, lateinischen und castilischen Handschriften. Unter den griechischen wird die Bibel des Kaisers Kantakuzeno, eine 700 Jahre alte Abschrift der vier Evangelien und eine Liturgie ausgezeichnet, welche der heilige Basilius geschrieben haben soll. Die Gemächer der Bibliothek sind prachtvoll. Der grofse Manuscripten-Saal namentlich enthält an der Decke und am Fries eine Reihe allegorischer Darstellungen der Wissenschaften und Künste. Auf einer Tafel in der Mitte steht ein kleiner silberner, mit Gold, Edelsteinen und Perlen verzierter Tempel, worin *Karl der Grofse* mit allen seinen Fürsten und Paladinen dargestellt ist. Die Gemälde in den verschiednen Abtheilungen bestehen unter andern aus Bildnissen berühmter spanischer Staatsmänner, Krieger und Gelehrten. — Eine Sonderbarkeit dieser Bibliothek ist, dafs die Bücher den Titel nicht auf der Rückenseite, son-

dern auf dem Schnitte der Blätter haben und auch dem gemäfs aufgestellt sind.

Am nächsten Morgen verliefsen unsere Reisenden das Kloster, um sich nach *Madrid* zu begeben.

Verbesserungen.

S. 7. Das hier gerügte Versehen in Betreff des *Hyrax Syriacus* fällt dem englischen Uebersetzer zur Last, aber nicht dem Verfasser, Laborde. Dieser sagt, seine Araber wären auf die Gazellen-Jagd ausgegangen und voll Jubel mit vier *Onebers* (wie der H. S. bei den Arabern heifst) zurückgekommen. Der Uebersetzer glaubte, diefs müfsten Gazellen gewesen seyn. (S. The Quarterly Review, Nr. CXVII. (Juli, 1837), S. 89 die Anmerkung.)

S. 23 Z. 14 v. u. ist nach „allmählich" *so* einzuschalten.

- 24 - 5 - - statt *emporhebende* lese man *emporstrebende.*
- 36 - 10 - - - *Mehrere* lese man *Unsere.*
- 42 - 11 - - } ist *oder Horeb* auszustreichen.
- 54 - 8 v. o. }
- — - 14 - - statt *den* lese man *dem.*
- 87 - 4 - - - *Quadersandsteinen* lese man *Quadersandstein.*
- 96 - 14 v. u. statt *abgiefst* lese man *abfliefst.*
- 101 - 8 v. o. - *schätzbarer* lese man *schiffbarer.*
- 113 - 7 - - - *Pinys* lese man *Pinus.*
- 122 - 12 - - - *Yato* lese man *Yate.*
- 216 - 8 - - - *ist* lese man *sind.*
- 218 - 6 u. 7 v. u. - *Beutel* lese man *Piaster.*
- 219 - 6 - - ist *welcher* auszustreichen.

S. IV. Z. 13 v. u. statt *maritime* lese man *maritimes.*

- XXVIII. - 7 v. o. - *Conception* lese man *Concepcion.*
- XXXV. - 6 u. 7 v. o. soll das Fragzeichen nach 27° stehen.
- XLVIII. - 5 u. 10 - - statt *Kaminsberg* lese man *Kamiesberg.*

Druck und Papier von *C. Schumann* in *Schneeberg.*

A 406689

UNIVERSITY OF MICHIGAN

3 9015 06218 6856